Johanna Haarer

# Mutter, erzähl von Adolf Hitler




J. F. Lehmanns Verlag / München-Berlin

Johanna Haarer

# Mutter, erzähl von Adolf Hitler!

# Mutter, erzähl von Adolf Hitler!

Ein Buch zum Vorlesen, Nacherzählen und Selbstlesen
für kleinere und größere Kinder

Von

Johanna Haarer

Mit 57 Strichzeichnungen
von Rolf Winkler




J. F. Lehmanns Verlag · München / Berlin

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei zu Nördlingen
Printed in Germany

# Vorwort

Alles, was wir tun, tun wir letzten Endes für das Kind. Adolf Hitler

Dieses kleine Buch über den Führer und das Dritte Reich ist entstanden aus der Beantwortung vieler, vieler Fragen, die ein paar kleine Kinder ihrer Mutter täglich immer wieder stellten: Fragen nach Worten und Begriffen, über die sie die Großen sprechen hörten, Fragen nach der Hakenkreuzfahne, die an den großen Festtagen des Volkes von allen Häusern weht, Fragen nach der Bedeutung des Deutschen Grußes und nach der Stimme des Führers, die so kraftvoll aus dem Lautsprecher tönt und der alle im Hause lauschen. Die Fragen nach dem Warum der großen Aufmärsche und Feiern – welche Mutter kennt sie nicht! Sie entströmen schier unaufhaltsam solch einem kleinen Kindermund und zeigen die erste, tiefe Nachdenklichkeit hinter den klaren Stirnen an, das Forschen nach dem Sinn und Inhalt der Worte und Begriffe, die wir Erwachsenen täglich selbstverständlich gebrauchen. Wie man es auch anfangen mag, es kann dabei gar nicht ausbleiben, daß wir schon die Kinder im Vorschulalter und in den ersten Schuljahren bekannt machen mit dem großen Geschehen der Gegenwart.

Es ist gewiß nicht leicht, dies richtig zu tun. Das Kind muß begreifen und verstehen können, was wir ihm antworten, und doch müssen wir andererseits so zu ihm sprechen, daß nichts, was groß und ewig ist, verkleinert, verniedlicht und dadurch verfälscht wird. Die Mutter, die hier beginnt, entdeckt gar bald, daß es unvermeidlich ist, schon dem kleinen Kinde von Krieg und Kampf und von der Not des Vaterlandes zu erzählen. Das fällt wohl mancher Mutter schwer. Möchten wir uns doch am liebsten schützend zwischen unsere Kinder und die harte Wirklichkeit stellen, um ihnen ihr ungetrübtes Kinderglück möglichst lange zu erhalten. Aber wie es bei anderen Fragen, die an die Wurzeln des Lebens rühren, sicherlich am besten ist, wenn die Kinder Belehrung und Aufklärung von der Mutter erhalten und nicht aus einem fremden

vielleicht lieblosen Mund, so auch hier. Wir tun unseren Kindern auf die Dauer nichts Gutes, wenn wir sie künstlich in einer Traumwelt halten, in der es keine Härten gibt. Sobald sie zu fragen anfangen, hilft es nichts: wir müssen sie bekannt machen auch mit der harten und oft bitteren Wirklichkeit dieser Welt. Wir werden das so schonend und kindgemäß wie möglich tun, aber trotzdem der Wahrheit nicht feige ausweichen. Denn niemals können Wahrheit und Wirklichkeit in der Seele der Kinder solchen Schaden anrichten wie Täuschung, Ausflucht und Lüge. Und wenn wir ihnen, gedrängt durch ihre Fragen, ein Stück aus der Geschichte unseres Volkes und Vaterlandes erzählen, dann denken wir daran, daß sie ja auch in unseren unvergänglichen deutschen Volksmärchen das Leben manchmal von harten und grausamen Seiten kennenlernen, ohne Schaden zu nehmen. Warum also sollten sie nicht hören dürfen von der wirklichen Not deutscher Menschen, von den Ursachen dieser Not und davon, wie ihnen geholfen und wie sie gerettet wurden?

Man könnte einwenden, daß zumal unsere Kinder im Vorschul- und ersten Schulalter nicht imstande sind, alles zu verstehen, wovon man zu ihnen in diesem Zusammenhang sprechen muß, ja daß man solch ein Stück Zeitgeschichte unseres Volkes so einfach gar nicht erzählen könne. Aber auch von den Märchen und anderen Erzählungen versteht das Kind nicht alles auf einmal. Deshalb will es sie ja immer wieder hören und es macht wahrscheinlich den Reiz einer Geschichte aus, daß man sie nicht gleich g a n z versteht.

So versucht denn hier eine Mutter, ein Buch zu schaffen zum Vorlesen für kleine Kinder, zum Nacherzählen oder Selbstlesen für größere – ein Buch, das unseren Kindern in frühen Jahren helfen soll, die deutsche Gegenwart zu begreifen, die so machtvoll an sie heranbrandet und die sie in ihrem erwachenden Geist so gern miterleben wollen. Da kann es denn gar nicht anders sein, als daß die Gestalt des Führers in des Buches Mitte steht.

# Inhaltsverzeichnis

# Vom alten Deutschen Reich. Von König Heinrich und Fürst Bismarck

Die Kinder blickten vom Spiel mit den Bausteinen auf und sahen, wie die Mutter den Flickkorb hervorzog. Der trübe, regnerische Herbstnachmittag schien die rechte Zeit zu sein, um die vielen zerrissenen Kinderstrümpfe zu stopfen! Ob wohl die Kinder bei ihrem Spiel aushalten und sie in Frieden ihre Arbeit würden tun lassen? Schon wußten sie etwas Besseres: „Erzähl uns was, Mutter, ja?" so bettelte die kleine Gertrud. Und Fritz sagte gleich: „Aber etwas Wirkliches, Mutter, nicht nur so eine Geschichte von Riesen und Hexen und Zwergen, von denen es dann immer heißt: die gibt es nur im Märchen!" „Was soll ich denn Wirkliches erzählen?" fragte lächelnd die Mutter. Fritz dachte einen Augenblick nach: „Unlängst habe ich dich doch gefragt, warum von allen Häusern Fahnen wehen und warum die roten Fahnen in der Mitte ein weißes Feld und so ein Hakenkreuz haben. Da hast du gesagt, das erzählst du einmal, wenn du Zeit hast. Inzwischen habe ich noch Hermann gefragt, der hat mir auch keine rechte Antwort g geben. Aber jetzt hast du Zeit, jetzt erzähl –!" Und die Kinder liefen nach ihren kleinen Schemeln und rückten nah an die Mutter heran. Da holte sie tief Atem und sagte: „Kinder, das wird eine lange Geschichte! Da hab ich wohl manchen Nachmittag und manches Abendstündlein zu erzählen! Aber weil ich es versprochen habe, soll es sein. Laßt mich nur einen Augenblick nach Brigitte sehen" – und sie sah ins Nebenzimmer nach der Jüngsten, die friedlich in ihrem Bettchen schlief – „und für Hermann das Brot bereitstellen, wenn er aus der Schule kommt. Und nun hört also zu."

Die roten Fahnen mit dem weißen Kreis und dem Hakenkreuz darin, das sind die deutschen Fahnen. Sie wehen überall im großen deutschen

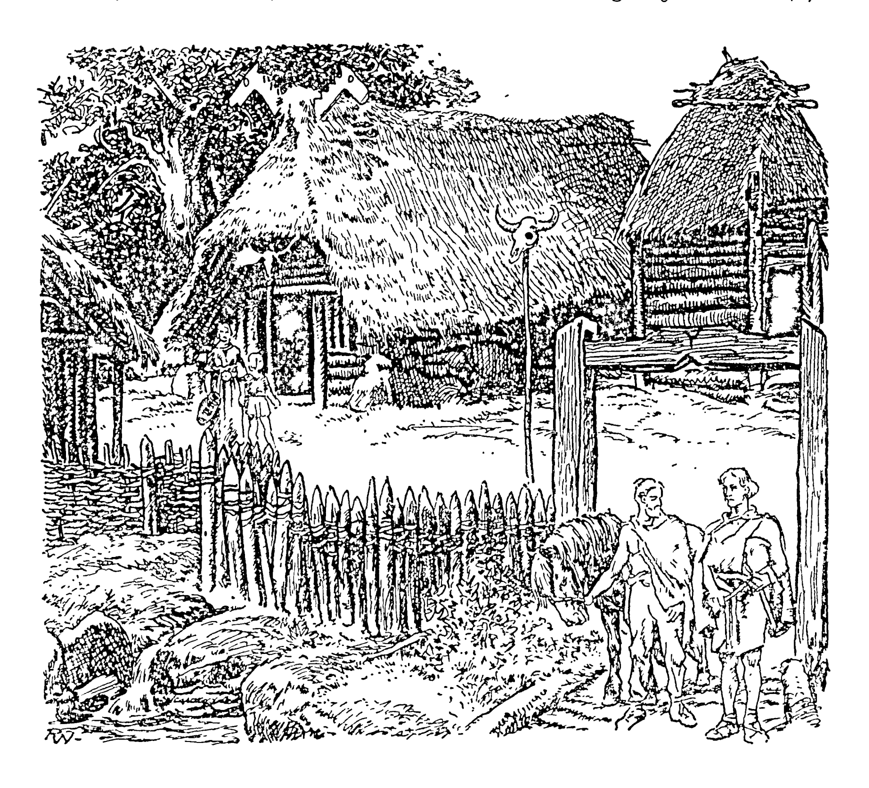
---

Da die Erzählung der Mutter den Hauptinhalt des Buches bildet, sind ihre Worte nicht zwischen Anführungszeichen gesetzt. Nur die Zwischenreden der Kin er und die Worte der handelnden Personen werden gekennzeichnet.

Land. Deutschland ist euer Vaterland, das müßt ihr wissen. Die Stadt, in der wir wohnen und in der ihr zur Welt gekommen seid, ist nur ein kleines Stück von dem großen deutschen Land. Ihr Kinder seid ja erst wenige Jahre alt und fangt eben an, das alles zu verstehen. Vater und Mutter sind viele Jahre älter als ihr und Großvater und Großmutter sind wieder älter als Vater und Mutter. Viel, viel älter aber als wir alle ist unser schönes, großes Vaterland, Deutschland. Das war schon vor tausend Jahren, ja noch früher da. Damals sah es in unserem Land freilich anders aus als jetzt und davon will ich euch heute einmal erzählen. Es gab noch keine Eisenbahn, keinen Rundfunk und keine Flugzeuge – o nein, noch lange nicht. Es gab auch keine solch großen Städte wie heute. Riesige Wälder zogen sich damals über Deutschland hin und in ihnen hausten noch Bären und Wölfe und vielerlei Tiere.

Aber schon damals gab es deutsche Bauern. Jeder von ihnen wohnte am liebsten mit seiner Frau, seinen Kindern, Knechten und Mägden ganz allein für sich. Jeder baute sich ein großes, stattliches Haus mit einem Dach aus Stroh. Es stand allein zwischen Hecken und Feldern und hatte innen einen einzigen großen Raum. Darin lebten die Menschen alle miteinander und von weiter hinten konnten auch ihre Tiere, die Kühe und Pferde, zu ihnen herübersehen. Oben auf den Dächern brachten die alten Deutschen schöne Schnitzereien an – ein paar Pferdeköpfe oder andere Figuren. Fast jedes Haus trug damals sein eigenes Zeichen droben auf dem Dach und über den Türen. Weil nun das Haus so allein stand, mußten der Bauer und die anderen Männer auf dem Hof sich wehren können, wenn etwa einmal Fremde oder Feinde kamen; denn wer vorbeiging, dem gefiel so ein stattliches Haus mitten in seinen Feldern wohl und er dachte: hier möchte ich auch bleiben, das sollte mir gehören! Und vielleicht versuchte er gar, in das Haus einzudringen. Dann aber schlug so ein deutscher Mann tüchtig mit seinem Schwert um sich und verjagte den Fremden. – So war es im ganzen großen Deutschland. Unten im Süden lebten die Schwaben und die Bayern nah an den hohen Bergen, den Alpen, auf denen bis weit in den Sommer hinein der Schnee liegt. Im Westen, da wo abends die Sonne untergeht, fließt durch Deutschland ein großer, herrlicher Strom, der Rhein.

An ihm leben Menschen aus dem Stamm der Alemannen, der Franken und Niedersachsen. Mitten in Deutschland sind besonders schöne Wälder. Das ist das grüne Herz von Deutschland, der Thüringer Wald, und dort leben die Thüringer. Gegen Osten, da wo die Sonne aufgeht, da wohnen die Sachsen. Oben im Norden aber grenzt das deutsche



Land an das Meer. Das Meer – das solltet ihr einmal sehen! Da sieht man nur Wasser bis an den Himmel hinan. Bald liegt es still da, bald brausen große Wellen gegen den Strand. Dort wohnen seit jeher die Friesen, das sind kühne und tapfere Leute. Sie verstehen sich darauf, Schiffe zu bauen und damit aufs Meer hinauszufahren. Und nun merkt einmal auf: die Bayern und die Franken, die Sachsen und die Schwaben,

die Thüringer und die Leute am Rhein und wie die Stämme alle noch heißen mögen – das sind alles Deutsche! Wohl sprechen die Schwaben ein wenig anders als die Bayern und die wieder ganz anders wie die Friesen oben am Meer – aber sie sprechen alle deutsch. Die deutsche Sprache ist ihre Muttersprache. Die deutschen Stämme sind auch sonst untereinander verschieden. Sie bauten schon in früherer Zeit ihre Häuser nicht alle gleich, sie trugen nicht die gleichen Kleider. Die Leute im Süden machten vieles anders als die im Norden – aber man konnte doch immer das gleiche sehen: das alles sind deutsche Menschen und die haben ihre deutsche Art.

Schon in alten, alten Zeiten, vor tausend Jahren, gab es in unserem deutschen Vaterland einen König. Es war dies eben in der Zeit, als fast jeder deutsche Mann ein Bauer war und in seinem eigenen Haus auf seinen Feldern lebte. Aber denkt nur einmal an, wir Deutschen haben schon von alten Zeiten her einen bösen Fehler: wir streiten immer miteinander! Die Männer aus Sachsen stritten mit den fränkischen Männern und mit den Bayern und den Thüringern. Sie kämpften mit ihren Schwertern gegeneinander, und immer gab es Krieg und Unruhe. Wer am besten mit dem Schwert umgehen konnte und am tapfersten war, der ging den anderen voran, das war der Herzog. Es stritten aber wieder die Herzöge untereinander, wer mächtiger sei und wer König heißen sollte. Es war gerade so, als wenn ihr einmal alle untereinander streitet, dabei kommt ja auch niemals etwas Gutes heraus, nein, nichts als Unordnung im ganzen Haus. Die Bayern und die Sachsen, die Thüringer, Schwaben und Franken sind auch nur Geschwister in der großen deutschen Familie und hätten sich miteinander vertragen sollen, wie Brüder sich vertragen müssen. Aber es fehlte ihnen ein starker Mann, der sie wie ein Vater zur Ruhe gebracht und für Ordnung in Deutschland gesorgt hätte.

Da wurde Herzog Heinrich deutscher König. Er war ein großer, starker Mann mit breiten Schultern – so groß, daß er über alle anderen hinwegsehen konnte. Er hatte klare, blaue Augen und einen kurzen, blonden Bart. Seine Kleider waren schlicht und einfach, denn ein rechter deutscher Fürst und Mann hat sich noch niemals viel aus Gold und Prunk gemacht. Mit dem Schwerte konnte er so tapfer kämpfen, daß

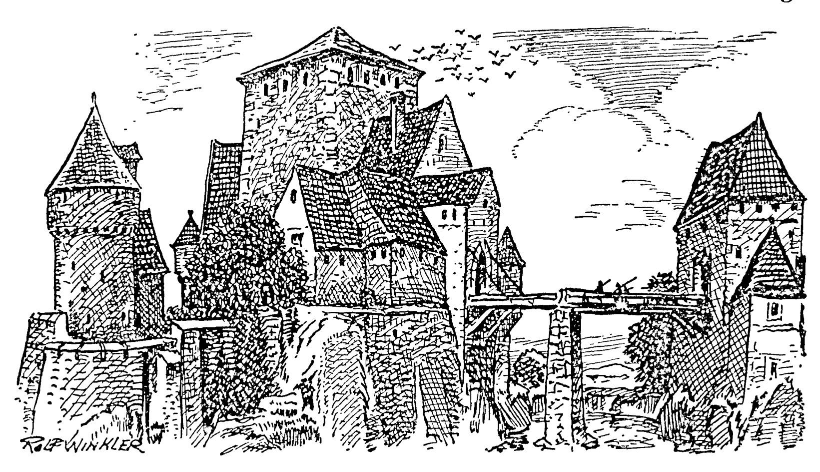
niemand ihm widerstehen konnte. Ihr müßt nun aber nicht denken, daß er deshalb immer nur an den Krieg und ans Kämpfen dachte! Nein, am liebsten ging er hinaus in den Wald auf die Jagd. Mitten im Grünen, unter Gottes freiem Himmel, bei Bäumen und Tieren, da war ihm am wohlsten. König Heinrich konnte wohl fröhlich sein, aber meist war er ernst. Er pflegte ruhig über alles nachzudenken, was er tun mußte. Sein Hausgesinde und die Männer, die ihm folgten, hingen mit ganzer Liebe an ihm. Sie rühmten, wie gut und gerecht er war. Seine Feinde aber fürchteten ihn und hatten Grund dazu; das werdet ihr gleich hören. „Wie war er denn König geworden?" wollten die Kinder wissen. Das Volk selbst hatte ihn zum König gewählt, so war es früher bei den Deutschen Sitte. Sie kamen an einem Platz zusammen und riefen aus, wer König sein sollte, und ihr könnt euch denken, daß sie natürlich den besten und tüchtigsten Mann dazu aussuchten. Wer König war, der durfte die alten deutschen Zeichen der Königswürde tragen. Und so brachten sie auch damals zu König Heinrich die wunderbare goldene Krone mit den vielen Edelsteinen, das breite Königsschwert, den goldenen Reichsapfel und das Zepter (das ist eine Art Stab). Diese königlichen Zeichen mag Heinrich angelegt haben bei besonderen Anlässen, wenn er alle großen Herren, Grafen und Herzöge aus seinem Reich zusammenrief zu einem Reichstag, einer Beratung. Wie herrlich mag der große, blonde Mann dann ausgesehen haben, stellt euch das nur einmal vor!

König Heinrich war ein sehr kluger Mann. Er wußte, daß es für seine Deutschen und für das deutsche Vaterland nichts Schlimmeres gab, als wenn die Deutschen untereinander stritten. Denn solange Streit und Unfrieden im Lande herrschten, konnte es sich ja gegen fremde Feinde niemals richtig wehren. Und Feinde gab es damals genug. Von Osten her, aus Asien, wo die Sonne aufgeht, kam an die Grenzen des Landes ein wildes Männervolk geritten. Sie saßen auf kleinen, struppigen Pferden und waren selbst auch klein von Gestalt, wild und häßlich über die Maßen. Und es kamen ihrer viele, viele Tausende! Aus ihren Bogen schossen sie mit Pfeilen. Ehe man sich's versah, waren sie auf ihren flinken, schnellen Pferden tief ins deutsche Land eingedrungen. Sie zündeten

die Häuser an und verwüsteten die Felder. Die Männer schlugen sie tot, die Frauen und Kinder schleppten sie mit sich fort. Überall, wo sie hinkamen, zogen große Not und schweres Elend ein. Wohl versuchten die Deutschen sich zu wehren, aber sie richteten nicht viel aus.

König Heinrich mag darüber nachgedacht haben, warum das so war, und er mag sich gefragt haben: ob denn das so bleiben mußte, daß sein schönes Deutsches Reich immer wieder von diesen fremden Teufeln überfallen und verwüstet wurde? Und da wurde ihm klar: Die Deutschen müßten erst einmal zusammenhalten! Sie müssen aufhören, miteinander zu streiten, dann werden sie sich auch besser wehren können. Solange aber jeder Bauer für sich allein auf seinem Hofe wohnt, kann er doch gegen die Feinde nicht viel ausrichten. Deshalb müssen wir feste, große Burgen und Schlösser bauen, sagte König Heinrich, und Städte, mit mächtigen Mauern darum. Dorthin können wir uns zurückziehen, wenn der Feind kommt und können ihm widerstehen. So tapfer auch jeder einzelne unserer Männer mit dem Schwert kämpfen kann, das hilft uns nichts, solange wir nicht ein richtiges großes Heer haben, in dem alle zusammenstehen. Schließlich müssen unsere Männer auch reiten können – nur so werden wir mit den Fremden fertig.

Dies alles hat der große König Heinrich in seinem Deutschen Reich auch wirklich durchgeführt. Er war so klug und gut, daß er die Bayern, Franken, Sachsen und anderen deutschen Stämme dazu brachte, sich miteinander zu vertragen. Er ließ Städte anlegen und herrliche Burgen bauen, mit mächtigen Mauern, Türmen und Gräben. Manch eine von den wunderschönen Städten und Burgen, die heute noch stehen, und an denen wir uns freuen, stammt aus jener fernen Zeit vor tausend Jahren! Unter König Heinrichs Führung schlossen sich alle deutschen Männer mit ihren Waffen zusammen zu einem deutschen Heer. Sie kämpften nun nicht mehr gegeneinander, nein. Aber die Feinde draußen an den Grenzen des Reiches, die lernten, was es heißt, wenn die Deutschen zusammenstehen und nicht gegeneinander, sondern miteinander fechten! Den wilden Reitern aus dem Osten verging nach vielen Kämpfen die Lust wiederzukommen, so schwer wurden sie von König Heinrich und seinen Männern geschlagen. Im Osten und Norden eroberte der König




für seine Deutschen neues Land. Im Westen, wo die Sonne untergeht und das Land Frankreich an Deutschland grenzt, hielt er kluge Freundschaft mit den anderen Völkern und Fürsten. Und als er nach einem Leben voller Kämpfe und Arbeit alt geworden war, da stand das Deutsche Reich stark und herrlich da. Es war das erste Reich, das die Deutschen sich erkämpft hatten! Die Herzöge und Grafen und mit ihnen das Volk aus allen deutschen Gauen, sie hielten fest zusammen wie schon lange nicht. König Heinrich selbst lebte bis in sein Alter zufrieden und glücklich mit seiner Königin Mathilde. Sie war eine sanfte und gute Frau und hatte dem König fünf Kinder geschenkt, drei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn würde nach seines Vaters Tod an dessen Stelle treten und auch König werden, das wußte das Volk. So wie dieser würde er bei den großen Festen die goldene Krone tragen, das große Schwert, das Zepter und den Reichsapfel. So wie er würde er ihnen im Kampfe vorangehen.

König Heinrich hatte wohl alle Ursache, stolz zu sein auf das, was er in seinem Leben geleistet hatte. Schließlich starb er als alter Mann, geliebt und geehrt von seinem Volk. Aber als er gestorben war, da blieb es nicht lange ruhig im Deutschen Reich. Bald stritten wieder wie vor des Königs Heinrich Zeit die Bayern mit den Sachsen und ie mit den

Schwaben und andere deutsche Stämme stritten untereinander. Oder es kämpften die Herren auf den Schlössern und Burgen gegen die Herren in den Klöstern und Kirchen. Die Fürsten führten Krieg mit den Bauern. Die Städte stritten untereinander – kurzum, es war ein ewiger Unfriede und Streit im deutschen Vaterland und niemals so richtig Ruhe! Auch die Könige und Kaiser konnten nicht viel dagegen ausrichten. Brachte einer einmal ein wenig Ordnung hinein, so war nach seinem Tod alles bald wieder dahin. Bei aller Unruhe aber wurde doch immer fleißig gearbeitet im ganzen deutschen Land. Die Bauern schafften auf ihren Höfen, die Leute in der Stadt bauten herrliche Kirchen und Häuser, die Handwerker machten immer schönere und kunstvollere Sachen. Aber all die anderen Völker rings um uns herum brachten es eben doch viel weiter als wir. Denn sie stritten nicht miteinander, sondern sahen zu, daß sie in der Welt vorwärts kamen.

Im Westen, da wo die Sonne untergeht, grenzt an unser deutsches Land das Land Frankreich, das sagte ich euch schon. Dort wohnen die Franzosen, die sprechen französisch. „Und wie klingt das, Mutter?" fragten die Kinder. Es klingt viel rascher und schneller als unsere Sprache! Manche Worte werden ein wenig durch die Nase gesprochen und manchmal müssen bei den Franzosen die Hände mithelfen beim Sprechen, so lebhaft sind sie. Frankreich ist ein schönes, reiches Land. Wein, Obst und Getreide wachsen dort in Überfluß. Deshalb trinken die Franzosen auch gern Wein und essen feines, weißes Brot dazu. Mitten in Frankreich liegt eine wunderschöne, riesengroße Stadt, sie heißt Paris. Und die Franzosen sind auf ihr Land und diese Stadt sehr stolz und lieben sie sehr. – Oben im Norden reicht das Meer an unser Land, das wißt ihr auch schon. Fährt man auf einem Schiff über das Meer, so kommt man nach England. Dort wohnen die Engländer, die sprechen englisch. Das klingt wieder ganz anders, als wenn ein Franzose spricht. So ein Engländer ist groß und hager und viel ruhiger als ein Franzose. Er spricht längst nicht so viel, und wenn er den Mund auftut, so meinen wir oft, er hätte einen Knödel darin! Die Engländer und Franzosen haben es in früheren Zeiten viel klüger gemacht als wir Deutschen. Während die Deutschen untereinander stritten oder aber still für sich arbeiteten, bauten

sie sich starke Schiffe und fuhren damit übers Meer in die weite Welt, in die fernen Erdteile Asien und Afrika und nach Amerika hinüber. Im Lande Afrika wohnen die Neger. Sie haben eine ganz schwarze Haut und krauses, wolliges Haar. In ihrer Heimat ist es heiß, und es wachsen viele Pflanzen dort, die bei uns nicht gedeihen. Die Baumwolle z. B. wächst dort auf Sträuchern. Aus Baumwolle macht man Stoff für Kleider. In Afrika wächst auch der Kaffee, den Mutter und Großmutter so gerne trinken. „Und was wächst in Asien? Und wie sind die Leute dort?" fragten die Kinder. Asien ist unermeßlich groß. Es gibt dort viele Völker, solche mit gelber Haut, das sind die Chinesen und Japaner, und solche mit brauner Haut, wie z. B. die Inder. Dort wachsen der Tee und der Kakao, Pfeffer und Zimt und viele andere kostbare und nützliche Sachen. Dies alles brachten die Engländer und Franzosen auf ihren Schiffen aus Asien und Afrika heim, und sie wurden immer reicher und mächtiger dabei.

Wenn sie zu uns nach Deutschland herübersahen, mußten sie wohl lachen. Da stritten die Deutschen über dies und das! Sie waren gar nicht dumm, sie bauten schöne Städte, sie dachten sich Maschinen aus, sie erfanden Dampfschiffe und Eisenbahnen – aber was nützte das alles? Das große, mächtige deutsche Reich aus König Heinrichs Zeiten war dahin, es war in viele kleine Ländchen aufgeteilt. In jedem herrschte ein Fürst oder ein kleiner König, und von denen wollte immer einer mehr sein als der andere.

Im Osten von all den vielen kleinen deutschen Ländern und Ländchen, da stand seit vielen hundert Jahren schon ein großes und mächtiges Land: Österreich. Dort herrschten die Kaiser von Habsburg. Unter ihrer Herrschaft lebten viele Völker: die Tschechen in Böhmen und Mähren, die Ungarn im Lande Ungarn, und noch manch anderes Volk, vor allem aber auch viele Deutsche. Die Deutschen in Österreich hielten dieses große Land zusammen mit ihrer Klugheit, ihrem Fleiß und ihrer Treue zum österreichischen Kaiser. Lange Zeiten hindurch waren die Kaiser von Österreich zugleich auch Kaiser vom heiligen Deutschen Reich gewesen, aber als vor mehr als hundert Jahren der französische Kaiser Napoleon das alte Deutsche Reich schwer bedrängte, da kamen Zeiten so voll Krieg



und Not, daß niemand mehr vermochte, das Reich zusammenzuhalten. Von jener Zeit an wollte auch der Kaiser von Habsburg nicht mehr deutscher Kaiser sein.

Es gab nun keinen mächtigen deutschen Kaiser mehr! Die herrliche Kaiserkrone, das Zepter, den Reichsapfel und das Schwert – niemand trug sie mehr! Und niemand hielt mit starker Hand das Reich der Deutschen zusammen.

Unter den vielen kleinen deutschen Ländern aber tat sich im Lauf der Zeit eines am meisten hervor: das war das Land Preußen oben im Norden. Manch weiser und tapferer König hatte dort regiert, und diese Könige hatten das arme kleine Ländchen Preußen im Lauf der Zeit größer und mächtiger gemacht als die anderen deutschen Länder. Und in Preußen fand sich fast tausend Jahre nach König Heinrich der Mann, der wieder ein großes, einiges Deutsches Reich gründete, das war Fürst Otto von Bismarck.

Fürst Otto von Bismarck war ein Mann wie Heinrich – groß von Gestalt, mit breiten Schultern und blauen Augen. Auch er hatte einen aufrechten und mutigen Sinn und war über die Maßen klug. Sein Herz war voller Liebe für sein deutsches Volk und voll Schmerz darüber, daß es kein starkes Deutsches Reich mehr gab, und keinen mächtigen deutschen Kaiser mehr, der darin herrschte. Der preußische König Wilhelm I. erkannte wohl, was Bismarck für ein Mann war, und er holte ihn zu sich, damit er ihm bei seiner Arbeit helfe.

In langer, mühsamer Arbeit und in einem Leben voll Kampf hat Fürst Bismarck dann ein neues Deutsches Reich gegründet. Es war das

Zweite Reich der Deutschen! Er bekam es fertig, daß all die vielen kleinen Fürsten und deren kleine Ländchen mittaten und sich leidlich vertrugen und daß wir Deutsche den Unfrieden sein ließen. Leicht war das nicht, das könnt ihr glauben. Aber die da droben aus dem Lande Preußen, die geben nicht nach, wenn sie sich etwas vorgenommen haben. So wurde der König Wilhelm von Preußen schließlich deutscher Kaiser und Fürst Bismarck wurde der Reichskanzler des neuen Deutschen Reiches.

Eines aber vermochte Fürst Bismarck nicht, trotz all seiner Klugheit und seinem Mut: es gelang ihm nicht, alle Deutschen in dieses neue Zweite Reich zu bringen. Der Kaiser von Habsburg im Lande Österreich, der gab die Deutschen dort nicht frei und ließ sie nicht ins Deutsche Reich einfügen. Das war schon damals ein großer Schmerz für jeden rechten Deutschen, aber Fürst Bismarck konnte es nicht ändern. Beim Kaiser von Österreich lagen auch die uralten Herrscherzeichen, Kaiserkrone, Reichsapfel, Zepter und Schwert. Sie wurden in der Stadt Wien aufgehoben und der neue deutsche Kaiser Wilhelm I. konnte sie nicht tragen.

Nun ging es wieder so wie zu König Heinrichs Zeiten: Wenn wir Deutschen uns untereinander vertragen, dann wird unser Vaterland, das Deutsche Reich, groß und mächtig, und es geht uns allen gut. Es sah ja nun ganz anders aus bei uns als damals, da Heinrich König war. Von den großen Wäldern im Lande waren viele verschwunden. Die Bauern hatten die Bäume ausgerodet und Felder angelegt. Aus den wenigen Städten, die König Heinrich gegründet hatte, waren viele große Städte geworden. Mit Lärm und Rauch fuhren die Eisenbahnen durchs Land. In großen Fabriken arbeiteten die Arbeiter fleißig an den Maschinen. Früher hatten die tüchtigen deutschen Handwerker in mühsamer Arbeit jedes Stück, das gebraucht wurde, einzeln gemacht. Jetzt aber kamen aus den Fabriken Tag für Tag eine Menge schöner und nützlicher Sachen heraus: Schuhe, Kleider, Uhren, Maschinen, Fahrräder u. a. mehr. Die Arbeiter in den Fabriken schafften so fleißig, daß wir selbst all die vielen Sachen gar nicht brauchen konnten. Deshalb verkauften wir sie in andere Länder, ja in alle Welt, und überall nahm man die deutschen Waren gern. Die Engländer und Franzosen sahen erstaunt und verdutzt

zu uns herüber. Was war denn los in Deutschland? Was hatte der Fürst Bismarck da zuwege gebracht? Die Deutschen stritten ja gar nicht mehr miteinander, sie schienen statt dessen nur noch zu arbeiten und zu trachten, daß sie in der Welt vorwärts kämen. Das gefiel den Engländern und Franzosen gar nicht, o nein!

Aber Fürst Bismarck bekam noch mehr fertig. Wir wollen auch Schiffe bauen und auch ein Stück von jenen fernen Ländern überm Meer haben wie die Engländer und die Franzosen, so sagte er. Unsere Fabriken brauchen Baumwolle und Gummi, unsere Kinder trinken gern Kakao, und wir alle mögen auch eine Tasse Kaffee oder Tee. Und siehe da, er brachte es so weit, daß auch uns Deutschen da und dort ein Stück Land im fernen Afrika oder Asien gehörte. Es war längst nicht so viel wie das, was die Engländer oder Franzosen hatten – nein, bei weitem nicht! Aber es war trotzdem viel wert für uns Deutsche. Diesmal sahen mit den Franzosen und Engländern noch andere Völker ganz zornig zu uns herüber und ärgerten sich. Was ist denn mit den Deutschen los?, so hieß es. Sie sollen doch wie bisher in ihrem Lande bleiben und sollen uns draußen in der Welt ja nicht in die Quere kommen! Fürst Bismarck und sein kaiserlicher Herr wußten gut genug, daß sie nicht nur Freunde hatten. Deshalb sagten sie sich: soll das Deutsche Reich groß und mächtig bleiben, dann brauchen wir stolze Kriegsschiffe auf dem Meer und ein Heer voll tüchtiger Soldaten. Soldaten hat es natürlich früher auch schon gegeben – jeder Fürst hat seine eigenen gehabt. Jetzt aber marschierten alle diese vielen Soldaten miteinander und alle für Deutschland! Die Leute in Deutschland hatten große Freude an ihnen, wenn sie so ausrückten in ihren prächtigen Uniformen und mit ihren Fahnen. Wie ein Mann hörten sie auf das Kommando des Offiziers. Und wie spielte ihre Musik so schneidig! Die anderen Völker rings um uns aber hatten keine Freude an unseren deutschen Soldaten. Im Gegenteil, sie hatten Angst vor ihnen und fürchteten, daß wir ihnen etwas Böses tun wollten. Wir Deutschen aber dachten an nichts Arges. Fürst Bismarck und sein Kaiser hatten dafür gesorgt, daß unserem Volke lange Jahre hindurch ein Leben voller Arbeit und Frieden beschert war. Das dauerte auch noch eine Weile an, als die beiden großen

Männer schon gestorben waren und nicht mehr unter dem deutschen Volk lebten.

Eines Tages aber konnten es die anderen Völker schließlich nicht mehr mit ansehen, daß es uns so gut ging und wir es immer weiter vorwärts brachten in der Welt. Unser deutsches Reich wurde immer stärker und mächtiger, wenn auch die deutschen Brüder aus Österreich nicht mit dabei waren. Die deutschen Waren aus den Fabriken und Werkstätten fuhren in unseren deutschen Schiffen weit über das Meer in alle Welt. In Asien und Afrika hatten wir uns ein Stück Land erworben. Das alles hatten die anderen Völker ja auch längst getan! Uns Deutschen aber gönnten sie es nicht. Die Männer, die rings in den Ländern um uns herrschten, taten sich gegen uns zusammen. Die Franzosen gingen mit den Engländern und holten die Russen dazu. Die Russen wohnen in Rußland, das ist ein riesengroßes Land im Osten unseres Vaterlandes. Sie sprechen russisch, und man kann kein Wort davon verstehen. Rußland hat riesige Wälder, in denen heute noch Wölfe und Bären hausen wie früher zu König Heinrichs Zeiten bei uns. Auf unermeßlichen Getreidefeldern wächst dort so viel Korn, daß die Russen selbst es gar nicht verzehren konnten. Große Flüsse ziehen durch das Land. Der Winter ist lang und streng dort, viel härter als bei uns, aber die Russen sind es gewöhnt. Sie haben dicke Mäntel aus Fell und Pelz und fahren dann in ihren Schlitten mit flinken Pferden im Hui über Eis und Schnee. Ihre Häuser bauen sie mit dicken Wänden. Darin haben sie es warm und gemütlich, wenn sie aus der eisigen Kälte hereinkommen. Dann trinken sie heißen, duftenden Tee, und wenn es ihnen so recht behaglich ist, singen sie ihre schönen, russischen Lieder.

Der russische Kaiser, der damals in diesem Lande herrschte, hatte so viele Soldaten wie sonst kein anderer. Wie früher zu König Heinrichs Zeit sollten die Feinde vom Osten her in unser Land einfallen, sollten es verwüsten und uns alles wegnehmen. In wilden, riesigen Scharen rückten sie heran. Von der anderen Seite aber, vom Westen her, da kamen die Franzosen und Engländer und wollten dasselbe tun.

„Das haben wir aber nicht gelitten, nicht wahr, Mutter, nein!“ rief ganz eifrig der große Hermann, der inzwischen aus der Schule gekom-

men war und auch mit zugehört hatte. Natürlich nicht. Wie früher, so griffen unsere Männer zu den Waffen. Es waren nicht mehr die breiten, einfachen Schwerter aus vergangener Zeit, es waren Gewehre und Kanonen. Aber so wie unter König Heinrich jeder deutsche Mann es verstanden hat, sich zu wehren und zu kämpfen, so hatte Fürst Bismarck und sein Kaiser dafür gesorgt, daß unsere deutschen Männer das jetzt auch konnten. Ein jeder ließ seine Arbeit liegen – die Bauern gingen vom Feld weg, die Arbeiter aus der Fabrik, die Kaufleute aus den Geschäften. Der Kaiser rief sie, das Land zu verteidigen gegen Franzosen, Engländer und Russen. Und alle, alle kamen.

Seht ihr, so hat der große Krieg angefangen, damals, als der Vater noch ein Junge und ich noch ein kleines Mädel war. Er dauerte vier Jahre lang. Davon erzähle ich euch das nächste Mal.

Die Kinder saßen still da und schienen nachzudenken über all das, was sie vom deutschen Vaterland und früheren Zeiten gehört hatten. „Aber die Fahnen hast du mir wieder nicht richtig erklärt!" so sagte Fritz schließlich ein wenig enttäuscht. Hab nur Geduld, mein lieber Junge, meinte die Mutter, das kommt schon noch. Damals gab es unsere Hakenkreuzfahne noch gar nicht. Die Fahnen im Zweiten Deutschen Reich hatten nur die gleichen Farben, nämlich schwarz, weiß und rot in breiten leuchtenden Streifen untereinander. Aber siehst du, wenn du von all dem, was ich heute erzählte, gar nichts weißt – dann, ja dann kannst du auch nicht verstehen, was unsere Hakenkreuzfahnen uns heute bedeuten! Damit mußt du dich vorerst trösten.

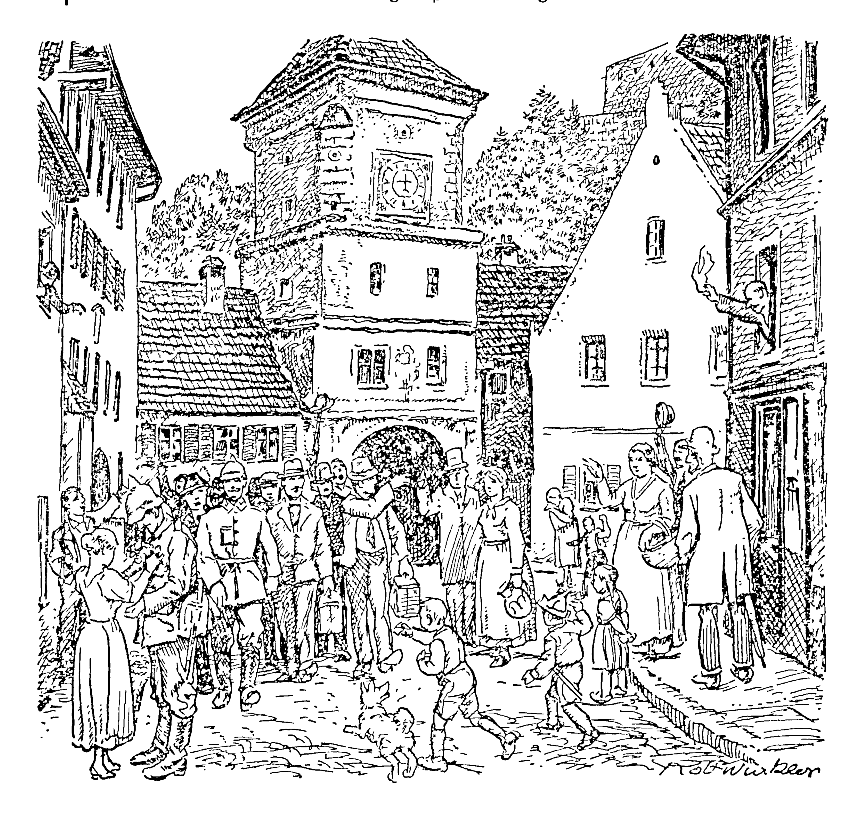
## Vom großen Krieg

„Heute erzählst du uns von dem großen Krieg, Mutter!" so kamen die Kinder in der Dämmerstunde bei der Mutter an.

Also hört zu. Als der Krieg ausbrach, war ich selbst noch ein Kind und ich lebte damals bei eurer guten Großmutter in der kleinen Stadt,

in der ich auf die Welt gekommen bin. Mein Vater war gestorben, als ich noch ganz klein war. Heute will ich euch erzählen, wie es damals in meiner Heimatstadt zuging. Ihr kennt sie ja. „Ja, ja", riefen die Kinder, für die ein Besuch bei der Großmutter in Mutters Heimat eine der größten Freuden war. „Wir wollen wieder hinfahren, wir sind so gern dort!" „Ich mag das alte Tor so gern, das auf dem Marktplatz steht, mit dem Turm drauf und der schönen Uhr", rief Fritz. „Und ich die alte Burg über der Stadt mit der großen Mauer, von der man so weit ins Land schauen kann!" sagte der große Hermann. „Und ich", sagte Gertrud, „mag am allerliebsten den Fluß! Da können wir schwimmen und baden, und die Gänse und Enten baden auch mit uns!" „Laßt uns fleißig das Reisegeld zusammensparen", meinte die Mutter, „lieber einmal auf eine Schleckerei verzichten und die Groschen in die Sparbüchse tun, dann könnt ihr bald wieder zur Großmutter fahren."

Auch in unsere kleine gemütliche Stadt kam also eines Tages die Nachricht: Der Krieg ist ausgebrochen! Die Männer, die früher Soldaten gewesen waren, zogen alle miteinander singend durch die Stadt zum Bahnhof. Sie fuhren in die nächste größere Stadt und marschierten in die Kasernen. Dort zogen sie aufs neue ihre Uniformen an und wurden wieder Soldaten. Die Leute in der Stadt begleiteten sie. Alle hatten in der Zeitung gelesen, daß die Engländer, die Franzosen und die Russen nichts Gutes mit uns im Sinn hatten. Sie wurden frech gegen Deutschland, und unserem Kaiser war nichts anderes übriggeblieben, als ihnen den Krieg zu erklären. Denen wollten's unsere Männer schon zeigen! So dachten alle. Jeder fühlte sich tapfer und mutig! Die Buben liefen nebenher – wenn sie doch auch mit dabei sein könnten! Ach, daß sie noch zu klein waren, um ein Gewehr zu tragen und eine Uniform anzuziehen! In der ganzen Stadt war Freude und Begeisterung. Der Herr Bürgermeister traf auf dem Marktplatz die Arbeiter aus der Metallfabrik. Er schüttelte ihnen die Hände, und alle waren sich einig: Jetzt müssen wir unser Vaterland schützen, jetzt halten wir alle zusammen. Der Herr Lehrer stand bei dem Töpfermeister, der neben seinem Hause wohnte. Sie sprachen über unsere Soldaten und darüber, daß sie ganz bestimmt mit den Feinden fertig werden würden. Die ganze Stadt war



wie eine große, gute Familie, alle waren eines Sinnes, alle vertrugen sich. So einig war man lange nicht gewesen, und jedermann fühlte große Freude darüber und dachte: dann kann es uns nicht fehlen.

Auf dem Marktplatz steht ein großes, schönes Haus, darin wohnen die Schmitthammers. Von jeher stand Herr Schmitthammer unten in seinem Geschäft. Er verkaufte Mehl und Grieß, Zucker, Rosinen und Mandeln, Essig und Öl. Oftmals bin ich als kleines Mädel zu ihm geschickt worden, um einzukaufen. In seinem Laden war alles blitzeblank, die Messingknöpfe an den Schubladen glänzten hell, und ich mochte immer gern zu dem freundlichen Mann gehen. Manchmal war auch seine Frau im Laden, meist aber war sie bei ihren Kindern im ersten Stock.

Fünf waren es an der Zahl - ich kannte sie alle gut und spielte mit ihnen im Garten oder auf der Wiese vor dem Tor. Als ich in jenen Tagen wieder einmal in das Geschäft geschickt wurde, da war Herr Schmitthammer nicht mehr da! An seiner Stelle stand die Frau hinterm Ladenpult und wog die Waren aus. Ich mußte ein wenig warten, bis ich dran kam, und inzwischen hörte ich, was sie einer anderen Frau erzählte. Ja, Herr Schmitthammer war schon ein gutes Stück im Lande Frankreich drin. Nein, nicht einen einzigen Franzosen hatten unsere Soldaten ins deutsche Land hereingelassen! Herr Schmitthammer hatte es in einem Feldpostbrief nach Hause geschrieben, wie herrlich unsere Soldaten kämpften. Sie gewannen eine große Schlacht nach der anderen und eroberten die fremden Städte. Ich sah Frau Schmitthammer an, wie sie so erzählte. Sonderbar, daß sie dabei so ernst war! Es schien fast, als hätte sie eine Träne in den Augen! Als ich dann heimging, läuteten die Kirchenglocken und die Menschen liefen auf dem Marktplatz zusammen. Sieg, hieß es, einen großen Sieg haben unsere Soldaten wieder erkämpft! Die Feinde haben vor ihnen fliehen müssen. Alle Menschen sangen „Deutschland, Deutschland über alles“ und dann noch das schöne Lied „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“. Und alle, die mitsangen, fühlten eine feierliche und große Freude.

So war es am Anfang des großen Krieges. Freilich kamen auch andere Nachrichten von unseren Soldaten in die Heimat. Der Töpfermeister, der neben des Lehrers Haus wohnte, bekam eines Tages eine Karte mit einem großen Stempel darauf. Auf ihr stand zu lesen, daß sein lieber Sohn bei den Kämpfen in Frankreich den Tod gefunden hatte. Eine feindliche Kugel hatte ihn getroffen, und nun lag er begraben mit vielen anderen deutschen Soldaten, weit, weit weg in französischem Land. Der arme Töpfermeister konnte ein paar Tage nicht arbeiten, so schwer traf ihn der Tod seines lieben Sohnes. Er saß in der Werkstatt vor seinem Töpferofen – kein Feuer brannte mehr darin. Seine Hände, die ganz braun und rissig waren von der Arbeit mit dem Ton, ruhten in seinem Schoß. Sein Georg war tot – etwas anderes konnte er gar nicht denken. Hinten in der Küche saß die Mutter und weinte vor sich hin. Sie würde ihren großen, stattlichen Jungen nie wiedersehen! – Auch vom

Sohn des Herrn Lehrers kam eine Nachricht. Er war in Rußland verwundet worden. Ein russischer Soldat hatte auf ihn geschossen und ihn in den Arm getroffen. Jetzt lag er recht krank in einem Feldlazarett, so heißt man die Krankenhäuser für die Soldaten. Aber er würde wohl wieder gesund werden.

„Ach, Mutter", rief die kleine Gertrud, „warum mußte so ein schrecklicher Krieg sein, warum mußten die Menschen aufeinander schießen! Sie hätten sich doch vertragen sollen!" Ja, so kann man wohl sagen, meinte die Mutter. Aber wenn uns die anderen Völker nicht in Ruhe lassen? Wenn sie uns unser Land wegnehmen wollen? Dann bleibt eben gar nichts anderes übrig, als daß unsere Männer kämpfen. Wir lieben doch unser Vaterland, es ist unsere Heimat! Jeder von uns hängt an dem Haus, in dem er zur Welt gekommen ist, an dem Dorf oder der Stadt, darin er groß wurde. Auf unseren Feldern wächst das Korn, das uns Nahrung und Brot gibt. Hier haben unsere Väter ihre Arbeit, mit der sie für ihre Frauen und Kinder sorgen. Für all das müssen sie kämpfen, wenn Gefahr droht. Wer nicht mehr kämpfen will oder kann, wer dazu zu feige oder schwach ist, der muß zugrunde gehen. So ist es nun einmal auf der ganzen Welt. Daran dachten aber unsere Soldaten nicht. Sie dachten nur daran, daß sie immer kämpfen und siegen wollten! „Es waren eben tapfere Soldaten, nicht wahr, Mutter", rief Fritz. „Und dann haben sie doch gesiegt, ja?"

Hört zu, wie es weiter in unserer Stadt ging. Der Kaiser brauchte immer mehr Soldaten. Denn denkt euch, immer mehr Feinde fielen über uns her und fingen mit uns Krieg an. Völker und Länder, denen wir niemals etwas Böses getan hatten, ja die weit weg von uns hinter fernen Meeren lagen, waren uns plötzlich feind. Sie glaubten den Lügen, die unsere Feinde damals in aller Welt erzählten. Sie dachten, daß wir Deutsche böse und schlechte Menschen sind und sagten: Wir wollen auch gegen die Deutschen gehen, damit die Welt mit ihnen fertig wird. „Und gab es gar kein Land und gar kein Volk, das uns auch ein wenig lieb hatte und zu uns hielt? Es ist doch schrecklich, daß niemand uns mochte und alle uns nur Böses tun wollten!" meinten die Kinder. Doch, ein Land gab es, das hielt zu uns, es war das Land Österreich, von dem ich

euch schon sprach. Ich habe euch schon erzählt, daß dort viele Deutsche wohnen, freilich auch andere Völker, die andere Sprachen sprechen. Aber besonders die deutschen Soldaten in Österreich kämpften tapfer mit unseren Soldaten und hielten zusammen wie gute Brüder.

Trotz alledem ging jedoch der Krieg nicht so schnell zu Ende, wie jedermann gehofft hatte. Immer mehr Männer zogen aus unserer Stadt weg und wurden Soldaten. Frau Schmitthammer hatte in ihrem Geschäft einen guten Gehilfen, der ihr bei der Arbeit half. Nun fuhr er aber eines Tages auch weg, hinauf nach Kiel. Das ist eine große Stadt am Meer, und dort wurde er Matrose auf einem unserer Kriegsschiffe. Frau



Schmitthammer war immer eine fleißige Frau gewesen, nun aber arbeitete sie unablässig von früh bis spät, denn sie mußte ja die Arbeit von zwei Männern tun! Draußen in der Fabrik vor der Stadt fehlten auch immer mehr Arbeiter. Sie holten die Frauen an die Maschinen, denn alle Männer waren Soldaten geworden. – Eines Tages früh trauten die Leute in der Stadt ihren Augen nicht. An Stelle des Postboten im blauen Rock kam eine Frau und trug die Briefe aus. Der Postbote war auch zu den Soldaten gegangen. Und so war es damals überall. Auf

den Bahnhöfen, bei den Fuhrwerken, in den Geschäften und Fabriken, ja bei den Bauern auf den Feldern taten die Frauen Männerarbeit. Sie schafften unermüdlich, denn daheim mußte doch alles weiter in Ordnung bleiben. Was wäre sonst aus uns allen geworden?

Mitten im heißen Sommer hatte der Krieg angefangen, und nun wurde es langsam Weihnachten. In der Schule kamen die Schmitthammer-Kinder auf mich zugelaufen und waren ganz außer sich vor Freude: „Denk nur, denk nur, unser Vater kommt zu Weihnachten heim!" „Bleibt er dann wieder daheim?" so fragte ich. O nein, er bekam nur einen kurzen Urlaub, und dann ging er wieder zurück ins Feld. Trotzdem hatte Frau Schmitthammer zum erstenmal wieder ihr altes, fröhliches Gesicht. Und zu Weihnachten durfte auch ich zu Schmitthammers gehen und Herrn Schmitthammer ein frohes Fest wünschen.

Fast hätte ich ihn nicht erkannt! Sein Gesicht war dunkelbraun geworden – so hatte er in seinem Geschäft nie ausgesehen. Ein großer Bart war ihm gewachsen. Er trug eine schlichte, graue Uniform. Vorn im Knopfloch hing an einem Band ein schwarzes Kreuz mit weißem Rand und an seiner Brust steckte nochmal solch ein Kreuz. Das war das Eiserne Kreuz der deutschen Soldaten. Sie bekamen es verliehen, wenn sie besonders tapfer gekämpft hatten. Wir Kinder saßen mucksmäuschenstill dabei, wenn Herr Schmitthammer erzählte. Wir rührten uns nicht vor Furcht, daß wir aus der Stube hinausgeschickt würden – und wir wollten doch auch alles gern hören, was er sagte! Nein, ein Spaß und ein Vergnügen war der Krieg nicht, so erzählte er. Anfangs im Sommer, war es vorwärts gegangen, immer nur vorwärts! Es schien, als ob die Franzosen sich gar nicht zu helfen wußten, wenn die deutschen Soldaten heranstürmten. Sie mußten nachgeben und zurückgehen. Nicht daß sie feig gewesen wären, nein. Auch sie kämpften tapfer. Aber unsere deutschen Soldaten waren so mutig, kühn und furchtlos, daß gegen sie nicht anzukommen war. Und dann hatten wir Deutschen so herrliche Feldherrn. Von Hindenburg und Ludendorff habt ihr ja schon manchmal gehört und ich werde euch noch öfters von ihnen erzählen. – Allmählich aber hatten auch die Feinde gelernt, wie man Krieg führen muß, und nun ging es nicht mehr so rasch vorwärts wie im Anfang. Es war ja auch

kalt geworden, Herbst und Winter waren gekommen. Da schien es, als ob der Krieg stillstehen wollte. Auf beiden Seiten gruben sich die Soldaten in die Erde ein. Sie bauten endlose Schützengräben und richteten sich darin ein, so gut es ging. Dort lebten sie, immer wachsam, immer auf der Hut. Oft war es nicht leicht, daß sie zu essen bekamen, denn sobald sich ein Soldat aus dem Graben hervorwagte, und sich draußen zeigte, schossen gleich die Feinde auf ihn! Denkt euch, welch schweres Leben unsere Soldaten da führten, in Regen, Schnee und Kälte draußen in den Schützengräben. Aber so haben die feldgrauen Männer sich rings um Deutschland gestellt wie eine lebendige Mauer, und jeder hat mit seinem Leib und Leben dafür gesorgt, daß wir in der Heimat wohl geschützt waren und kein Feind uns Böses tun konnte. Und wie die Soldaten in den Schützengräben, so hielten draußen auf dem weiten Meer die deutschen Matrosen auf den stolzen Kriegsschiffen Tag und Nacht Wacht und ließen den Feind nicht an unser Land heran. Ja, sogar droben in der Luft kämpften die ersten kühnen Flieger für unsere Freiheit. – Von alldem erzählte Herr Schmitthammer, und wir Kinder hörten ihm dabei zu. Nach wenigen Tagen mußte er zurück nach Frankreich. Seine Frau und seine Kinder begleiteten ihn wieder zur Bahn. Als der Zug davongefahren war, führte Frau Schmitthammer ihre Kinder nach Hause zurück. Sie konnte sich nicht helfen, sie weinte dabei. Ob sie wohl ihren Mann wiedersehen würde? Oder ob eine Kugel ihn treffen würde, weit da draußen im feindlichen Land? Ach, das wußte damals niemand, der einen Soldaten an die Bahn brachte.

Als ich eines Tages aus der Schule kam, schickte mich eure Großmutter zur Milchfrau, um Butter und Eier zu holen. Der kleine saubere Milchladen war voller Leute als ich hinkam, und alle redeten durcheinander. Und als ich Butter und Eier verlangte wie sonst auch immer, da sagte die dicke Milchfrau: „Heute gibt es keine mehr! Butter und Eier sind knapp, wir haben nicht mehr genug. Vielleicht gibt es morgen wieder frische Ware.“ So ging ich unverrichteter Dinge heim. Eure Großmutter zog ihren Mantel an und nahm mir die Einkaufstasche aus der Hand. Das war doch merkwürdig, da wollte sie selbst einmal nach dem rechten sehen. Als sie wieder heimkam, war die Tasche immer noch leer

und sie machte ein sehr ernstes Gesicht. Sie war bei der Milchfrau gewesen, beim Bäcker und beim Metzgermeister und schließlich noch bei Frau Schmitthammer in ihrem Laden. Alle hatten ihr dasselbe gesagt: nein, es gab nicht mehr so viel Mehl und Zucker, Milch, Butter und Eier, Brot und Fleisch, wie man gern haben wollte! Man mußte sehr sparsam sein und gut haushalten, damit das Wenige, was es gab, möglichst lange reichte. Im Rathaus gab es Karten für Brot, für Butter, Fleisch und anderes und nur mit solch einer Karte bekam man dann ein kleines Stück von jedem, mehr gab es nicht. „Und warum war das so, Mutter?" wollten die Kinder wissen. Seht einmal, wir sind viele Menschen in Deutschland. Nicht alles Getreide, das die Bäcker zum Brotbacken brauchten, wuchs damals auf unseren deutschen Feldern und auch Butter, Eier und Fleisch hatten wir im eigenen Lande nicht genug. Da sagten sich unsere Feinde: verkauft den Deutschen nichts mehr zu essen! Laßt keine Schiffe mit Korn mehr in ihre Häfen fahren! Mit ihren Soldaten können wir im offenen Kampf nicht fertig werden, aber wir wollen sie und ihre Frauen und Kinder hungern lassen, dann müssen sie nachgeben. „Das war böse und grausam!" rief der große Hermann empört. Ja, das war es, mein Junge, aber so geht es eben zu im Krieg.

Und nun kam für uns in Deutschland eine böse schwere Zeit. Alle unsere Mütter wurden immer ernster. Was sollten sie uns Kindern zu essen geben? Butter gab es fast keine mehr. Ein Stück Brot war damals ein Leckerbissen! Es wurde sorgsam eingeteilt, damit es möglichst lange reichte. Deshalb dürft ihr mir auch heute noch kein Stück Brot ungegessen herumliegen lassen oder gar wegwerfen, merkt euch das! Denkt immer an die Zeit, als eure Mutter noch klein war und als sie oftmals großen Hunger hatte. Ihre Mutter, eure gute Großmutter, stand schweren Herzens vor dem leeren Brotkasten und konnte ihr nichts zu essen geben. „Und gab es keine Milch damals, Mutter, kein gutes Griesflammerie, keinen Schokoladenpudding und keine Wurst?" so fragte das Schleckermäulchen Fritz. „Was habt ihr denn da gegessen?" Nein, all die guten Sachen gab es nicht! Wir waren froh, wenn wir ein paar Kartoffeln hatten. Ich kann mich noch gut erinnern, wie die Groß-

mutter mit Kaffeesatz Bratkartoffeln machte, weil es kein Fett gab. Wir aßen Rüben, die heute nur noch das Vieh bekommt. Einen langen Winter im Krieg gab es bei uns jeden Abend gekochte Rüben, sonst gar nichts. – Das war aber nicht alles, auch die Kohlen und das Holz waren knapp. Wir gingen selbst in den Wald und suchten Reisig, aber das reichte nicht weit. Wie oft saßen wir daheim in der kalten Stube mit hungrigen Mägen und froren jämmerlich. – Einmal brauchte ich ein neues Kleid, denn ich wurde ja in jener Zeit immer größer, so wie ihr jetzt. Aber es gab keinen Stoff mehr in den Geschäften zu kaufen. Was sollten wir tun? Alle meine alten Kleider wurden mir zu klein, mein Wintermantel war viel zu kurz und ganz dünn geworden vom langen Tragen. Da gab meine gute Großmutter, eure Urgroßmutter, ihre schönen alten Kleider für mich her. Sie waren aus herrlichem festen Tuch. Meine Mutter trennte sie auseinander und machte aus den Stücken neue Kleider für mich und so hatte ich denn wieder etwas zum Anziehen. An dergleichen hatten wir früher nie gedacht, da hatten wir immer nur neue Stoffe gekauft.

Nach langer Zeit kam Herr Schmitthammer wieder einmal auf Urlaub heim. Es sah jetzt ganz anders aus in unserer Stadt als am Anfang des Krieges und auch Herr Schmithammer schien sich verändert zu haben. Seine Uniform und seine Schuhe waren alt und schlecht. Er war mager geworden und seine Augen lagen tief in ihren Höhlen. Und schweigsam war er geworden – er mochte wohl kaum ein Wort reden. Die mal hörten wir Kinder in unserer Ecke nicht viel von ihm, wenn unsere Eltern ihn besuchten und wir mitgehen durften. Ja, die Soldaten hielten aus draußen, sie ließen sich nicht zurückdrängen. Sie lebten noch immer in ihren Schützengräben, so erzählte er. Zu essen hatten sie auch wenig, genau wie wir daheim. Nein, viel zu berichten gab es überhaupt nicht. Am meisten sprach er noch von seinem Hauptmann. Der Hauptmann ist einer von den Offizieren, dem müssen die Soldaten gehorchen, er führt sie an und geht ihnen voran, wenn es zum Kampfe geht. Von seinem Hauptmann Eckersdorff konnte Herr Schmitthammer gern und viel erzählen. Er war wohl streng und verlangte viel von seinen Soldaten, aber er war auch gut und gerecht und sorgte für sie wie ein Vater, wenn er nur irgend konnte. Die Kugeln der Feinde mochten noch so dicht ge-

flogen kommen – er wich nicht von seinem Platz. Und wenn die Tage und Nächte öd und langweilig waren draußen im Schützengraben, so hatte er immer ein gutes Wort für seine Leute oder einen Scherz. Mit solch einem Hauptmann ließ sich mancherlei aushalten, auch lange, lange Wochen und Monate in einem lehmigen Graben tief drin im Lande Frankreich!



Nicht lange nachdem Herr Schmitthammer wieder ins Feld zurückgefahren war, wurde auch Frau Schmitthammers ältester Sohn Soldat. Als der Krieg angefangen hatte, war er noch ein Junge gewesen. Nun aber kam er aus der Schule und ging auch zum Militär, wie viele, viele andere junge Burschen aus der Stadt. So war es damals im ganzen Land. Bald sah man kaum noch junge Burschen oder Männer, nur kleine Jungen und alte Männer waren noch daheim. Alle anderen waren Soldaten geworden.

Am Marktplatz, gegenüber von Schmitthammers Laden war das große Tuch- und Stoffgeschäft von Veilchenstein. Ihr lacht über den

komischen Namen, und wir haben als Kinder auch darüber gelacht. Herr Veilchenstein war etwas älter als Herr Schmitthammer und seine Kinder waren schon größer. Deshalb mußte er auch nicht gleich zu Anfang des Kriegs zu den Soldaten, sondern er wurde erst später geholt. Wenn ich meine Mutter bei ihren Einkäufen in der Stadt begleiten durfte, dann gingen wir ab und zu auch in den Laden von Veilchensteins. Dort kauften wir Knöpfe und Garn, Nadeln und Wolle und was man alles zum Nähen braucht. Dann fragte meine Mutter nach Herrn Veilchenstein. Oh, es ging ihm gut. Nein, Frau Veilchenstein brauchte keine Angst um ihn zu haben! Er war ja nicht so weit vorn im Felde, wo geschossen wurde, ihn konnte keine Kugel treffen. Warum nicht? Oh, er war ja so tüchtig! Er kaufte weiter hinten die Lebensmittel ein, die die Soldaten zum Essen brauchten, solche Leute mußte es auch geben, man konnte sie nicht entbehren. Und Frau Veilchenstein lächelte vor sich hin. Sie sah ganz anders aus als die arme Frau Schmitthammer, die immer magerer und ernster wurde vor lauter Sorgen. Sie war dick und rundlich, hatte ganz schwarze Haare und viele Ringe an den Fingern. – Meine Mutter verlangte bei ihr einmal ein Stück Weißzeug, das wir dringend brauchten. Meine Hemden waren ganz alt geworden, sie fielen förmlich in Stücke und Großmutter hatte nichts mehr, was sie mir geben konnte. Aber Frau Veilchenstein beteuerte, daß sie nicht ein Stückchen Weißzeug im ganzen Laden hätte! Meine Mutter ließ mit Fragen und Bitten nicht nach und zum Schluß steckte ihr Frau Veilchenstein doch noch schnell ein Stück Stoff zu. Aber die Mutter mußte viel mehr Geld dafür bezahlen, als sie gedacht hatte! Voll Kummer schaute sie nachher in ihren leeren Geldbeutel. Und als wir daheim das Weißzeug ansahen da merkten wir erst, wie jämmerlich schlecht und dünn es war. „Diese Hemden werden nicht so lange halten wie die alten!" seufzte meine gute Mutter da.

Anderen Frauen war es schon ähnlich ergangen, und in der Stadt redete man nicht schön von den Veilchensteins. Es waren keine guten Menschen, nicht ehrlich und redlich wie die Schmitthammers. Sie fragten nicht danach, ob etwas recht oder unrecht war, sie sahen nur zu, wie sie am meisten Geld herausschlagen konnten für sich und wie es ihnen am

besten ging. Bei Veilchensteins war immer Brot im Kasten, das wußte man in der Stadt. Auch Butter, Fleisch und Milch hatten sie zur Genüge, man brauchte sie allesamt ja nur anzusehen. Sie sahen niemals hungrig aus! „Und wo hatten sie die guten Sachen her, Mutter?“ fragten die Kinder. Sie wußten sich's eben zu verschaffen! Sie zahlten viel Geld für alle Nahrungsmittel und nahmen sie dadurch den Menschen weg, die nicht so viel bezahlen konnten. Dadurch bekamen die armen Leute immer noch weniger zu essen. Es war kein Wunder, wenn sie dann unzufrieden wurden und murrten. – Wir alle mochten die Veilchensteins nicht, auch die Kinder nicht. Sie sahen ganz anders aus als wir und hatten gebogene Nasen und ganz dunkles Haar. Sprach man einmal mit ihnen, so wurden sie gleich frech und machten sich wichtig. Und je länger der Krieg dauerte, desto mehr sah und hörte man von ihnen.

Der älteste Sohn half schon im Geschäft und redete dort unaufhörlich auf die Kunden ein. Was hat es denn für einen Zweck, daß die Deutschen immer weiter kämpfen, so sagte der pfiffige Junge. Wir haben ja doch bald gar nichts mehr zu essen! Die Feinde haben ja auch viel mehr Soldaten als wir, sie haben mehr Kanonen und brauchen keinen Hunger leiden. Da ist es unmöglich, daß wir siegen. Es wäre viel besser, wenn wir nachgäben! Dann würden die Feinde ein Einsehen und Erbarmen mit uns haben. Und leider, leider glaubte ihm so manche Frau, die dort kaufte. – Der Sohn von Veilchensteins war nicht der einzige in der Stadt, der so dachte und sprach. Im kleinen Schustergäßchen hinter der Kirche wohnte der Trödeljakob, der machte es genau so. Er war ein alter Mann mit verwildertem Bart und grauem Haar. Jahraus, jahrein trug er einen schmutzigen langen Rock und hatte einen schwarzen Hut auf. Er kaufte alle alten Sachen, die man nicht mehr brauchen konnte – altes Eisen, alte Tische und Stühle, alte Hosen und Röcke und anderes mehr. Diesen ganzen Kram hing und stellte er unordentlich in seinem dunklen Laden auf und wartete, ob jemand kommen und ein Stück davon kaufen würde. Der Trödeljakob war uns Kindern unheimlich, wir liefen davon, wenn wir ihn sahen. Aber die Kinder von Veilchensteins fürchteten sich gar nicht vor ihm. Im Gegenteil, sie gingen zu ihm hin, spielten in seinem Laden und schwatzten mit ihm.

Der Trödeljakob kam viel unter die Leute, er wußte in allen Häusern Bescheid. Und ebenso wie die Veilchensteins redete er auf die Menschen ein und nahm ihnen den Mut und die Geduld. Wir würden nicht siegen und könnten nicht siegen, so sagte er immer, da wäre es besser, wenn unsere Soldaten zu kämpfen aufhörten. Ach, und wir alle hatten solchen Hunger! Und die meisten Kinder hatten Angst um ihren Vater, ob er wohl gesund wieder heimkommen würde! Da war es kein Wunder, wenn die Leute auf all dies Gerede hörten.

Freilich gab es auch tapfere Menschen, die anders dachten. Sorgt niemand dafür, daß der freche Junge und der alte Mann still sind? so fragten sie. Was soll denn werden, wenn wir die Geduld und den Mut verlieren und nicht mehr aushalten wollen? Glaubt nur ja nicht, daß dann die Feinde mit uns Mitleid haben werden. Im Gegenteil, sie warten ja nur darauf, daß es so kommt und dann ginge es uns nur noch viel



schlechter. Deshalb hört auf mit dem unzufriedenen Geschwätz und haltet weiter aus wie bisher. Auch unseren Feinden geht es nicht gut und bald werden wir siegen. – Aber ach, diese braven Leute richteten nichts aus. Immer größer wurde in der Stadt die Not, der Hunger und die Unzufriedenheit, immer dicker und frecher wurden die Veilchensteins und ihre Freunde! Besonders schlimm war es draußen vor der Stadt in der Fabrik. Dort hatten die Arbeiter früher Nägel, Schrauben und allerlei Werkzeuge gemacht. Im Krieg hatten sie dann angefangen, Kugeln und Granaten zu machen, die unsere Soldaten für ihre Gewehre und Kanonen brauchten. Zu diesen Arbeitern ging der Sohn von Veilchensteins und verkaufte dort seine Waren – schlechtes Zeug für teures Geld, wie er es immer gern tat. Damit die Arbeiter beim Kaufen nicht so aufpaßten und er sie leichter beschwindeln konnte, redete er inzwischen auf sie ein. „Warum steht ihr Tag und Nacht an den Maschinen und macht Kanonenkugeln?" so fragte er. „Hört doch auf damit, dann können die Soldaten nicht mehr schießen und es muß Schluß gemacht werden mit dem Krieg! Was habt ihr denn überhaupt vom Krieg? Für euch schaut doch nichts Gutes dabei heraus. Hunger habt ihr, Arbeit und nochmals Arbeit. Früher standen hier lauter Männer an den Maschinen und jetzt stehen fast lauter Frauen da. Unterdessen schießen sie die Männer draußen tot. Aber glaubt mir, die Engländer und die Franzosen und die Russen, das sind gar nicht eure Feinde! Nein, der deutsche Kaiser und Hindenburg und Ludendorff – die sind am Kriege schuld und die müssen weg. Weiter wollen die Franzosen, Engländer und Russen auch gar nichts. Bei denen gibt es auch Arbeiter wie ihr seid. Das sind in Wirklichkeit eure Brüder, mit denen solltet ihr zusammenhalten. Was gehen euch hier die Bauern an auf ihren Feldern, was die Kaufleute und die anderen Menschen? Vaterland, Deutschland – das ist doch alles Unsinn, davon habt ihr gar nichts. Wozu also kämpfen? Wozu sich totschießen lassen?" So hetzte der junge Veilchenstein. Der Trödeljakob redete genau so, wenn er zu den Arbeiterfrauen kam, um ihnen seinen alten Kram zu verkaufen. Und aus der Nachbarstadt kam ein feiner Herr mit blanken Schuhen und einem flotten Hut, der sagte den Arbeitern dasselbe. So fein er war – er sah doch dem alten, schmutzigen Trödeljakob merkwür-

dig ähnlich! Auch er hatte eine krumme Nase, auch er konnte so überaus freundlich sein und er sprach so viel!

Ihr kennt doch die Fabrik draußen vor der Stadt und kennt auch die Arbeiterkinder. „Ja", rief der große Hermann, „der Rudolf aus der Glockengasse, das ist der beste Fußballspieler von uns allen!" „Und ich war mit Schmitthammers Nanni bei der Frieda in der Webergasse", sagte Gertrud. „Wir haben damals unsere Puppen mitgenommen und Frieda hat uns ihre Puppe gezeigt. Ihr Vater hat ihr solch ein schönes Puppenbett gemacht, blau mit roten Herzen drauf!" – Seht ihr, sagte die Mutter, jetzt ist es ja ganz ordentlich da draußen bei der Fabrik am Anger. Es ist dort viel gebaut worden und mancher Arbeiter hat sein eigenes kleines Häuschen. Aber damals im Krieg, da standen alte, schlechte Häuser dort. Aus dem Glockenbach kam die Nässe in die Keller, ja bis in die Stuben hinein. Die Häuser standen so nah aneinander, daß es dort keine Gärten gab. Die Kinder konnten höchstens auf einem dunklen Hof spielen, der mit Steinen gepflastert war. Einen anderen Platz hatten sie nicht. Niemand kümmerte sich groß um sie – der Vater war im Krieg und die Mutter stand in der Fabrik an der Maschine und sie hatten vielleicht am meisten Hunger von uns allen! Wenn nun der junge Veilchenstein, der Trödeljakob und deren Freunde so auf die Arbeiterfrauen einredeten, dann dachten diese Mütter wohl an ihre Kinder. Vielleicht war es wirklich besser, wenn endlich der Krieg aufhörte, so überlegten sie. Vielleicht bekamen sie dann mehr Geld und mehr zu essen, vielleicht konnte es dann ihren Kindern besser gehen? Jedenfalls wurden sie immer unzufriedener und unzufriedener. Wenn sie auf dem Marktplatz in Frau Schmitthammers Laden kamen, um einzukaufen, dann schimpften manche laut: „Was, schon wieder kein Mehl? Und nur so wenig Zucker, und dies bißchen Haferflocken? Davon sollen wir satt werden? Na, wartet nur, lange wird es nicht mehr dauern, denn wir tun nicht mehr mit. Wir wollen nicht mehr arbeiten und dabei Hunger haben! Und unsere Männer sollen nicht mehr kämpfen!"

Frau Schmitthammer erschrak bis ins Herz hinein. Sie redete den Leuten gut zu: Es kann doch nicht mehr lang dauern! Glaubt nur, auch unseren Feinden in Frankreich, in Rußland und in anderen Ländern geh

es gar nicht gut! Haltet nur noch ein Weilchen aus, dann haben wir gewonnen! Und es gab unter den Arbeitern und Arbeiterfrauen vernünftige Leute, die auf Frau Schmitthammer hörten. Sie gingen zurück in ihre Fabrik und schafften fleißig weiter. Andere aber schimpften unaufhörlich und machten die ganze Stadt unruhig.

Frau Schmitthammer war voller Sorge. Wie sollte das enden? Sie konnte sich nicht mehr helfen, sie mußte dies alles einmal ihrem Mann schreiben. Als Herr Schmitthammer diesen Brief bekam, hielt er weit drin in Frankreich in einem Schützengraben Wache und paßte auf, daß kein Feind käme. Kopfschüttelnd las er den Brief. Was fiel den Leuten daheim nur ein? Er sah zu seinem Kameraden hinüber, der mit ihm Wache hielt – denkt nur an, der hatte auch solch einen Brief bekommen. Er war aber in einer ganz anderen Stadt daheim! Den Männern wollte all dies gar nicht gefallen. Als sie abgelöst wurden und ihren Posten verlassen konnten, gingen sie zu ihrem Hauptmann hin und zeigten ihm die Briefe. Der Hauptmann Eckersdorff wurde zornig – so zornig hatten ihn seine Soldaten selten gesehen. „Hört mir nur auf mit dem Geschwätz", so rief er. „Seid ordentliche Kerle, tut weiter eure Pflicht und haltet euch den Feind vom Leib. Ist denn niemand daheim, der für Ordnung sorgt? Wir sollten ihnen einmal einen General hinschicken, wie wir sie hier draußen haben, unseren Hindenburg oder unseren Ludendorff, die würden aufräumen mit den Veilchensteins, dem Trödeljakob und der ganzen sauberen Gesellschaft!"

Aber ach, dazu kam es nicht. Es wollte nicht mehr ruhig werden in der Stadt. Jeder spürte, daß irgendetwas in der Luft lag, daß etwas sich ereignen würde. Und plötzlich tauchten Leute auf in der stillen, kleinen Stadt, die gar niemand kannte. Es waren wildaussehende Männer mit roten Halstüchern, unordentlichen Anzügen und verwegenen Gesichtern; böse Frauen, häßlich anzusehen. Ein ganzer Trupp von ihnen stürmte in Frau Schmitthammers ordentlichen Laden und schrie: „Her mit euerem Zeug, aber bezahlen tun wir nichts! Das gehört jetzt alles uns! Jetzt wollen wir einmal reich sein und es uns gut gehen lassen!" Frau Schmitthammer nahm ihren ganzen Mut zusammen und trat der Gesellschaft entgegen: „Ich bin nicht reich und es geht uns gar

nicht gut", so sagte sie. Dies war doch ihr Haus und Geschäft – was fiel denn diesem Gesindel ein! Aber fast hätten die bösen Männer sie zu Boden geworfen, ja sie wohl gar geschlagen. Und ach, sie hatte ja keinen Mann im Haus! Ihr eigener Mann und ihr ältester Junge waren bei den Soldaten, und der gute, treue Gehilfe von früher, der war mit dem Kriegsschiff, auf dem er Dienst tat, nach einem schweren Kampf mit



dem Feind draußen auf dem Meer untergegangen. Was sollte sie tun? Natürlich die Polizei rufen! Sonderbar, daß sie gar nicht kam. Als aber endlich ein Schutzmann sich draußen zeigte, da holten die wüsten Männer im Laden Pistolen aus der Tasche und die häßlichen Frauen grölten, nun würden alle totgeschossen. Da zog der Schutzmann wieder ab, denn er allein konnte nichts ausrichten. Schließlich hatte sich das Gesindel alle Taschen gefüllt und trollte sich davon. Zitternd besah Frau Schmitthammer den Schaden in ihrem Geschäft. Sie hatten viel F sch n Wein gestohlen, das bißchen Zucker mitgenommen, auf da ' Fra n

schon warteten und anderes mehr. Aber das ließ sich verschmerzen, wenn sie nur nicht wiederkämen! Sie ließ die Rolläden herunter und schloß den Laden zu – lieber nichts mehr verkaufen heute, als daß nochmals das Gesindel kam.

Seht ihr, so wie bei Frau Schmitthammer ging es auch noch in anderen Geschäften und Häusern zu. Am schlimmsten war es in den großen Städten. Da krochen lichtscheue Taugenichtse aus ihren Schlupfwinkeln heraus. Leute, die sich vor der Polizei verstecken mußten, weil sie etwas Böses getan hatten, die kamen jetzt hervor. „Wir sind die Herren jetzt", so schrien sie, „wir haben zu befehlen! Jetzt wird's besser als früher, jetzt gehört alles uns!" Sie drohten den Leuten, denen Häuser oder Geschäfte gehörten, und die wieder fragten entsetzt: „Was sind denn das für Menschen? Das sollen auch Deutsche sein wie wir?"

So geriet unser ganzes Heimatland in Unruhe und Unfrieden, und das ganze Volk wurde uneinig. Wo waren die Zeiten hin, da alle einander verstanden hatten, wie zu Anfang des Krieges, und die Begeisterung und der Mut alle zusammenhielten! – Nun, ihr Kinder seid ja auch manchmal uneinig. Wenn Gertrud gerade das Pferd haben will, mit dem der Fritz spielt, oder wenn Hermann mault, weil Fritz einmal einen größeren Apfel bekommen hat, dann geht der Streit los. Keiner gönnt dem anderen, was er gerade hat und ihr wißt gut, wie häßlich das ist, und wie es dann auf einmal ganz unbehaglich wird im Zimmer. Komme ich und sage euch, ihr sollt zu streiten aufhören, dann sagt der Fritz gewöhnlich: „Hermann hat angefangen!" Und der Hermann sagt: „Der Fritz hat angefangen!" Und niemand will schuld sein. Seht ihr, so ähnlich machten es damals die großen Leute auch. Hier in unserem Haus sorgen der Vater oder ich schon dafür, daß wieder Ruhe und Frieden wird – die Buben senkten beschämt die Köpfe! – aber unter den großen Leuten damals fand sich niemand, der ihrer Herr geworden wäre.

Weil es nun daheim so zuging, konnten die Soldaten draußen in den Feindesländern nicht mehr weiter kämpfen. Sie fanden den Mut und die Ruhe dazu nicht mehr, sie wollten heim, um nach dem Rechten zu sehen. Der große Krieg hatte ja nun auch vier lange Jahre gedauert – viermal war es Winter geworden, viermal war Weihnachten gekom-

men, viermal der Frühling und immer dauerte der Krieg noch an. Viele, viele tausend Soldaten hatten ihr Leben lassen müssen. Nun aber ging der große Krieg endlich zu Ende.

Aber nicht, wie wir alle gehofft hatten, mit einem großen Sieg! Oft, ach oft haben wir davon gesprochen, wie es sein würde, wenn endlich einmal der Frieden käme! Alle Glocken würden wieder läuten, hatten wir uns ausgemalt, und in langen Zügen, mit Blumen geschmückt, würden unsere Soldaten heimkehren. Nun aber kam es ganz, ganz anders, als wir gedacht hatten. Davon erzähle ich euch das nächste Mal.

# Wie der Krieg zu Ende ging

Noch am nächsten Tag beschäftigte die Kinder die Geschichte vom Krieg und von der kleinen Stadt, in der die Mutter groß geworden war. Sie fielen mit ihren Fragen förmlich über die Mutter her: „Nicht wahr, dann kam Herr Schmitthammer endlich wieder heim? Und die bösen Leute wurden aus der Stadt fortgejagt, das mußt du uns doch noch erzählen! Und dann ging es euch allen wieder gut, ja?“ Das wollten sie am liebsten alles gleichzeitig wissen.

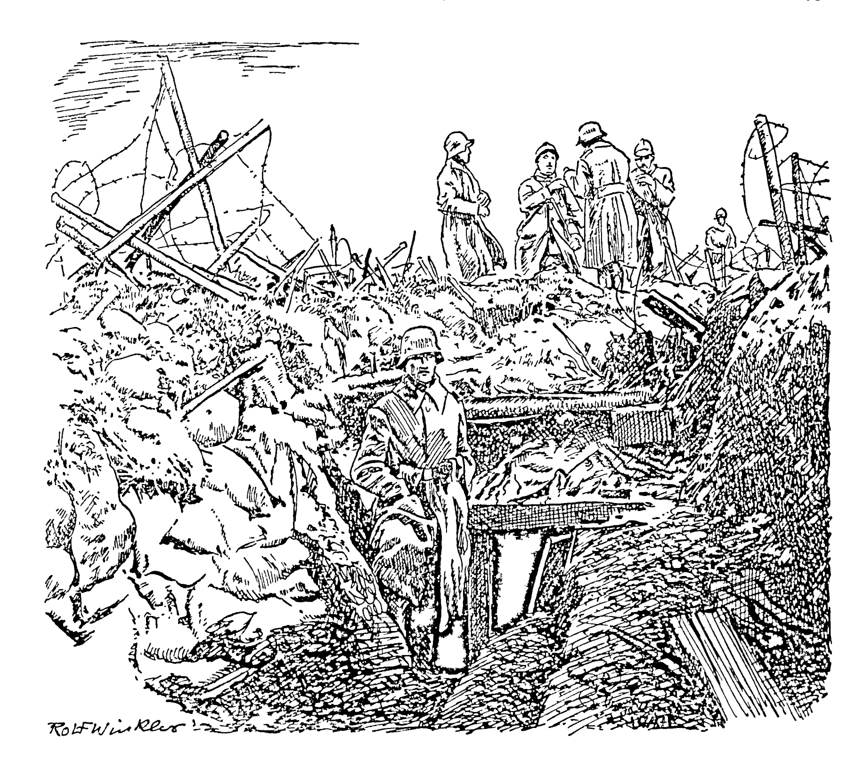
So einfach ist das aber nicht, liebe Kinder, wenn solch ein großer Krieg, der vier lange Jahre gedauert hat, zu Ende geht. Schon einige Monate vorher hatten wir aus den Feindesländern eine Stimme vernommen, die uns vorredete, wie gut und gerecht alles eingerichtet werden sollte, wenn nur endlich die Völker einmal zu kämpfen aufhören wollten. Gebt ihr eure Waffen her, so hieß es, eure Gewehre und Kanonen, eure Schiffe und Flugzeuge, dann wollen auch wir nichts mehr von all dem haben. Dann soll niemals wieder Krieg sein und weder ihr noch wir brauchen mehr Soldaten. Im Kriege streiten wir uns um ein Stück Land, um manches Dorf und manche Stadt. Könnten wir das nicht ebensogut lassen? Die Leute, die dort wohnen sollen selbst sagen, zu welchem Land sie gehören wollen, und es braucht kein Blut mehr vergossen zu werden. – Ist der Krieg erst zu Ende, so soll

jedes Volk frei mit seinen Schiffen auf den Meeren fahren dürfen, so hieß es weiter, und jedes soll ein Stück von jenen reichen Ländern in Afrika und Asien bekommen, von denen ich euch früher schon erzählte. Alles soll gut und gerecht verteilt werden.

Die Leute bei uns waren ausgehungert und müde von dem langen, langen Krieg. Die Stimme, die ihnen das alles versprach, klang ihnen gar lieblich in den Ohren. Sie glaubten im Ernst, daß auf solche Weise alles wieder gut werden könnte wie vor dem Krieg. Unsere Männer könnten einfach wieder heimkommen, so dachten sie. Die Bauern werden wieder auf den Feldern pflügen und ernten, und wir werden wieder genug zu essen haben. Die Fabriken werden arbeiten wie früher. Jeder Vater wird des Morgens früh mit seinen Kindern frühstücken und dann an seine Arbeit gehen. Jeder wird wieder Geld verdienen und der Mutter und den Kindern alles kaufen, was sie sich wünschen! Das fröhliche Leben von früher kann gleich wieder anfangen, so dachten sie. Hunger und Elend sind nun zu Ende.

Nun, wir Deutschen schickten hinüber zu den Franzosen und ließen sagen: Laßt uns einmal zu kämpfen aufhören, laßt uns darüber beraten, wie wir Frieden schließen könnten. Auf beiden Seiten hörten die Soldaten auch wirklich mit dem Kriegführen auf. Kein Schuß kam mehr aus den Gewehren und Kanonen, die vier Jahre lang über das französische Land gedonnert hatten. Die großen Geschütze, jetzt schwiegen sie still. Unsere Soldaten kamen aus ihren Schützengräben hervor, und die französischen Soldaten drüben auch. Nun also wollte man versuchen, sich zu einigen ohne weiteren Kampf.

Aber sehr bald mußten wir Deutschen sehen, daß die Stimme aus dem Feindesland, die uns so viel Gutes versprochen hatte, es nicht aufrichtig und ehrlich mit uns meinte. Denn nicht nur schöne Versprechungen bekamen wir weiterhin zu hören, sondern es hieß plötzlich: ihr Deutschen müßt aber erst das und das tun, ehe es zu solch einem guten und gerechten Frieden kommen kann. „Und was sollten wir denn tun, Mutter?“, fragten die Kinder. Denkt nur einmal an: ehe weiter vom Frieden die Rede war, sollten unsere Soldaten alles Land, das sie in schweren Kämpfen erobert hatten, wieder verlassen und aufgeben,




sie sollten heimgehen aus Frankreich und Rußland. Das tut man aber nicht so einfach nach einem Kriege, denn so lange unsere Soldaten im fremden Lande stehen, müssen die Feinde ja auch auf das hören, was wir wollen und was wir uns wünschen von einem Frieden. Unsere Feinde gaben sich damit aber noch nicht zufrieden. Auch in einem großen Stück von unserem deutschen Land, in das den ganzen Krieg über kein fremder Soldat hatte eindringen können, sollten unsere Soldaten jetzt nicht mehr Wache halten – am Rhein nämlich, j e st lzen und schönen Fluß, von dem ihr noch oft hören werdet. ~ ι roße Stücke alten deutschen Landes sollten an die Feinde abget et den.

Damals haben uns unsere Soldaten und Generäle und viele vaterlandsliebende Männer gewarnt. „Glaubt den Feinden nicht', so s gten

sie, „sie wollen uns nur überlisten. Könnt ihr an dem, was sie jetzt schon alles von uns verlangen, denn nicht merken, daß sie Böses gegen uns im Schilde führen? Gebt das feindliche Land nicht her, um das so viele unserer besten Männer gestorben sind! Schickt unsere Soldaten nicht heim, sondern laßt uns weiterkämpfen. Glaubt uns, wir sind vom Siege nicht mehr weit entfernt."

Aber die Männer, auf die die Leute in der Heimat damals hörten, ließen sich von unseren Soldaten und von unseren Feldherrn nichts sagen. Es waren keine rechten deutschen Männer, keine Männer, wie zu König Heinrichs oder zu Bismarcks Zeiten, keine tapferen Offiziere, wie der Hauptmann Eckersdorff! Sie fuhren hinein ins französische Land und kamen in einem kleinen Wald mit den Männern zusammen, die in Frankreich zu befehlen hatten. Unseren Soldaten war schwer ums Herz – was würde jetzt kommen? In Frankreich drüben aber herrschte großer, großer Jubel! Endlich würden sie die Deutschen kleinkriegen! Endlich konnten sie nicht mehr weiter, denn jetzt waren sie wieder uneinig und stritten miteinander, wie in früheren Zeiten. Solange sie zusammenhielten und ihren Führern gehorchten, war mit diesen hartnäckigen Deutschen und ihren feldgrauen Soldaten nicht fertig zu werden. Nun aber hatten sie Uneinigkeit und Unruhe in der eigenen Heimat und deshalb konnten sie nicht weiter kämpfen. Hurra, Sieg! so schrien unsere Feinde.

In jenem kleinen Wald in Frankreich, da legten die Franzosen den Männern aus Deutschland einen großen Bogen Papier vor. Auf dem stand geschrieben, was wir Deutschen tun sollten, damit vorläufig nicht mehr geschossen und gekämpft würde. Die Männer aus Deutschland waren feige und schwach und hatten keinen Mut. Sonst hätten sie dieses elende Blatt Papier zerrissen, sie hätten es müssen den Feinden vor die Füße werfen und wieder zurück nach Deutschland fahren. „Was stand denn auf dem Blatt, Mutter?" wollten die Kinder wissen. Dort stand, daß unsere Soldaten also wirklich das eroberte Land verlassen sollten, daß wirklich ganz große Stücke aus unserem Deutschen Reich sollten herausgeschnitten werden – man sagte uns nicht einmal genau, wieviel. Wir Deutsche sollten viele Kanonen, Gewehre, Flugzeuge und Kriegs-

schiffe an die Feinde abgeben. „Aber Mutter!" rief der große Hermann mit blitzenden Augen, „nicht wahr, das haben wir nicht getan! Wer wird denn so dumm sein und dem Feind auch noch Waffen geben?" Doch, Hermann, das taten wir Deutsche damals! Aber es war den Feinden alles noch nicht genug. Zunächst einmal wollten sie uns weiter Hunger leiden lassen. Keine Schiffe mit Getreide, keine Eisenbahnzüge mit Butter und Eiern wollten sie in unser hungerndes Land hereinlassen. Und die schwachen und feigen Männer unterschrieben jenes Blatt, auf dem die Wünsche der Feinde standen und sagten damit: Ja, wir wollen so tun.

Dann kamen unsere Soldaten aus den feindlichen Ländern nach Hause zurück. Endlose Eisenbahnzüge rollten nach Deutschland. Auf allen Straßen marschierte das feldgraue Heer, das so tapfer vier Jahre lang dem Feinde getrotzt hatte. Unser Generalfeldmarschall Hindenburg sorgte selbst dafür, daß dies alles in Ruhe und Ordnung vor sich ging. Aber ach, es läuteten keine Glocken, als sie kamen. Sie trugen keine Blumensträuße an ihren Mützen und es herrschte kein Jubel und keine Freude, wie wir uns früher immer ausgemalt hatten. Alt und dünn waren die Uniformen, schlecht und vertragen die Schuhe, müde und mager die Männer. Auch Herr Schmitthammer und mit ihm viele Männer aus unserer Stadt stiegen eines Tages aus solch einem Soldatenzug. Er freute sich ja nun doch, daß er wieder heim kam zu seiner Frau und zu seinen Kindern. Vielleicht waren sie am Bahnhof, um ihn abzuholen? Aber was war das? Mit wüstem Gejohl und Geschrei wurden sie empfangen! Das wilde Gesindel, das in Frau Schmitthammers Laden gehaust hatte, machte sich auf dem Bahnhof breit. Herr Schmitthammer stieg zusammen mit seinem Hauptmann Eckersdorff aus dem Zug. Dessen Frau lebte ganz weit weg droben in Ostpreußen mit ihrem kleinen Jungen. Da hatte Herr Schmitthammer gemeint, er sollte erst mal mit zu ihm kommen, um sich auszuruhen und zu überlegen, was er nun anfangen wollte. Die wüsten Männer stürzten sich jetzt auf den Hauptmann Eckersdorff: „Heraus mit dir!", so schrien sie. „Du hast jetzt nichts mehr zu sagen, du Offizier! Jetzt befehlen wir und du mußt gehorchen!" Der Hauptmann wollte seine Pistole ziehen und sich wehren als alter, tapferer Soldat. Aber sie fielen über ihn her, nahmen ihm




die Pistole weg, rissen ihm das Eiserne Kreuz von der Brust, das er für seine Tapferkeit und seinen Mut bekommen hatte. Dann rissen sie ihm gar noch seine Achselstücke herunter. An den Achselstücken, müßt ihr wissen, erkennt man einen Offizier. Herr Schmitthammer und die anderen treuen Soldaten eilten ihrem Hauptmann zu Hilfe, sonst hätten sie ihn gar erschlagen. Sie brachten ihn sicher ins Schmitthammersche Haus. Seht ihr, so wurden damals unsere tapferen Soldaten empfangen in der Heimat! Das war der Dank dafür, daß sie vier Jahre lang uns alle gegen die übermächtigen Feinde verteidigt hatten. Wie weh muß ihnen das getan haben, wie bitter ihnen zumute gewesen sein!

So ging es damals zu im ganzen deutschen Vaterland und der Hauptmann Eckersdorff war nicht der einzige, dem solches widerfuhr. In all der Unordnung und Wirrnis waren die Juden geschäftiger denn je,

sie säten Haß und Zwietracht, wo sie nur konnten. Die schlechten Menschen ermutigten sie, nur immer noch böser und schlechter zu sein. Die Guten verhöhnten sie und versuchten, sie einzuschüchtern. So machte sich übles Gesindel überall breit und es erreichte sogar, daß unser großer Feldherr Ludendorff nichts mehr zu sagen hatte und gehen mußte. Die deutschen Fürsten alle verließen ihre Plätze und zogen sich zurück. In den großen Städten wurde geschossen und man war seines Lebens nicht mehr sicher. Wären die alten Soldaten nicht gewesen – wer weiß, was sich noch alles zugetragen hätte. Die aber taten sich hie und da doch wieder zusammen und hielten das Gesindel wenigstens ein wenig in Zucht. Und trotzdem ging es immer noch schlimm genug zu.

Jeder, der sein deutsches Vaterland liebte, war damals tief unglücklich. Lieber Gott – wie sollte das enden, so fragten wir uns voll Angst und Verzweiflung. Nun hatten unsere Soldaten vier Jahre lang gekämpft, so mutig und treu, wie es die Welt noch nie gesehen hatte. Wir in der Heimat hatten versucht, auch tapfer zu sein und hatten uns bemüht, Hunger und Not geduldig zu ertragen. Und das sollte nun das Ende dieses großen, schweren Kampfes sein? Darüber wollte uns allen schier das Herz brechen.

Unter den vielen Soldaten, die mutig ausgehalten hatten und nun dies schreckliche Ende des Krieges erleben mußten, da war einer, den traf das ganze Leid des Vaterlandes noch schwerer als alle anderen. Er war gerade krank und weilte in einem Lazarett, als er erfuhr, wie Heer und Heimat zusammenbrachen. Und weil sein Mut wohl größer war als der von allen andern und weil er an sein deutsches Vaterland und an sein Volk glaubte mit einem Glauben ganz ohne Grenzen, beschloß er nach der ersten Verzweiflung: er wollte trotz allem nicht verzagen! Er wollte von jetzt an nur für ein Ziel leben und seine ganze Kraft nur einer Arbeit widmen: Deutschland und das deutsche Volk wieder aus all dem Elend herauszuführen und es wieder stark und glücklich zu machen.

„Und was war das für ein Soldat?" fragten die Kinder. „Das war Adolf Hitler", sagte die Mutter. „Unser Adolf Hitler auf dem Bild in unserem Zimmer, von dem man überall Bilder sieht, und der manchmal im Rundfunk spricht?" „Erzähl von Adolf Hitler!" riefen die Kinder.

Damals, liebe Kinder, hing noch kein Bild von ihm in deutschen Kinderstuben. Den Rundfunk gab es zu jener Zeit noch gar nicht und von Adolf Hitler wußte noch niemand etwas. Er war ein ganz unbekannter, einfacher Soldat, wie viele, viele andere auch, das war ja gerade so schwer für ihn. Wie sollte er es anfangen, daß die Menschen auf ihn hörten und sich von ihm etwas sagen ließen? Ach, bis dahin war es noch ein langer, schwerer Weg! Damals im Lazarett sah Adolf Hitler voraus, was nun kommen würde. Nein, die Feinde würden kein Erbarmen mit uns haben! Jenes Blatt Papier, das die schwachen und feigen Männer im Wald in Frankreich unterschrieben hatten – es war nur der Anfang von dem, was die Feinde uns alles antun würden. Wir hatten ja kein großes Heer Soldaten mehr. Der Kaiser war im Ausland, unsere Feldherrn hatten wir weggeschickt, einen großen Teil unserer Waffen hatten wir abgegeben. Daheim im Lande machte böses Gesindel sich breit, sie nannten sich Kommunisten. Wir waren ja wehrlos,



ganz wehrlos! Die Feinde konnten mit uns tun was sie wollten. Adolf Hitler erkannte dies ganz klar und deutlich. Und alles kam so, wie er gefürchtet hatte.

Nach einiger Zeit kamen die Feinde nochmals zusammen mit ein paar Männern aus unserem Land. Diesmal trafen sie sich nicht in einem Walde, sondern in einem großen Schloß nahe bei der französischen Stadt Paris. Der Ort und das Schloß heißen Versailles. Diesen französischen Namen werden wir Deutschen so leicht nicht vergessen! Dort wurde Frieden geschlossen zwischen den Feinden und uns. Es war aber gar kein richtiger Friede! Wenn ihr Kinder einmal recht bösen Streit und Zank miteinander habt und schließlich damit aufhören wollt, dann wißt ihr: zuallererst muß man den alten Streit ganz vergessen, muß wieder gut sein und darf einander nichts nachtragen. Dann erst könnt ihr miteinander etwas Neues anfangen. Von Vergessen und Verzeihen war aber in diesem französischen Schloß nichts zu spüren – nein, gar nichts! Von dem, was uns Deutschen versprochen worden war, nämlich daß aller Streit in Güte und Gerechtigkeit sollte geschlichtet werden, war auch nicht mehr die Rede. Die Männer aus Deutschland wurden weiter behandelt wie Feinde. Niemand fragte: Wie wollt ihr Deutschen denn nun Frieden schließen? Nein, es wurde nur befohlen und gedroht: So und so wird's gemacht und wehe euch, wenn ihr nicht tut, was wir wollen!

Dort in dem französischen Schloß in Versailles wurde noch einmal aufgeschrieben, was wir Deutschen alles hergeben und tun mußten, damit endlich Friede werde. Das war so viel, daß es schier kein Ende nehmen wollte. Was uns noch an Waffen geblieben war, mußten wir nun den Feinden abgeben oder es zerstören. Unsere Soldaten mußten wir alle heimschicken, und was uns zuletzt noch an Waffen und Soldaten blieb, war so wenig, daß wir nichts mehr damit ausrichten konnten. Gerade das hatten die Feinde gewollt. Unsere deutschen Kriegsschiffe, die sich zur See ebenso tapfer gehalten hatten wie das Heer auf dem Lande, sollten in feindlichen Häfen gefangen gehalten werden. Aber dahin ließen es die deutschen Seeleute nicht kommen. Ein mutiger Admiral befahl ihnen, lieber die herrlichen, stolzen Schiffe auf den Boden

des Meeres zu versenken, als sie den Feinden preiszugeben. Trotzdem waren wir nun völlig wehrlos geworden. Und wenn einer sich nicht mehr wehren kann, dann machen die anderen mit ihm was sie wollen. Das haben wir Deutschen bitter erfahren müssen. Denn nun fingen die Feinde an, uns Land wegzunehmen.

„Wozu braucht man Land?“, so fragten diese drei Stadtkinder wie aus einem Munde. Land? Aber liebe Kinder, ohne Land könnten wir ja doch nicht leben! Auf dem Lande wachsen die Kartoffeln, das Getreide für unser Brot, das Gemüse und das Obst. Auf den Wiesen weiden die Kühe, die uns Milch und Butter geben. Das Land, die Erde, schenkt uns alles, was wir zum Leben brauchen. In fleißiger Arbeit holen die Bauern aus dem Boden unsere Nahrung heraus. Deshalb ist es sehr schlimm für ein Volk, wenn es Land verliert, und wir Deutschen hatten schon zu jener Zeit keinen Überfluß daran.

Die Feinde nahmen uns altes deutsches Land weg, in dem deutsche Menschen wohnen. Wir verloren schönes, reiches Land im Westen gegen Frankreich zu, dort wo abends die Sonne untergeht. In jener Gegend wachsen auf den Hügeln die Weintrauben, die ihr so gern eßt. In den Gärten gedeiht gutes Obst. Eine herrliche, alte Stadt steht dort, sie heißt Straßburg. In ihr haben deutsche Baumeister in früheren Zeiten eine wunderschöne Kirche erbaut, das Straßburger Münster. – Im Osten, da wo die Sonne aufgeht, ging uns auch deutsches Land verloren. Früher einmal war dort nichts als Wald und Sumpf zu finden, und nur wenige Menschen konnten in jener Gegend ärmlich leben. Dann waren die Deutschen hingezogen. Sie hatten Bäume gefällt in mühsamer Arbeit, hatten die Wurzelstümpfe ausgegraben und aus dem Waldboden Ackerland gemacht. Sie hatten Städte gebaut, Fabriken errichtet und überall fleißig gearbeitet, wie es eben deutsche Art ist. Wo früher Sumpf und Wald gewesen war, da standen jetzt schöne Bauernhöfe und schmucke Dörfer. Auch dieses Land im Osten nahmen uns die Feinde weg.

„Warum haben wir uns das gefallen lassen!“ rief der Fritz und hatte vor Empörung einen ganz roten Kopf. „Ich hätte alle Soldaten zusammenkommandiert und viele große Kanonen genommen und jeden

fürchterlich verhauen, der uns etwas wegnehmen wollte!" ließ Hermann sich vernehmen. „Aber Fritz und Hermann, wir hatten ja damals kaum noch Soldaten und hatten gar keine Kanonen mehr!" (Doch das konnte ein Junge im Dritten Reich sich schon gar nicht mehr vorstellen.) Aber laßt mich weiter erzählen. Noch immer habt ihr nicht alles Unrecht gehört, das uns damals angetan wurde. Ich habe euch doch schon einmal erzählt von dem fernen Erdteil Afrika. Dort leben die Neger und dort wachsen Baumwolle, Gummibäume, Kaffee und Kakao. Ihr wißt auch, daß uns dort ein Stück Land gehörte. Es war viel kleiner als das, was die Engländer in Afrika haben, aber doch eigenes Land, eigene Kolonien. Auch das nahmen uns jetzt die Feinde einfach weg. „Ja aber warum denn nur? Wir brauchten es doch?" so fragten die Kinder. Unsere Feinde wollten es eben selbst haben, trotzdem sie vor lauter Land und Baumwolle, Gummi und Kaffee und mit all den farbigen Völkern gar nicht mehr wissen was anfangen! Und so logen unsere Feinde der Welt etwas vor und sagten: Die Deutschen verstehen es gar nicht, in Afrika zu arbeiten und hier etwas zu leisten. Sie haben gar nichts davon. Sie behandeln aber die Neger schlecht – wir müssen die armen Neger vor ihnen schützen! Das war alles Lug und Trug. Sie logen nur, weil sie unser Land selbst besi en wollten.

„Ach, was für schlechte, schlechte Menschen! Nein, das ist doch nicht zu glauben, Mutter!" so riefen die Kinder. „Kommt es denn nicht bald wieder besser in dieser Geschichte?" Siehst du, das fragten wir uns damals oft: Kommt es denn nicht bald besser? Haben wir noch nicht genug Unrecht erdulden müssen? Aber nein, es kam immer nur noch schlimmer. Ihr habt schon von unserem schönen deutschen Rhein gehört. Das ist ein Fluß, den jeder rechte Deutsche liebt. Am Rhein liegen schöne, alte deutsche Städte, Köln und Düsseldorf, Mainz und Koblenz. Die Menschen dort sind fröhlich und fleißig zugleich. Wir Deutschen kennen viele Lieder, die vom Rhein singen. „Sing mal eins, Mutter!" so baten die Kinder. Und die Mutter unterbrach die schwere Schilderung von Deutschlands Elend: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall, zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen



Rhein!..." Da horchten die Kinder auf. Und nun, denkt euch, kamen die fremden Soldaten aus dem Feindesland und setzten sich am Rhein fest. Im Krieg hatten sie nicht an diesen deutschen Fluß herankommen können, dafür hatten unsere Soldaten damals gesorgt. Jetzt aber taten sie, als ob sie da zu Hause wären. Die Leute am Rhein mußten sie in ihre Wohnungen nehmen und mußten ihnen zu essen geben. Die deutschen Männer mußten die fremden Offiziere grüßen. Weh dem, der nicht gehorchte, gleich wurde er ins Gefängnis gesteckt. Seht ihr, so schlecht ging es uns Deutschen damals.

Aber das war den Feinden alles noch nicht genug. Nein, wo es nur anging, wollte man uns etwas wegnehmen, uns allesamt in Armut bringen und zu Bettlern machen. Unsere Männer waren nun ja aus dem Krieg heimgekommen, sie hatten ihre Uniformen ausgezogen, ihre alten Kleider von früher wieder hervorgeholt und waren wieder arbeiten gegangen – die Bauern auf die Felder, die Männer in der Stadt in die Fabriken, die Werkstätten, die Büros und Geschäfte. Fleißig fingen sie zu schaffen an. Was sie aber schafften, gehörte nicht ihnen und ihrem eigenen Volk, nein, die Feinde nahmen es uns weg! In langen, großen

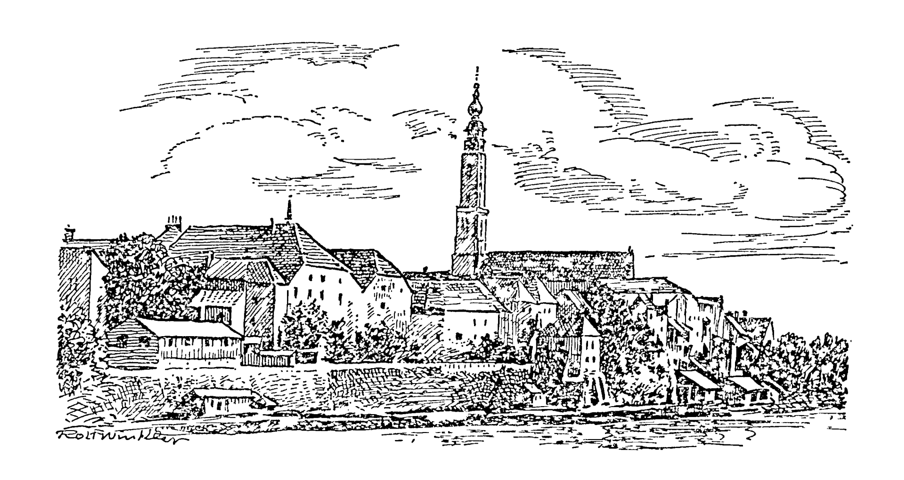
Zügen rollten Kohlen nach Frankreich, Kühe, Schafe und Schweine, Holz, Maschinen und noch viel anderes mehr. Und wie bitter nötig hatten wir selbst das alles! Wir froren daheim, weil wir keine Kohlen hatten. Unsere kleinen Kinder wurden krank, weil sie nicht genug Milch bekamen. Wir hatten alle noch Hunger, genau so wie im Krieg. Dabei aber sollten wir Geld an die Feinde zahlen – immer noch viel mehr Geld. Böse und unversöhnlich sagten die Feinde: Nicht nur ihr, die ihr jetzt groß seid, müßt für uns arbeiten und zahlen. Nein, auch eure Kinder noch, wenn die groß werden und deren Kinder wieder! Denn ihr seid am Kriege schuld, ihr habt angefangen!

Das aber war die größte Lüge von allen!

Es half uns aber nichts – das alles wurde aufgeschrieben in jenem französischen Schloß in Versailles. Und als es fertig war, da war es ein großes, dickes Buch, ein ganzes Buch voll bitterem, bösen Unrecht, das man uns Deutschen antat.

Den Kindern war es schwer zumute geworden. Solche Geschichten bekamen sie doch sonst nicht zu hören! Meist wurden sie vergnügt, wenn die Mutter erzählte! Auch die Mutter selbst war beklommen und bedrückt, daß die Geschichte von Deutschlands Not sich so auf die kleinen Herzen senkte. Sie war froh, als Fritz schließlich ganz zaghaft fragte: „Wo war denn damals Adolf Hitler? Warum half er nicht? Ach Mutter, das ist eine gar zu traurige Geschichte, die du da erzählst. Erzähl doch lieber von Adolf Hitler!" „Ja, Mutter, ja, erzähl von ihm", riefen die die anderen Kinder mit.

Und die Mutter erfüllte ihre Bitte.



# Aus Adolf Hitlers Heimat

Adolf Hitler ist in dem kleinen Städtchen Braunau zur Welt gekommen. Dort war sein Vater Beamter, und dort verlebte er seine ersten Kinderjahre. Das Städtchen Braunau liegt am Inn, das ist ein Fluß mit schönem, grünem Wasser. Da, wo er fließt, war früher das Deutsche Reich zu Ende und das Land Österreich fing dort an.

„Ist es schön im Lande Österreich, Mutter?" so wollten die Kinder wissen. O ja, Österreich ist ein wunderschönes Land! Mitten durch das Land fließt ein großer, breiter Strom, das ist die Donau. Ähnlich wie am Rhein stehen an ihren Ufern alte Ritterburgen, herrliche Schlösser und Klöster und schöne, reiche Städte und Dörfer. Auf den Hügeln an der Donau wächst ein guter Wein, die Trauben werden dort reif und süß. Die Bäume sind im Herbst schwer von Äpfeln und Birnen und das Getreide gedeiht auf den Feldern. Die Leute, die dort leben, wissen viele schöne Lieder zu singen und hängen an ihrem schönen Land. – Auf der Donau fahren die Schiffe stromauf und stromab. Fährt man auf solch einem Schiff den Fluß ein großes Stück hinunter, so

kommt man in eine große, große Stadt – nach Wien. „Mutter, wir wollen auch auf einem Schiff die Donau hinunterfahren und die Burgen sehen, die Schlösser und die Städte! Wir wollen die Weintrauben versuchen und die Äpfel und zuletzt in die Stadt Wien hineinfahren, ja? Bitte, bitte!" meldeten sich die Kinder. Ja, Kinder, wir wollen es uns vornehmen. Wenn Vater und Mutter nicht mit euch fahren können, dann fahrt ihr vielleicht einmal als Hitlerjungen und Hitlermädel die Donau hinunter. Aber jetzt hört weiter zu.

Dieses wunderschöne Land an der Donau, das Adolf Hitlers Heimat ist – seht ihr, das ist uraltes deutsches Land. Es ist ein Grenzland, denn nicht weit von dort kommt man in andere Länder, in denen keine Deutschen mehr wohnen. Wenn man nun von da immer weiter und weiter nach Osten geht, so kommt man zuletzt in den fernen Erdteil Asien, von dem ich schon zu euch sprach. Aus Asien kamen schon zu König Heinrichs Zeiten die fremden, wilden Männer auf den struppigen Pferden geritten, die Deutschland so schrecklich verwüsteten. Und nicht nur damals, nein, immer und immer wieder ging es so: fremde, wilde Völker stürmten aus Asien heran und wollten einbrechen ins schöne deutsche Land und es uns Deutschen wegnehmen. Dann galt es jedesmal, sich zu wehren und hart zu kämpfen, um die Heimat zu behalten. Das haben die Deutschen in Österreich oft und oft getan. Sie schlugen die wilden Völker z rück und stellten sich wie ein guter, blanker Schild vor die anderen deutschen Länder.

Es ist noch gar nicht so lange her, da kam solch ein wildes Volk aus Asien einmal bis vor die Tore der Stadt Wien. Diese Stadt ist viele hundert Jahre alt. Mächtige Kaiser, Könige und Fürsten haben dort gelebt und manch einer von diesen österreichischen Kaisern in Wien war ja zugleich auch Kaiser vom ganzen heiligen Deutschen Reich früherer Zeiten. Die Türken – so hieß das wilde Volk aus Asien – schlugen vor Wien ihr Lager auf. Sie wollten die Stadt erobern und ihre Tore und Mauern überwinden. Aber die Wiener wehrten sich! Es war eine böse Zeit für sie damals, und fast, fast hätten sie sich ergeben und den Türken ihre großen Stadttore öffnen müssen, denn sie hatten nichts mehr zu essen und waren in großer Not. Da aber tat sich in letzter Stunde ganz

Deutschland zusammen. Es wurde ein großes Heer mit vielen, vielen Soldaten gerüstet. Die marschierten alle nach Wien, denn die alte deutsche Stadt Wien durfte doch nicht an die Türken verlorengehen! In einer großen Schlacht wurden die Türken vertrieben und Wien ward wieder frei! Dann aber haben die deutschen Soldaten dafür gesorgt, daß den wilden Türken die Lust verging, wiederzukommen. Ein berühmter Feldherr führte sie dabei an, das war der Prinz Eugen. Und die Kinder, die das Lied vom Prinzen Eugen schon lange kannten, stimmten begeistert an: „Prinz Eugen, der edle Ritter . . .".

Dann aber wollten die Kinder weiter von Adolf Hitler hören und die Mutter fuhr fort: Als Adolf Hitler 13 Jahre alt war, starb sein Vater und kaum fünf Jahre, nachdem er seinen Vater verloren hatte, starb auch seine Mutter, Damals war er 19 Jahre alt und zu jener Zeit fing er zu arbeiten an.

„Nicht wahr, Mutter, arbeiten muß man, damit man Geld verdient und sich etwas zu essen kaufen kann?" fragte die kleine Gertrud. Gewiß, aber die tüchtigen Menschen arbeiten nicht nur des Geldes wegen, sondern weil sie etwas Rechtes schaffen wollen und weil sie ein Leben ohne Arbeit gar nicht freut. So ging es auch Adolf Hitler. Er wollte am allerliebsten Baumeister werden. In der großen Stadt Wien, dachte er, könnte er dieses Ziel am ehesten erreichen.

Aber seinen Plan, ein großer Baumeister zu werden und herrliche Häuser zu bauen, konnte er so leicht nicht durchführen. Er mußte erst Geld verdienen, um lernen zu können, was ein Baumeister wissen muß. Und so wurde er zunächst eben kein Baumeister, sondern ein einfacher Bauarbeiter. Zusammen mit den anderen Maurern und Arbeitern schaffte er mit seinen Händen auf einer Baustelle in Wien. Dabei sah er sich die anderen Männer an, mit denen er auf den Baugerüsten arbeitete. Seinen Arbeitskameraden ging es gar nicht gut. In der großen, schönen Stadt Wien schien nicht alles in Ordnung zu sein.

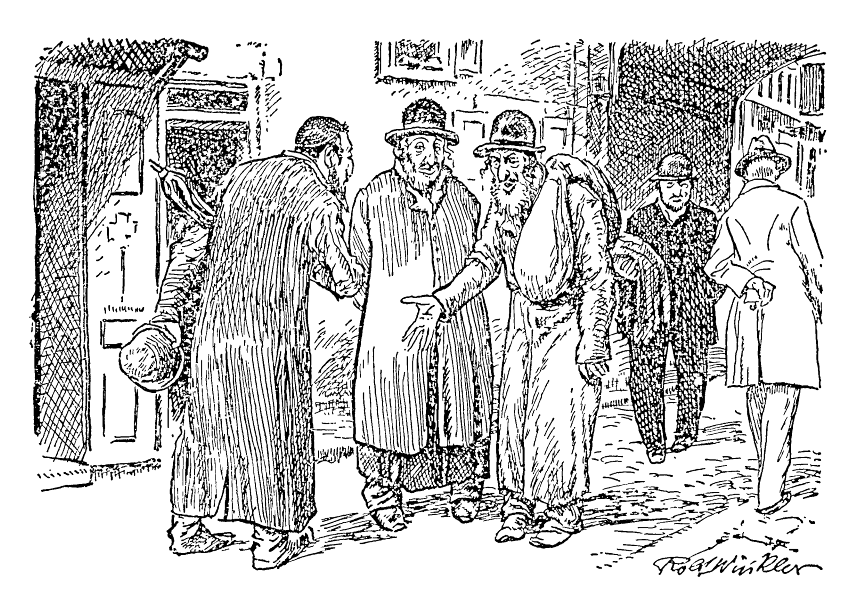
Erinnert ihr euch noch an das, was ich euch von den Fabrikarbeitern in meiner kleinen Heimatstadt erzählt habe? Zwar hat Adolf Hitler schon vor dem Krieg in Wien gearbeitet, aber den Arbeitern in Wien ging es schon damals gar nicht anders als den Fabrikarbeitern in

meiner Heimat. Auch sie wohnten in engen Wohnungen, die zu klein und dunkel waren. Und ach, ihre Kinder konnten nicht wie bei uns daheim hinauslaufen auf den Anger, hinunter zum Bach! Nein, rings um die Wiener Arbeiterkinder waren nur die steinernen Häuser und endlosen Straßen der großen, riesigen Stadt. Sie hatten keinen Garten und keinen Sandhaufen, keinen rechten Platz zum Spielen, ja oftmals hatten sie nicht einmal genug zu essen. Und so wurden viele von diesen armen Kindern krank. Sie bekamen krumme Beinchen und krumme Rükken, gerade so, wie ein Pflanze nicht richtig wächst, wenn die Sonne nicht auf sie scheint. Ihre Väter und Mütter mußten das mit ansehen und sicherlich hat ihnen das Herz dabei weh getan. Sie konnten ihren Kindern nicht helfen, und so wurden sie unfreundlich und barsch gegen jeden, dem es besser ging. Warum können es unsere Kinder nicht auch gut haben, so mögen sie gedacht haben. Und schnell waren sie mit bitterer Feindschaft bei der Hand, wenn sie meinten, daß ein anderer etwas Besseres sein wollte als sie.

Adolf Hitler aber wollte niemals etwas Besseres sein als die anderen Arbeiter auch! Es waren Deutsche, genau so wie er und waren seine Volksgenossen und Brüder. In der großen Stadt Wien gab es viele Leute, die es besser hatten als die Arbeiter. Sie wohnten in schönen Häusern und ihre Kinder hatten immer alles, was sie brauchten. Aber diese reichen Leute kümmerten sich nicht um die Arbeiter und um deren arme Kinder. Und doch waren auch sie Deutsche! Wie war das nur möglich! Wie konnten sie ihre Brüder und Schwestern vergessen, die aus der gleichen großen Familie stammten wie sie und dasselbe Vaterland hatten, das alle Deutschen haben: Deutschland! Woher mochte das nur kommen?

Ich habe euch doch von den Veilchensteins in meiner Heimatstadt und vom Trödeljakob erzählt. Denkt nur einmal an – eines Tages merkte Adolf Hitler, daß es auch in Wien Leute gab, die so qussahen, wie der Trödeljakob bei uns daheim, nur waren ihrer viel, viel mehr! Sie hatten lange, schwarze Mäntel an und schwarze Hüte auf den Köpfen. Die Augen schwarz, die Haare kraus, die Nasen krumm, schmutzig und häßlich anzusehen – so gingen sie in den Straßen von Wien. Sie waren

kriechend freundlich und zudringlich, dabei sprachen sie kein richtiges Deutsch, sondern nur ein häßliches Kauderwelsch. Waren das auch Deutsche? Auch deutsche Brüder, wie die Arbeiter? Das konnte doch nicht gut sein! Wie geschäftig sie hin und her rannten in der großen Stadt! Mit allem trieben sie Handel, mit alten Sachen, mit Kleidern, mit Häusern, man wunderte sich nur, was alles sie zum Handeln und



Schachern fanden. Sie schienen unersättlich gierig zu sein nach Gold und allen Schätzen dieser Welt. Wie sie dazu kamen, das war ihnen gleich. Wenn sie nur Geld verdienen konnten, viel, viel Geld! Dann versuchten sie, feine Leute zu werden. Sie zogen ihre schmierigen schwarzen Röcke aus und kauften sich andere Kleider, sie bemühten sich, feiner zu sprechen – aber sie blieben doch dieselben. Nein, Deutsche waren das niemals, das erkannte Adolf Hitler. Es war ein fremdes Volk, mit dem wir gar nichts zu schaffen haben. In alten Zeiten waren sie weit aus dem Osten her zu uns gekommen. Es waren Juden, so hießen sie.

Was taten sie eigentlich sonst noch unter den Deutschen in der großen Stadt Wien? Adolf Hitler sah, daß sie sich an die Arbeiter heranmachten, mit denen er auf der Baustelle arbeitete, genau so, wie sich später im Krieg in meiner Heimatstadt die Veilchensteins und der Trödeljakob an die Fabrikarbeiter heranmachten. Vielleicht wollten sie den Arbeitern helfen? Vielleicht wollten sie ihnen Geld geben, damit ihre Kinder es besser hatten? Aber das fiel ihnen gar nicht ein, sondern sie hetzten die Arbeiter auf. Ihr habt doch schon alle einmal gesehen, wie es zugeht, wenn ein paar Jungen miteinander streiten und raufen. Nicht selten kommt es vor, daß hinter diesen Jungen auf beiden Seiten noch andere stehen, die tun nicht mit, denn sie sind feige und fürchten sich vor Schlägen. Sie sagen aber immerzu: „Feste, gib es ihm, laß dir nichts gefallen und rauf tüchtig weiter! Der andere ist schuld, gib du nur nicht nach!" Wenn es brenzlig wird, rennen diese Helden davon. „Das ist feige und so soll man's nicht machen!" rief Hermann empört. „Entweder soll man mitraufen oder weggehen." So denken wir Deutschen – ja. Die Juden aber nicht, mein Junge. Sie gingen zu den Wiener Arbeitern, die unzufrieden waren mit ihrem schweren Los und traurig über ihre armen Kinder und sagten: Wißt ihr, wer schuld ist daran, daß es euch so schlecht geht? Die reichen Leute natürlich, denen es besser geht als euch und die in ihren schönen Häusern wohnen! Der Mann, für den ihr dieses Haus hier baut, der gibt euch zu wenig Geld für eure Arbeit. Und alle verachten euch, weil ihr keine schönen Kleider tragen könnt. Was habt ihr also davon, daß ihr auch Deutsche seid wie die anderen? Was habt ihr von eurem Vaterland? Nichts als Not und Elend und ein schweres Leben. Hört auf uns, ihr müßt es anders anfangen. Tut euch zusammen mit den Arbeitern aus anderen Ländern und kämpft mit ihnen gegen die Leute hier, denen es besser geht. Dann werdet ihr stark und mächtig. Dann habt ihr eines Tages zu befehlen und die andern müssen nach eurer Pfeife tanzen. – So hetzten die Juden die deutschen Arbeiter auf.

Adolf Hitler fing an, mit seinen Arbeitskameraden zu sprechen und suchte sie abzubringen von dem, was sie von den Juden gehört hatten. Er machte ihnen klar, wie fremd uns Deutschen die Juden sind und daß

sie es niemals gut mit uns meinen. Oft konnte er auf diese Weise ein paar seiner Arbeitskameraden auf den rechten Weg bringen. Aber es wollte ihm trotzdem nicht mehr gefallen in Wien. Es war keine rechte deutsche Stadt mehr damals – ebenso wie das große Reich Österreich nicht deutsch war. Er wollte nach Deutschland. Von dort, so hoffte er, würde eine bessere Zeit anbrechen für alle guten Deutschen, von dort aus würde einst seine liebe Heimat heimgeholt werden ins große deutsche Reich. Dort würde es zu schaffen und zu bauen geben und dort konnte er versuchen, ein großer Baumeister zu werden – nicht aber hier in Österreich und in Wien, wo ein Durcheinander von vielen Völkern die Deutschen zu erdrücken drohte. Und zwischen ihnen allen die vielen Juden! Es ekelte ihn vor den Juden, so oft er sie sah. Nein, er wollte in eine richtige deutsche Stadt! Und so fuhr er von Wien weg ins Bayerland, nach München. Habt ihr schon einmal von München gehört? Diese Stadt ist längst nicht so groß wie Wien, und ich glaube, es gab dort niemals so viel arme Menschen und nie solche Not. Auch durch diese Stadt fließt ein Fluß, wohl nicht so groß wie die Donau, aber wunderschön grün. Das ist die Isar. München hat schöne, große Plätze und Straßen und ein großes Schloß, in dem früher der König von Bayern wohnte. Auf die hohen Türme seiner Kirchen führen viele Treppen hinauf. Und wenn man an einem klaren Tag auf einem Münchner Kirchturm steht und nach Süden blickt, da wo mittags die Sonne steht, dann sieht man die hohen, schneebedeckten Berge, die Alpen! Das ist so ganz besonders schön an München.

In dieser Stadt malte Adolf Hitler Bilder von den schönen Straßen und Plätzen. Immer noch wünschte er, ein Baumeister zu werden, gerade weil er die schönen Gebäude von München täglich vor Augen hatte. Er hätte wohl sein Ziel erreicht, da aber brach der Krieg aus, der große Krieg, von dem ich euch schon erzählt habe. Wie für alle rechten deutschen Männer gab es damals auch für Adolf Hitler nur eines: Soldat werden und mit in den Krieg ziehen!

Ihr wißt, wie damals unsere Soldaten siegten in vielen schweren Schlachten. Viele von ihnen aber wurden von den Kugeln der Feinde getroffen!



Einmal traf auch Adolf Hitler eine solche Kugel und er wurde verwundet. Er kam in die Heimat in ein Krankenhaus und wurde dort gepflegt, bis er wieder gesund war. Dann ging er wieder in den Krieg.

Ich habe euch schon erzählt, wie der Krieg zu Ende ging und wie unser Volk ihn verlor. Nicht die Soldaten verloren ihn, die hielten mutig aus bis zuletzt. Aber in der Heimat herrschten Hunger, Not und Uneinigkeit und deshalb wurden die Feinde über uns Herr. In den langen, langen Kriegsjahren sah Adolf Hitler dies alles kommen. Er sah, daß unsere Soldaten das Unheil nicht aufhalten konnten und konnte selbst damals auch noch nichts dagegen tun. Kurz ehe der Krieg zu Ende war, wurde er nach einem Kampf mit dem Feind noch einmal krank. Diesmal war es

so schlimm, daß er nichts mehr sehen konnte und fürchten mußte, für sein Leben lang blind zu bleiben. Während er krank und hilflos im Lazarett lag, marschierten die deutschen Soldaten zurück aus den Ländern, die sie so schwer erobert hatten. Deutsche Städte und Länder wurden von fremden Soldaten besetzt. Wir mußten den Feinden alles abgeben, was man zum Kriegführen braucht, wir mußten uns vor ihnen beugen und ihnen gehorchen.

Alle Menschen rings um Adolf Hitler, seine guten Freunde und Kameraden wollten verzweifeln darüber, daß Deutschland aufgehört hatte zu kämpfen, und daß wir uns auf Gnad und Ungnad den Feinden ausgeliefert hatten. Er aber verlor den Mut nicht. Und als er spürte, daß Gott ihn nicht wollte blind werden lassen, als das Licht in seine Augen wiederkehrte und er von neuem sehen konnte, da nahm er sich vor, von nun an nichts anderes mehr zu tun als für sein Vaterland zu arbeiten und zu kämpfen – nicht wie im Krieg gegen fremde Soldaten im feindlichen Land, nein, gegen die unsichtbaren und heimlichen Feinde daheim, die unser Deutsches Reich zu Fall gebracht hatten. Nicht eher wollte er ruhen, bis aus dem elenden, besiegten Deutschland wieder ein freies und mächtiges Deutsches Reich werden würde und wir alle darin so frei und glücklich, wie wir nie zuvor gewesen waren.

Jedem anderen Menschen wäre es damals wohl unmöglich erschienen, solch einen Vorsatz zu fassen und ihn auch durchzuführen. Aber was Adolf Hitler sich vornimmt, das führt er aus, auch wenn man es anfangs gar nicht glauben kann. Das nächste Mal werde ich euch erzählen, wie Adolf Hitler damit begann, Deutschland zu retten.

# Adolf Hitler fängt seinen Kampf an

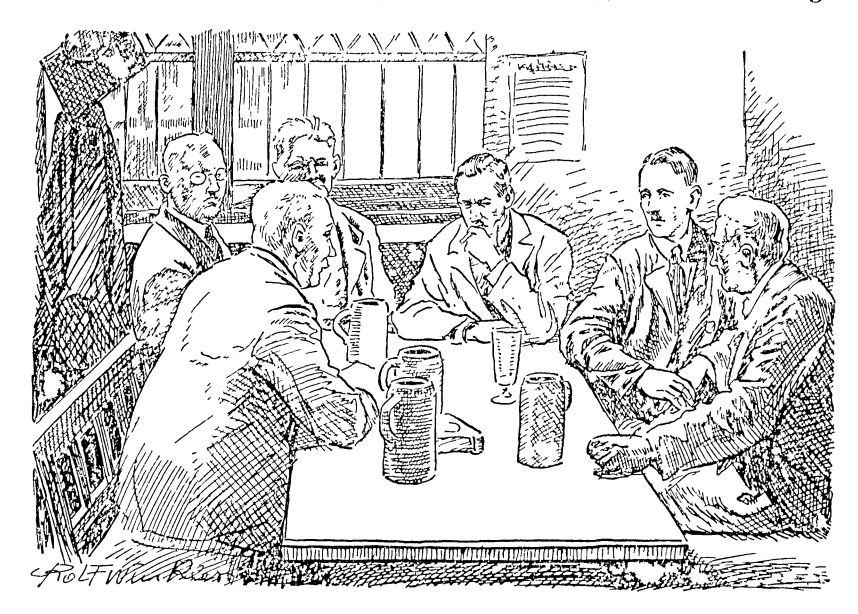
Als der Krieg zu Ende war, kam Adolf Hitler nach München zurück. Auch in dieser sonst so fröhlichen und schönen Stadt schien das Leben damals nur traurig und schwer zu sein. Überall wurde gestritten, überall herrschte Zank und Hader. Der alte böse Fehler von uns Deutschen, daß wir uns nicht miteinander vertragen wollen, war wieder da – wie vor tausend Jahren zu König Heinrichs Zeiten, sowie von je und jeher.

Die Arbeiter an den Maschinen in den großen Fabriken, sie stritten mit dem Mann, dem die Fabrik gehörte. Neidisch blickten sie auf die Menschen, die noch ein wenig bessere Kleider hatten als sie und in schöneren Häusern wohnten. „Ihr seid an allem Elend schuld," so sagten sie, „ihr habt euch nie um uns gekümmert. Jetzt wollen wir aber auch von euch nichts mehr wissen! Jetzt wollen wir einmal die Herren sein! Als Soldaten dienen und Krieg führen – nein, da tun wir nicht mehr mit, das fällt uns gar nicht ein! Uns ist es nur recht, daß der Krieg so zu Ende gegangen ist. Jetzt wollen wir alles Geld und Gut neu verteilen, und dann soll es uns einmal gut gehen auf dieser Welt. Wir werden uns zusammentun mit den Arbeitern aus anderen Ländern. Das sind unsere Brüder und nicht ihr andern Deutschen hier. Und dann könnt ihr sehen, wo ihr bleibt!"

Der Mann, dem die Fabrik gehörte, war im tiefsten Herzen entsetzt und empört über seine Arbeiter und andere mit ihm. Die Kaufleute und die Handwerker in der Stadt, die Bauern auf dem Dorfe sagten: „Die Arbeiter sind an allem schuld! Sie haben nicht durchgehalten und deshalb haben wir den Krieg verloren. Und hört nur an, wie sie reden! Das wollen Deutsche sein? Sie wollen ja nicht mehr Soldaten sein und nicht mehr kämpfen! Sie schielen hinüber zu den Arbeitern in den Feindesländern, statt daß sie mit uns zusammenhalten. Verräter sind es – mit denen wollen wir nichts zu tun haben." So kam es, daß der eine Deutsche dem anderen nicht mehr traute. Bald war es so weit, daß sie gar nicht mehr miteinander reden und einander nicht mehr verstehen

konnten. Keiner sah, daß hinter den Arbeitern wieder einmal die Juden standen und sie aufhetzten: „Wenn der Mann, dem die Fabrik gehört, alles hergeben müßte, dann könntest du es dir nehmen und es ginge dir gut.“ Und den Leuten in der Stadt erzählten sie: „Die Bauern auf dem Dorfe sind so geizig, deshalb müßt ihr für Milch und Mehl, Butter und Eier so viel bezahlen. Nehmt den Bauern ihr Land weg und verteilt es unter euch, dann wird es besser!“ So wiegelten die Juden uns Deutsche gegeneinander auf. – Keiner dachte mehr daran, wie einig und tapfer die deutschen Arbeiter zu Anfang des Krieges mit gegen den Feind marschiert waren. Keiner erinnerte sich mehr, wie mutig auch sie die vier langen Kriegsjahre ausgehalten hatten. Nein, jeder gab dem andern die Schuld, wenn es ihm schlecht ging. Dabei waren die Menschen damals blind und taub gegen alles Böse, was die Feinde uns antaten – gegen das große, große Unrecht aus dem dicken Buch von Versailles. So sah es aus, als Adolf Hitler nach München zurückkehrte.

„Wie können die Leute nur so böse miteinander sein, Mutter?“ so fragte Gertrud. „Nicht wahr, Adolf Hitler hat dann schon dafür gesorgt, daß es anders wurde?“ Das war damals nicht so einfach für ihn, mein liebes Kind. Ihr dürft nicht vergessen, daß ja noch niemand ihn kannte. Wie hätte er da etwas ausrichten sollen? Daß er so ganz unbekannt war, machte ihm vielleicht am meisten zu schaffen. Darüber mag er nachgedacht haben, wenn er so durch München ging, durch die breiten Straßen und engen Gäßchen dieser schönen Stadt. Die schwere Not des Landes bedrückte sein Herz. Jedem rechten Deutschen ging es damals so. Und an allen Ecken und Enden versuchten die Menschen sich mit ihren geringen Kräften gegen ihr trauriges Los zu wehren. Hier und dort kamen ein paar Männer zusammen auf Straßen, Plätzen oder in Häusern. Einer von ihnen fing zu sprechen an und die andern hörten ihm zu – sie hielten Versammlungen ab. Jeder wollte dem Vaterland helfen, jeder wollte es anders anfangen, aber es sah nichts Rechtes dabei heraus, es blieb beim Reden. So fand auch Adolf Hitler eines Abends in einem kleinen Münchner Gasthaus ein paar Männer, die berieten, wie das Vaterland zu retten sei. Das war es ja gerade, worüber auch er unablässig nachdachte! Deshalb setzte er sich zu ihnen und nahm teil



an ihrem Gespräch. Und gleich forderten sie ihn auf, sich mit ihnen zusammenzutun und gemeinsam fürs Vaterland zu arbeiten.

Adolf Hitler wußte von Anfang an ganz genau, wie er es anfangen mußte, um uns Deutschen allen und unserem Deutschen Reich zu helfen. Mit wenigen Worten hat er dies in einem schmalen, dünnen Heft klipp und klar aufgeschrieben. Schreiben allein hätte freilich nichts geholfen, das wußte er. Nein, er fing an zu den Menschen zu reden. Nun, ihr wißt, wie es heute zugeht, wenn Adolf Hitler spricht. Die allergrößten Hallen und Säle in den großen Städten sind immer noch viel zu klein, um alle Menschen zu fassen, die ihm zuhören wollen. Stundenlang vorher drängen sich die Leute hinein, um nur ja einen Platz zu bekommen. Draußen auf den Straßen stehen sie, um ihn zu sehen. Damit auch alle, alle ihm zuhören können, wird seine Rede im Rundfunk übertragen. Damals aber war das ganz anders! Damals kannte ihn ja noch kein Mensch! Ob wohl überhaupt jemand kommen und ihm zuhören würde? In kleinen Gasthäusern und Zimmern hielt er seine ersten Reden und ließ sich nicht entmutigen, wenn sich anfangs nur ein paar Leute einfanden.

„Und was sagte er den Leuten, Mutter?“ wollten die Kinder wissen. So wunderschön und gewaltig wie er selbst spricht, so klar und zu Herzen dringend wie Adolf Hitler kann ich euch das natürlich nicht sagen, liebe Kinder. Aber ich will versuchen, euch zu erklären, was Adolf Hitler will und was er von Anfang an gewollt hat. Zuallererst müssen wir uns miteinander vertragen – das hat er uns gelehrt. Es ist ganz gleich, ob einer ein Arbeiter ist und des morgens früh im blauen Arbeitsanzug zur Fabrik geht; oder ob einer ein Bauer ist und auf dem Feld arbeitet; oder ob ein Kaufmann sein Geschäft betreibt – zuallererst sind wir Deutsche, sind Brüder und Schwestern, ein einziges großes Volk! Und wie Brüder und Schwestern sich miteinander vertragen müssen, so auch wir. Der Mann, dem die Fabrik gehört, muß versuchen, die Arbeiter zu verstehen. Sie sind durch die Juden verhetzt und durch Not und Elend so weit gekommen, daß sie selbst von ihrem deutschen Vaterland nichts mehr wissen wollen. Die Arbeiter wiederum müssen einsehen, daß auch die andern Männer alle, die ihre Pflicht tun, nichts anderes sind als Arbeiter wie sie, nur stehen sie an einem andern Platz.

Brüder und Schwestern, so lehrte uns Adolf Hitler, verstehen einander aber nicht nur, sie helfen sich auch gegenseitig. Genau so müssen wir Deutsche einander helfen. Zuallererst muß den Arbeitern geholfen werden. Wenn die Arbeiterkinder aufwachsen in einer steinernen Großstadtstraße, wenn sie kaum ein Stückchen Himmel sehen und niemals eine grüne Wiese, ein Bauernhaus oder ein Feld – wie sollen sie ihr Vaterland liebhaben können? Laßt sie nicht Hunger leiden und ohne Freude und Glück aufwachsen, sonst können sie niemals gute Deutsche werden! Das müßt ihr einsehen, ihr, denen es besser geht. So etwa sagte Adolf Hitler. Und da könnt ihr wieder einmal sehen, wie er immer an die Kinder dachte, zuallererst an die Kinder!

Dann machte er uns auch klar, daß wir wieder lernen müssen zu gehorchen. Damals redeten und schrien ja alle durcheinander. Jeder wollte befehlen, wenn er gleich nichts von der Sache verstand. Und wenn es dann nicht mehr weiterging, wollte niemand daran schuld sein! So geht es nicht weiter, sagte Adolf Hitler. Wenn es in einem Haus ordentlich zugehen soll, müssen die Kinder auf Vater und Mutter hören. Deutsch-

land ist auch nichts anderes als unser großes Vaterhaus, darin wir alle wohnen. Es kann nicht jeder befehlen! Einer muß der Führer sein, der sucht sich Männer, die ihm bei seiner schweren Arbeit helfen. Und ihr müßt dann gehorchen und einsehen, daß dies zu eurem Besten ist und wir uns nur so helfen können. Dann erst wird es uns wieder besser gehen, dann erst können alle deutschen Kinder wieder fröhlich sein.

Die Menschen horchten auf, als sie solch eine Botschaft vernahmen. Und als Adolf Hitler das nächste Mal sprach, kamen schon ein paar Leute mehr um ihm zuzuhören.

Diesmal sprach Adolf Hitler über die Juden. Könnt ihr nicht sehen, erklärte er uns, daß sie ein fremdes Volk sind, mit dem wir nichts zu schaffen haben? Sie sehen doch anders aus als wir, sie denken anders und sie fühlen anders. Was für uns unrecht ist, das nennen sie recht! Mit langen Fingern füllen sie sich in Deutschland ihre Taschen. Sie hetzen uns Deutsche gegeneinander, damit wir nicht merken, wie sie stehlen und betrügen. So machen sie es in jedem Land und bei jedem Volk! Sie lieben nur das Gold und haben kein Vaterland, sie sind frech und machen sich überall breit. Seht ihr nicht, daß sie bei uns in Deutschland gar die Herren sein wollen? Aber nicht nur bei uns stiften sie Unfrieden, nein, ganze Völker bringen sie gegeneinander auf. Sie sagen drüben in Frankreich: Die Deutschen haben es auf euer Land abgesehen, hütet euch! Und uns Deutschen sagen sie: Die Franzosen sind und bleiben eure Feinde, gebt acht! So säen sie Zwietracht und Mißtrauen wie eine böse Saat über die ganze Welt. Wir müssen uns gegen die Juden wehren und sie fortjagen, eher wird nicht Ruh im Land.

„Wurden sie dann fortgejagt, Mutter?" fragte Hermann. O nein, so leicht war nicht mit ihnen fertig zu werden, denn sie waren damals sehr mächtig. Aber die Leute, die Adolf Hitler zugehört hatten, wurden doch aufmerksam auf die Juden und erzählten es andern weiter. War es nicht so, wie Adolf Hitler sagte? Da kamen die Juden in ganzen Scharen zu uns nach Deutschland herein, vom Osten her, aus Polen, wo es von jeher viele Juden gibt. Wie der Trödeljakob und die Juden in Wien kamen sie in langen schwarzen Mänteln, die Augen schwarz, die Haare dunkel und kraus, ein paar Bündel in der Hand, mitsamt ihren

Frauen und Kindern. Es dauerte aber nicht lange, da gehörten ihnen Häuser und Felder, Bauernhöfe und Fabriken, Gut und Geld. Das alles nahmen sie uns Deutschen weg mit allerhand Schlichen und Gaunereien. Denn ehrlich und fleißig arbeiten – o nein, das taten sie niemals. Hatte Adolf Hitler also nicht wirklich recht, wenn er riet, sich gegen sie zu wehren?

„Und was sagte Adolf Hitler den Leuten noch, wenn sie ihm zuhörten?" so fragten die Kinder weiter. Oft, ja oft sprach er davon, daß wir kein mächtiges Heer Soldaten mehr hatten und daß wir also wehrlos waren. Hermann und Fritz, was würde aus euch wohl werden, wenn ihr plötzlich eure Hände nicht mehr brauchen könntet und die andern Jungen fielen über euch her? „O weh", sagten die Jungen, „aber da ginge es uns schlecht!" Der kleine Fritz konnte sich das gar nicht vorstellen, den Sinn des Beispiels noch nicht recht erfassen, der große Hermann aber sah nachdenklich auf seine Jungenhände, die braun und rissig vor ihm auf dem Tisch lagen. „Die Hände nicht mehr brauchen können – o je! Da würde aber der Walter mich verhauen! Jetzt traut er sich natürlich nicht, weil ich stärker bin. Und der Max, dem ich im Sommer seine Maikäfer fortgenommen habe, der würde sich auch rächen. Kann ja sein, daß ein Freund mir helfen würde – aber nein, lieber helfe ich mir schon selbst!" Seht ihr, so wie ihr Jungen im kleinen eure Hände brauchen müßt, so muß auch ein großes Volk Waffen haben und sich wehren können. Die Feinde hatten uns unsere Waffen weggenommen, das wißt ihr ja. Sie verboten uns, wieder Soldaten auszubilden und uns neue Gewehre, Kanonen, Schiffe und Flugzeuge zu bauen. Wenn nun Adolf Hitler darüber sprach, daß wir all dies unbedingt brauchen und wieder haben müssen, dann fanden sich auch immer ein paar Angsthasen, die jammerten: Das dürfen wir doch nicht! Die Feinde geben es niemals zu. Wir können nichts mehr anfangen mit Soldaten und dem ganzen Waffenhandwerk, arm und wehrlos wie wir jetzt sind. Aber Adolf Hitler lehrte uns: Wer sich wehren will, bei dem kann ein Wunder geschehen! Dem wächst das Gewehr oder das Schwert aus der bloßen Faust! Nur wer sich selbst hilft, dem hilft auch Gott. Gewiß, wir haben den großen Krieg verloren, die Feinde haben uns untergekriegt. Viele,

viele gute Deutsche sind darüber ganz verzweifelt. Aber seid mutig und gebt die Hoffnung nicht auf. Wenn wir nur wollen, werden wir Not und Elend überwinden. Mit unseren Händen werden wir ein neues Deutsches Reich schmieden – schöner noch und größer als das Reich des ersten Kaisers Wilhelm und des Fürsten Bismarck, ja schöner und größer als das Reich des Königs Heinrich. Ein großes starkes Reich für alle Deutschen muß es werden! Laßt uns zusammenhalten und zusammenarbeiten, damit wir es soweit bringen und wieder frei werden vom Joch der Feinde. – Wie klopfte den Menschen das Herz, wenn sie in jener traurigen und elenden Zeit so gewaltige und kühne Worte hören! Ach, ob es wohl jemals soweit kommen könnte?

Immer und immer wieder sprach Adolf Hitler auch von dem großen Buch voll bitterem Unrecht, das unsere Feinde in Versailles bei Paris vor uns hingelegt hatten und das wir hatten unterschreiben müssen. Dieses Unrecht, es brannte in seinem Herzen! Ich glaube, er dachte nur eines: Es ist unmöglich, daß wir dies alles ertragen sollen. Die Feinde haben uns gutes deutsches Land weggenommen, sie haben uns unsere Waffen geraubt, sie nehmen uns Geld und Gut ab. Sie haben unser heiliges Reich zerstückelt und verkleinert. Am allerschlimmsten aber ist die Lüge, daß wir am Kriege schuld seien! Das ist nicht wahr, nein, niemals! Wir haben nicht angefangen und wir dürfen nicht dulden, daß die ganze Welt dies von uns glaubt. Dies Buch voll Unrecht müssen wir zerreißen – Seite um Seite! Erst dann wird die Welt wieder Achtung vor uns haben.

Die Reden Adolf Hitlers haben große Gewalt über die Herzen der Menschen. Immer mehr Leute kamen, um ihm zuzuhören. Es dauerte nicht lange, da reichten die kleinen Stuben in den einfachen Gasthöfen nicht mehr aus, sie alle zu fassen. Immer größere Säle mußte Adolf Hitler ausfindig machen, ja schließlich mußte er in einem riesigen Zirkusgebäude sprechen, damit alle seine Zuhörer Platz fanden.

Nun müßt ihr aber nicht glauben, daß Adolf Hitler damals allen Leuten recht war und daß jedermann Gefallen fand an dem, was er sagte. O nein! In jedem Land und jedem Volk gibt es schlechte Menschen. Wenn alle miteinander streiten und Unordnung herrscht, dann

wagen sie sich ans Tageslicht und kommen aus ihren dunklen Verstecken hervor. Könnt ihr euch noch an das wüste Gesindel erinnern, das so arg in Frau Schmitthammers Laden hauste, damals, als der Krieg zu Ende ging? Seht ihr, diese Leute meine ich auch jetzt. Es waren die Kommunisten. Auch sie wollen nicht ehrlich arbeiten, o nein! Es ist ja viel bequemer, den andern fleißigen Menschen die Sachen wegzunehmen, die sie gern haben möchten. Weil aber niemand gutwillig das hergibt, was er sich erarbeitet hat, so wollen sich's diese Bösewichter mit Gewalt nehmen. Ließe man sie tun, wie sie wollen, so würden sie Häuser und Städte zerstören, ja sogar Menschen töten, nur damit sie alles für sich nehmen können. Diesen Leuten paßte Adolf Hitler nicht und den Juden natürlich auch nicht, das könnt ihr euch denken. Mit Schrecken sehen sie, wie immer mehr Menschen kamen, um ihm zuzuhören und sie sagten sich: Er darf nicht länger sprechen! Was sollte aus uns werden, wenn Adolf Hitler wirklich Führer in Deutschland würde? Das wäre schlimm für uns! Wir wollen uns in seine Versammlungen setzen und solchen Lärm machen, daß er gar nicht sprechen kann. Die Menschen, die an ihn glauben, die wollen wir verprügeln, so daß ihnen die Sache vergeht.

„Und was geschah dann, Mutter?" fragten die beiden Jungen wie aus einem Munde und waren sichtlich gespannt. „Ließ Adolf Hitler sich das gefallen?" Wer das meint, der kennt ihn schlecht. Er wußte: Mich und meine treuen Freunde nützt es gar nichts, wenn wir das Beste wollen, wenn wir noch so gut wissen, wie zu helfen ist und darüber sprechen. Auch wir müssen uns wehren können und müssen mit den Fäusten zuschlagen, wenn es nottut. Und er rief junge, tüchtige Kerle zusammen, die Mut in den Knochen hatten und sagte ihnen: Stellt euch um mich herum wenn ich spreche. Gebt acht, ob keine Ruhestörer im Saale sind. Muckt einer auf, dann werft ihn hinaus! Und ich kann euch sagen, die bekamen zu tun! Denn die Kommunisten setzten sich in Scharen vor Adolf Hitler hin und dachten: Wir sind mehr an der Zahl als Hitler und seine Leute, wir müssen mit ihnen fertig werden. Aber die jungen Kerle, die Adolf Hitler treu ergeben waren, brauchten ihre Fäuste und schlugen tapfer um sich, ganz besonders einmal in einer großen Versammlung zu München im Hofbräuhaus. Damals gab es einen regelrechten Kampf und es schien,

als tobte ein Sturm durch den Saal. Und als zum Schluß alles Gesindel hinausgeworfen war und Adolf Hitler weiterreden konnte, da nahm er sich vor: Meine braven jungen Kerle, diese ganze tapfere Schar, sie soll Sturmabteilung heißen. Jeder einzelne Mann, der so treu zu mir hält, für mich kämpft und rauft und sich blutig schlagen läßt, heißt Sturmabteilungsmann.



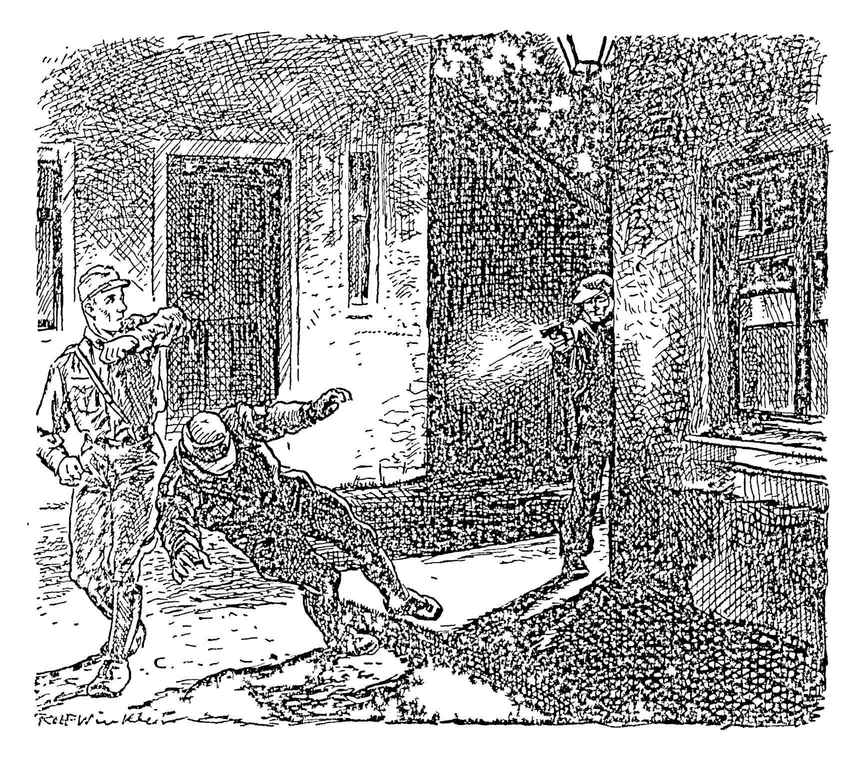
Sturmabteilung – das ist ein langes Wort. Deshalb kürzte man es ab und sagte einfach die beiden Anfangsbuchstaben SA. „Und das waren die ersten SA-Männer, Mutter?" Ja, das waren sie. „Und wo waren die SS-Männer in den schwarzen Uniformen, Mutter?" So fragte Fritz, dem die SS immer besonders gut gefiel. „Und was heißt SS?" wollte Hermann noch weiter wissen. Auch darauf bekamen sie von der Mutter eine Antwort: SS heißt Schutzstaffel. Sie wurde etwas s äter gegründet als die SA, in einer Zeit, als Adolf Hitler und sei e F u de

immer bekannter wurden. Es kam eine Zeit, da mußte man sie sorgsam schützen vor ihren Feinden, die ihnen böses tun und sie am Sprechen hindern wollten. Man mußte sie aber auch bewahren vor ihren Freunden, denn die Menschen waren oft von ihnen so begeistert, daß sie sich vielleicht in einer großen Versammlung allzu nah an sie hingedrängt und sie gar wohl erdrückt hätten! Hier brauchte man die SS-Männer. Nur die tüchtigsten und gesündesten jungen Männer durften eintreten in die SS. Und heute haben sie die wunderschönen schwarzen Uniformen, die uns allen so gut gefallen.

Die ersten SA-Männer aber, von denen ich euch jetzt weiter erzählen will, die waren wohl alle zu arm, um sich so schmuck einzukleiden. Sie zogen anfangs einfache Jacken an und setzten die SA-Mützen auf, die sie auch heute noch tragen. Alle zogen sich gleich an, damit sie einander erkennen konnten. Erst waren ihrer nur wenige. Trotzdem aber taten sie sich zusammen und marschierten immer wieder unverdrossen durch die Straßen. Das hatte Adolf Hitler ihnen befohlen. Auf der Straße, so sagte er, müssen euch die Leute sehen! Sie sollen merken, daß da Männer sind, die sich vor nichts fürchten, die zu mir halten und für unsere Sache kämpfen wollen. Macht euch nichts draus, wenn die Leute anfangs etwa über euch lachen oder euch verhöhnen. Gerade daraus könnt ihr sehen, daß ihr etwas wert seid. Helft mir, damit ich weiter zu den Menschen reden kann. Denn wenn ihr nicht wäret, ließen mich unsere Gegner nicht sprechen!

Die SA-Männer waren unbändig stolz darauf, daß sie Adolf Hitler auf diese Weise helfen konnten. Ein leichtes Leben hatten sie nicht, das könnt ihr glauben. Wie oft kam es vor, daß sie auf der Straße mit Steinen beworfen wurden. Gingen sie abends allein oder in kleinen Gruppen heim, dann lauerten die Kommunisten ihnen auf, in dunklen Gäßchen oder in den Hausfluren. Rasch waren sie mit ihren Messern bei der Hand, ja sie schossen wohl gar. Mancher tapfere SA-Mann ist so um sein Leben gekommen oder ist verwundet worden. Aber trotzdem ließ die SA den Mut sich nicht nehmen. Wenn sie losmarschierten, rückten sie enger zusammen und sangen damals:

Hakenkreuz am Stahlhelm, blutrotes Band,
Sturmabteilung Hitler werden wir genannt!



Denn das Hakenkreuz war das Zeichen für alle Menschen, die an Adolf Hitler glaubten und ihm folgen wollten. Als immer mehr Menschen kamen, um ihm zuzuhören und immer mehr ihm anhingen, da dachte er sich: Wir müssen eine Fahne haben, die uns vorangetragen wird, wenn wir marschieren. Und wir müssen ein Zeichen haben, an das wir glauben und an dem wir uns gegenseitig erkennen. Wißt ihr, Fahnen hat es schon immer gegeben. In allen Ländern wird den Soldaten die Fahne vorangetragen, wenn sie in den Kampf marschieren. Geht es in der Schlacht drunter und drüber, so steht doch die Fahne hoch und an ihr sehen sie, wo ihre Kameraden sind. Solange der Feind die Fahne nicht erobert, ist nicht alles verloren. Auf die Fahne schwören die Soldaten, daß sie treu sein und ehrlich kämpfen wollen. In jedem Lande haben die Fahnen

andere Farben und jedes Volk liebt seine eigene. Die alten deutschen Fahnen waren schwarz-weiß-rot. Und aus diesen Farben machte Adolf Hitler eine neue Fahne! Er nahm ein rotes Tuch, setzte in die Mitte einen weißen Kreis und in diesen das schwarze Hakenkreuz.

Das Hakenkreuz ist ein uraltes deutsches Zeichen. In alten Zeiten, lang vor König Heinrich, als es noch keine Gewehre gab und die Männer einfache Spieße und Äxte als Waffen hatten, da war auf ihnen schon das Hakenkreuz eingegraben. Die deutschen Bauern brachten es an ihren Höfen und Häusern an. Es mahnte sie an die Sonne, die hier auf der Erde alles Leben erweckt und erhält. Das Hakenkreuz sollte ihnen Glück bringen. Es ist ein Zeichen für ehrliche, fleißige Arbeit – deshalb hassen es die Juden so. Das Hakenkreuz sagt: Deutschland soll nur den Deutschen gehören, keinem fremden Volke sonst! Wir Deutschen hatten das Hakenkreuz fast vergessen, als Adolf Hitler uns wieder daran erinnerte und es auf seine Fahne setzte. Die Menschen, die ihm treu ergeben waren, griffen mit Begeisterung danach. Sie steckten sich kleine runde Abzeichen mit dem Hakenkreuz an die Kleider, sie trugen Armbinden mit dem Hakenkreuz – rote Binde, weißes Feld, schwarzes Hakenkreuz darauf. „Ja, Mutter, ja, solche Abzeichen wie du trägst, nicht wahr, und solch eine Armbinde wie der Vater eine hat!" riefen die Kinder. Ja, genau die gleichen waren es schon damals.

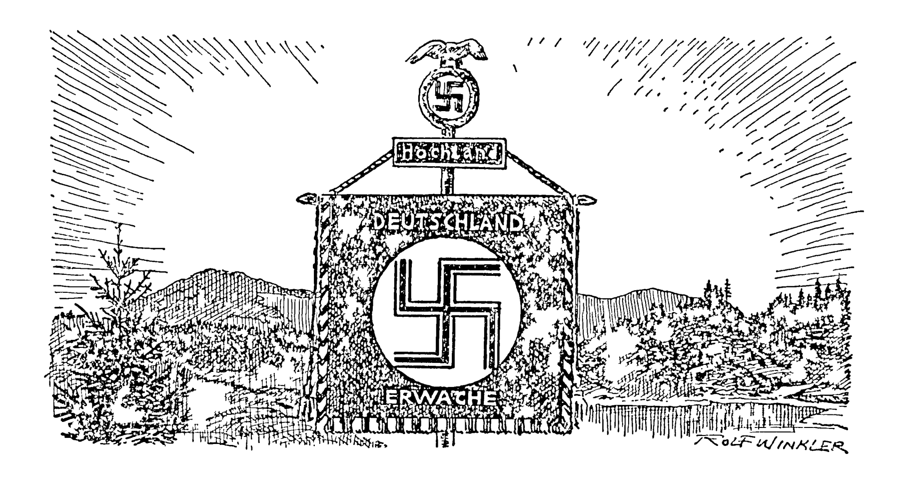
Nun erkannten die Menschen, die Adolf Hitler treu ergeben waren, einander auf den Straßen, in den Fabriken und Geschäften, kurz überall. Und nun konnte man sehen, daß sich in jedem Stand und jedem Beruf treue Hitlerleute fanden. Arbeiter waren es und Bauern, Kaufleute und Männer, die studiert hatten. Keiner wollte etwas Besseres sein als der andere – nein, unter dem Zeichen des Hakenkreuzes fühlten sie sich als Brüder und Schwestern. „Waren denn auch Frauen dabei, Mutter?" wollte Gertrud wissen. Ja, mein Kind, Frauen hielten auch zu Adolf Hitler, sogar besonders treu und fest. Sie halfen den Männern bei ihrem schweren Kampf, sie sorgten für die SA-Leute, wenn es not tat. Meist arbeiteten sie in der Stille, so daß man nur wenig davon sah. Aber Adolf Hitler hat später manches Mal darüber gesprochen, wie unerschütterlich gerade die Frauen zu ihm gestanden sind.

Wenn zwei Hitlerleute mit der Hakenkreuznadel, der Armbinde oder der SA-Uniform einander trafen, dann freuten sie sich, wie wenn man einen guten Freund trifft. Freunde grüßen einander, das wißt ihr. Und so grüßten sich auch die Hitlerleute. Sie hoben den rechten Arm zum Gruß und sagten dabei: Heil Hitler! „Heil" ist ein altes deutsches Wort. Es heißt Glück, Segen, alles Gute! Das alles wünschten die Hitlerleute ihrem Führer und so entstand der Deutsche Gruß. – Immer fester und fester schlossen sich alle Menschen zusammen, die an Adolf Hitler glaubten, sein Hakenkreuzzeichen trugen und einander mit dem Deutschem Gruß grüßten. Sie bildeten zusammen eine Partei, so nannte man das damals in Deutschland. Adolf Hitler nannte seine Partei die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Das ist ein langes schweres Wort für euch Kinder! Aber hört nur weiter zu, was alles geschah, dann werdet ihr zum Schluß seinen Sinn verstehen.

Für seine SA-Männer hatte Adolf Hitler sich etwas Besonderes ausgedacht, das waren die Standarten. Oben auf der Standarte schwebt der Adler. Die Deutschen hatten ihn von jeher in ihren Wappen und Zeichen, weil er ein mutiger, königlicher Vogel ist. In der Mitte trägt die Standarte das Hakenkreuz und den Spruch: Deutschland erwache! Das war es, was Adolf Hitler uns allen immer und immer wieder zurief. Dieser Weckruf stammt von einem guten Freund Adolf Hitlers, von dem Dichter Dietrich Eckart. Ein Dichter ist ein Mann, der sich schöne Lieder und Geschichten, ja ganze Bücher und Theaterstücke ausdenkt. Immer, wenn unser Vaterland in großer Not war, schickte uns Gott einen rechten Dichter und gab ihm schöne und starke Worte ein, daß er damit die Menschen trösten und ermutigen konnte. So war es auch in jener Zeit. Deutschland erwache! Mit diesen und anderen Worten wollte uns Dietrich Eckart in seinen Liedern immer wieder sagen: Deutsche, zerbrecht eure Ketten, wehrt euch gegen die Feinde draußen und im eigenen Land!

Heute, liebe Kinder, seht ihr die Hakenkreuzfahnen überall. An den großen Festen und Feiertagen wehen sie von allen Häusern, und nun weißt du, lieber Fritz, auch endlich, was sie zu bedeuten hab n Viele Millionen Menschen tragen das Parteiabzeichen und die Armbinden

mit dem Hakenkreuz. Kommt bei einem großen Aufmarsch die SA mit ihren Standarten, dann will es gar kein Ende mehr nehmen, so viele sind ihrer. Heute glaubt ganz Deutschland an Adolf Hitler und alle wissen, daß er unser Führer ist. Damals aber, in der Zeit, von der ich euch erzähle, da hatten nur wenige den Mut, das Parteiabzeichen zu tragen! Wurden sie doch dafür verlacht, ja verfolgt. Sie mußten fürchten, daß man sie nicht mehr an ihren Arbeitsplatz ließ, ja selbst, daß man ihnen nach dem Leben trachtete. Einfache und selbstgenähte Fahnen wurden den paar marschierenden Hitlerleuten vorangetragen und die SA hatte nur wenige Standarten in München und im Bayerland. Anderwärts wußte man noch kaum etwas von ihnen. Aber die Münchner Hitlerleute und SA-Männer marschierten dennoch wacker und unverzagt und hofften, daß bald der Tag kommen würde, an dem alle Deutschen auf ihren Führer hören und mit ihnen marschieren wollten! Viel, viel Schweres haben sie noch erleben müssen, ehe es soweit kam. Davon erzähle ich euch das nächste Mal.



## Adolf Hitler will Deutschland helfen. Wie er verraten wurde

„Und dann ist Adolf Hitler unser Führer geworden, nicht wahr, Mutter?" wollten die Kinder wissen. O nein, noch viele, viele Jahre nicht. Ich will euch erzählen, wie hart er darum hat kämpfen müssen.

Wohl fanden sich auch in anderen Städten und außerhalb vom Bayerland langsam ein paar Menschen zusammen, die zu Adolf Hitler hielten und in die Partei oder die SA eintraten. Aber in der großen Stadt Berlin zum Beispiel, da wollten sie noch gar nichts von ihm wissen! „Aber Adolf Hitler ist doch jetzt in Berlin, Mutter!" wandten die Kinder ein. Ja, jetzt! Aber damals saßen in Berlin seine allerärgsten Feinde. Berlin ist die Hauptstadt vom Deutschen Reich, es ist unsere allergrößte Stadt. In Berlin wohnen die Männer, die in Deutschland zu befehlen haben. Ihr wißt ja, heute wohnt der Führer dort und Hermann Göring, Dr. Goebbels und noch andere mehr. Kurz nach dem Krieg aber, was waren das für Männer, die damals in Berlin wohnten und in Deutschland zu befehlen hatten! Juden waren es, mit krummen Nasen und einem schlechten verdorbenen Sinn. Deutschland, das Vaterland, um das sich unser Führer und seine Männer heute Tag und Nacht abmühen, das alles war ihnen gänzlich gleichgültig. Sie dachten nur daran, wie es ihnen gut gehen könnte, wie sie zu einem schönen Haus und zu recht viel Geld kommen könnten. Aus uns Deutschen mochte dabei werden, was da wollte und aus unserem Deutschen Reich auch. Wenn wir Deutschen miteinander stritten, war es ihnen gerade recht. Dann gab niemand auf sie acht, und sie konnten treiben, was sie wollten.

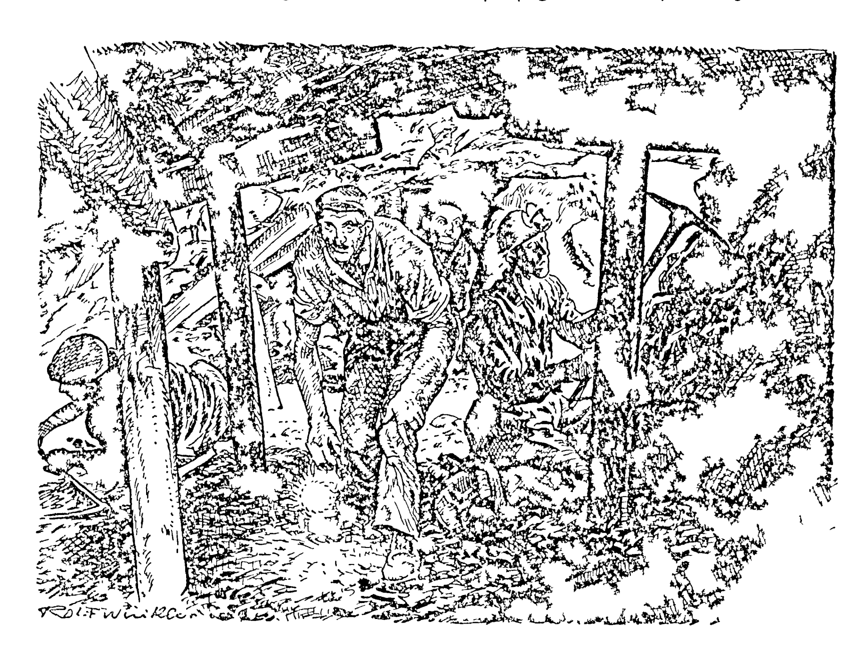
Nun, wer im eigenen Haus nicht Ordnung hält und Fremde darin befehlen läßt, dem kann es unmöglich gut gehen. Und wer streitet und hadert, anstatt ordentlich und fleißig zu arbeiten, der wird arm. So wurden wir Deutsche damals ärmer und ärmer, und eines Tages waren wir wirklich bettelarm! Wir hatten wohl noch Geld, aber alles war so teuer geworden, daß wir uns kaum mehr etwas kaufen konnten.

Das Geld war nichts mehr wert, man bekam nichts mehr dafür. Ja, das könnt ihr heute nicht verstehen. Heute bekommt man für 10 Pfennige schon allerhand gute Sachen, und für eine Mark – ach, was kann man sich für eine Mark alles kaufen! „Ja, das weiß ich!" rief Fritz. „Auf dem letzten Jahrmarkt habe ich mir für 20 Pfennig eine Tüte Gutseln gekauft und eine schöne Pfeife und dann bin ich noch auf dem Ringelspiel gefahren!" Damals aber, Fritz, da hielten wir Papiere in den Händen – Banknoten nennt man sie, auf denen stand gedruckt, daß sie viele, viele tausend Mark wert seien. Wenn wir aber etwas dafür kaufen wollten, bekamen wir höchstens eine Semmel! So weit kommt es in einem Land, das sich nicht wehren kann und sich von den Feinden ausplündern läßt. So ergeht es einem Volk, das miteinander streitet und die Juden herrschen läßt.

Das alles sahen die Franzosen, die ihre Soldaten an unserem deutschen Rhein stehen hatten. Sie sagten sich: Jetzt können wir mit den Deutschen tun was wir wollen, jetzt ist der rechte Augenblick gekommen. Laßt uns mit unseren Soldaten noch weiter nach Deutschland hineinmarschieren und den Deutschen noch mehr Land wegnehmen! Wir können es gut gebrauchen und werden dadurch immer stärker und mächtiger. Gesagt, getan. Sie marschierten ins deutsche Ruhrgebiet hinein.

Dieses Stück Land heißt so nach dem kleinen Flusse Ruhr, der dort fließt. Dicht nebeneinander stehen dort große Städte, in denen unermüdlich fleißig gearbeitet wird. Tief unten in der Erde wird die Kohle gegraben, die wir zum Heizen brauchen. Die Bergleute fahren in großen Aufzügen durch Schächte in die Erde hinein. Tief drunten sind lauter Gänge gegraben, man heißt sie Stollen. Die Bergleute haben Hacken, Hämmer und Bohrer. Jeder trägt eine kleine Lampe an seinem Gürtel, denn es ist ja natürlich ganz finster da drunten. In mühsamer Arbeit hämmern und klopfen sie die Kohle aus der Erde heraus. Ja, sie haben ein schweres Leben. Aber sie sind doch stolz auf ihre Arbeit, weil sie wissen: Ohne sie hätten wir alle keine Kohle, wir könnten nicht heizen und nichts kochen. Keine Fabrik könnte ohne Kohle arbeiten. Und so sind die Bergleute bei aller schwerer Arbeit doch auch wieder fröhlich.

Nicht nur die Kohle kommt aus dem Ruhrgebiet, sondern auch das Eisen. Eisen braucht man für Werkzeuge, für Eisenbahnen und zum Häuserbauen. Man braucht es, um daraus Kanonen zu machen, Gewehre und andere Waffen. Das Eisen wird in riesengroßen Hochöfen gewonnen. Oben hinein wird das Erz geschüttet. Das schmilzt in einem riesigen Feuer, und unten läuft dann das glühend heiße, flüssige Eisen heraus. An den Hochöfen gibt es viel schwere Arbeit, zu der man nur mutige und starke Männer gebrauchen kann. Fährt man nachts durchs Ruhrgebiet, dann leuchtet der glühendrote Feuerschein aus den riesigen Hochöfen, die Funken sprühen zum Himmel und die großen Schornsteine rauchen. Selbst nachts ist dort überall Leben, und überall wird gearbeitet. In der Stadt Essen steht eine riesige Fabrik, das sind die Krupp-Werke. Dort werden unsere Kanonen und Waffen gemacht. Seht ihr, auf dieses Stück Land hatten es die Franzosen abgesehen. Die Kohle, das Eisen, all die vielen Fabriken und die fleißigen Menschen dazu – das



wollten sie alles gerne haben. Und sie marschierten mit ihren Soldaten ein, um uns das Ruhrgebiet wegzunehmen.

„Das ist aber ein starkes Stück!“ rief Fritz empört. „Die wollten uns wohl alles nehmen?“ Ja, so sah es damals aus. Zu jener Zeit hat Adolf Hitler sich unermüdlich abgemüht bei Tag und Nacht. Er wollte den Leuten begreiflich machen: So kann es nicht mehr weiter gehen! Jetzt müssen wir Schluß machen damit, daß wir uns immerfort alles gefallen lassen und daß die Feinde mit uns tun können, was sie wollen. Auf, laßt uns kämpfen bis zum letzten Mann! Lieber sterben, als sich so unterdrücken und ausrauben lassen! – Viele, viele Leute in Deutschland hörten damals auf ihn. Besonders die jungen Männer kamen und wollten hinter der Hakenkreuzfahne gegen die Franzosen ziehen.

Aber die Männer, die damals in Berlin zu befehlen hatten, waren eben Juden oder sonst kleine und erbärmliche Kerle. Sie wollten von Adolf Hitler nichts wissen und wollten nicht auf ihn hören. Ach, jammerten sie, was Hitler will, ist ja alles viel zu gefährlich! Wir haben ja keine Soldaten mehr und können uns nicht mehr wehren. Laßt uns lieber nachgeben. Eines höchstens können wir versuchen: Die Arbeiter im Ruhrgebiet sollen zu arbeiten aufhören. Wenn aus den Schächten keine Kohle mehr kommt und kein Eisen mehr aus den Hochöfen, dann werden hoffentlich die Franzosen wieder fortgehen.

So wurde auch gegen die Not des deutschen Ruhrgebietes nichts Ganzes getan. Unsere deutschen Arbeiter feierten, sie fuhren nicht mehr ein in die Bergwerke unter der Erde. In den Hochöfen war das Feuer erloschen, sie lieferten kein Eisen mehr. Da wurden die Franzosen wütend. Ihre Soldaten plagten und quälten die Deutschen, wo sie nur konnten. Die Kommunisten wagten sich hervor, sie wollten stehlen und rauben, wie von jeher. Hier und dort wurde geschossen. Das Land war im Aufruhr, und abermals kamen gute deutsche Männer ums Leben. Wer etwas tat, was den Franzosen nicht paßte, der hatte sein Leben verwirkt und sah die Seinen niemals wieder. Und die Männer in Berlin, die das Richtige hätten befehlen und den Deutschen hätten helfen sollen, die taten nichts, ja sie halfen womöglich noch dem Feind.

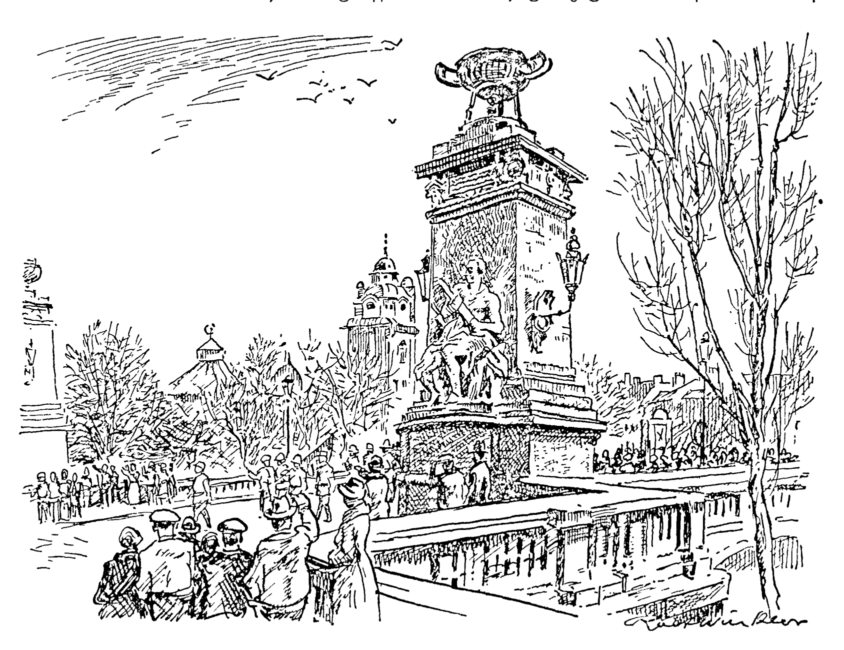
Damals meinte Adolf Hitler in München: Nun kann ich und meine treuen Freunde, nun können alle, die gute Deutsche sind, nicht länger mehr zusehen! Wir müssen die schwächlichen Kerle in Berlin verjagen und die ganze Judengesellschaft dazu. Laßt mich nur euer Führer sein, und ihr werdet sehen, wie wir mit den Franzosen aufräumen und daß es in Deutschland bald besser werden wird. Und die Männer, die damals in München zu befehlen hatten, die sagten: Ja, wir tun mit. Wir marschieren mit Hitler, denn wir wollen dasselbe wie er. – Unser großer Feldherr Ludendorff, der im Krieg die deutschen Soldaten geführt hatte, war auch mit dabei und wollte Adolf Hitlers Sache zum Sieg verhelfen. In einem großen Saal im Bürgerbräukeller zu München, da hatten diese Männer alle vor vielen, vielen Menschen Adolf Hitler die Hand gegeben. Sie haben ihm dabei in die Augen gesehen und versprochen: Ja, wir tun mit, wir wollen dir helfen! Zuerst hier in München und Bayern, und später gehen wir mit dir durch ganz Deutschland nach Berlin!

Am nächsten Tag wollte Adolf Hitler mit seinen treuesten Freunden durch München marschieren. Die Münchner sollten sehen: Da kommt der Führer und seine Freunde! Jetzt hören Not und Elend auf, und die Schmach und die Schande haben ein Ende! Wir müssen alle mittun, müssen ihm helfen und mit ihm marschieren!

Am 9. November 1923 marschierten sie vom Bürgerbräukeller in München ab. Ganz vorn ging Julius Streicher. Er ist heute Gauleiter in Nürnberg. Dann kam ein Mann, der die Hakenkreuzfahne trug. Dahinter ging Adolf Hitler mit Ludendorff, Hermann Göring und anderen seiner nächsten und treuesten Freunde. Hinter diesen kamen in langem Zug die Hitlerleute alle. Viele von ihnen waren in München daheim, andere waren herbeigekommen aus den kleinen Dörfern und Städten, ja aus den Tälern und von den Almen der Berge. Sie trugen ihre bayrischen Lederhosen und helle Strümpfe dazu, wie es in den Bergen eben Brauch ist. Zur Erinnerung daran darf noch heute die SA aus den bayrischen Bergen in hellen Strümpfen und Lederhosen marschieren.

Der Zug ging über die Ludwigsbrücke, die über die Isar führt, durch Straßen und über Plätze der Münchner Stadt, vorbei an dem Schloß,

in dem früher der bayerische König gewohnt hatte. Friedlich marschierten die Hitlerleute dahin. Gewehre oder Waffen hatten sie nicht bei sich. Sie hatten ja auch nichts Böses im Sinn – ganz im Gegenteil! Sie wollten nur dem Land und den Menschen helfen in ihrer großen Not. Die Leute von München begriffen das auch ganz gut. Sie standen auf



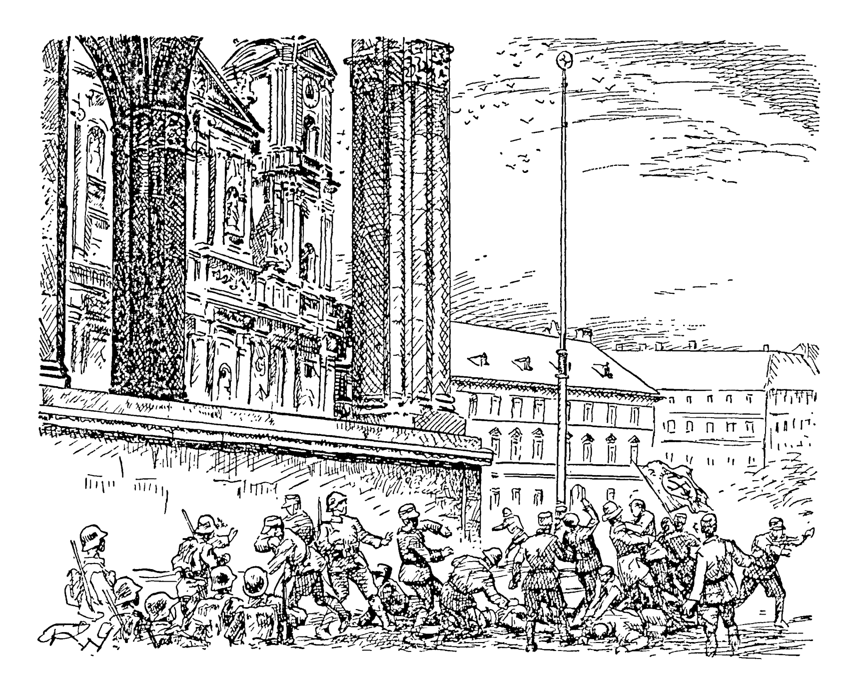
den Gehsteigen und riefen Adolf Hitler und seinen treuen Männern freundlich zu. So kamen sie zur Feldherrnhalle. Das ist eine offene, hohe Halle, die früher einmal der bayerische König hat bauen lassen zur Erinnerung an seine tapferen Soldaten. Die Hitlerleute sangen ein frisches Soldatenlied. Da – auf einmal sahen sie Gewehre gegen sich gerichtet! Schüsse krachten, ganz wie im Feindesland im Krieg, und schon stürzten einige ihrer Männer schwer auf das Pflaster hin! Die Leute aus der Stadt, die fröhlich mit dem Zug marschiert waren, drängten zurück. Treue Freunde sprangen vor Adolf Hitler hin, um ihn zu schützen. Einer stellte sich so gut vor ihn, daß er selbst schwer verwundet wurde,

seinem geliebten Führer aber nichts geschah. Dieser tapfere Mann heißt Ulrich Graf, er hat dem Führer das Leben gerettet. Es gab ein wildes Durcheinander damals an der Feldherrnhalle zu München. Und als das Schießen aufhörte, da sahen die Hitlerleute sechzehn ihrer Freunde tot und erschossen auf dem Pflaster liegen. Auch der Mann, der die Hakenkreuzfahne getragen hatte, war darunter.

„Wer hat denn auf Adolf Hitler schießen lassen, Mutter?" fragten die Kinder aufs tiefste erschrocken. „Wie ist so etwas nur möglich?" Ja, das fragen wir uns heute. Damals hatten drei Männer ihr Wort gebrochen und Adolf Hitler verraten. Am Abend vorher hatten sie ihm die Hand gegeben, ihm in die Augen gesehen und versprochen, mit ihm zu gehen und zu ihm zu halten. Über Nacht aber waren sie ihm untreu geworden! Nein, sagten sie sich, wir wollen doch nicht mit Hitler gehen, wir wollen selbst mächtig bleiben und denken gar nicht daran, ihm etwa gar zu gehorchen. Laßt ihn nur losmarschieren. Wenn er dann kommt, fangen wir ihn ein. „Aber das war gemein und schlecht!" rief Hermann in flammender Empörung. „Es ist immer gemein und schlecht, wenn man sein gegebenes Wort nicht hält und andere täuscht und betrügt," sagte die Mutter. „Adolf Hitler aber und seine Freunde so hinterlistig zu überfallen und viele davon gar zu erschießen – etwas Schlechteres kann man sich kaum denken!"

Aber hört nur weiter zu. Die Polizei kam auf die Hitlerleute zu. Wer nicht erschossen war oder sich nicht mehr hatte in Sicherheit bringen können, der wurde gefangengenommen. „Adolf Hitler auch, Mutter?" fragten die Kinder ganz atemlos. Ja, stellt euch das nur vor: Unseren Führer nahm damals die Polizei gefangen und sperrte ihn ein wie einen Bösewicht. Viele seiner besten und treuesten Freunde traf das gleiche Los. Sie wurden mit ihm auf die Festung Landsberg am Lech gebracht und dort gefangengehalten. Anderen wieder, gelang es, sich vor der Polizei zu verstecken. Darunter war auch Hermann Göring, der an der Feldherrnhalle schwer verwundet worden war.

„Und was ist aus der Fahne geworden, Mutter?" wollten die Kinder weiter wissen. Auch den Mann, der die Fahne mit Stolz vorangetragen hatte, traf eine Kugel. Auch er gab sein Leben hin. Sein Name w r



Bauriedl. Dennoch hatten die Hitlerleute ihre Fahne retten können! Sie hatte blutige Flecke bekommen – es war das Blut der tapferen Männer, die an der Feldherrnhalle zu München ihr Leben gelassen hatten. Dadurch aber war sie allen Freunden Hitlers nur um so teurer geworden. Sie versteckten die Fahne so gut, daß die Polizei sie nicht fand, als sie danach suchte. Heute aber steht diese heilige Fahne – wir nennen sie die Blutfahne – feierlich aufbewahrt im Braunen Haus zu München. Bei großen Festen und Feiern wird sie dem Führer vorangetragen. Wenn es gilt, einer neuen Fahne die rechte Weihe zu geben, wenn zum Beispiel die SA oder die Hitlerjugend irgendwo in Deutschland eine neue Fahne bekommt, dann wird sie erst zum Führer gebracht. Er berührt sie mit dem Tuch der alten blutigen Fahne aus dem Jahr 1923, und dann erst ist die neue Fahne eingeweiht. Seht ihr, so ist es heute. Die Erinnerung an den Marsch zur Feldherrnhalle ist dem ganzen deutschen Volke heilig geworden.

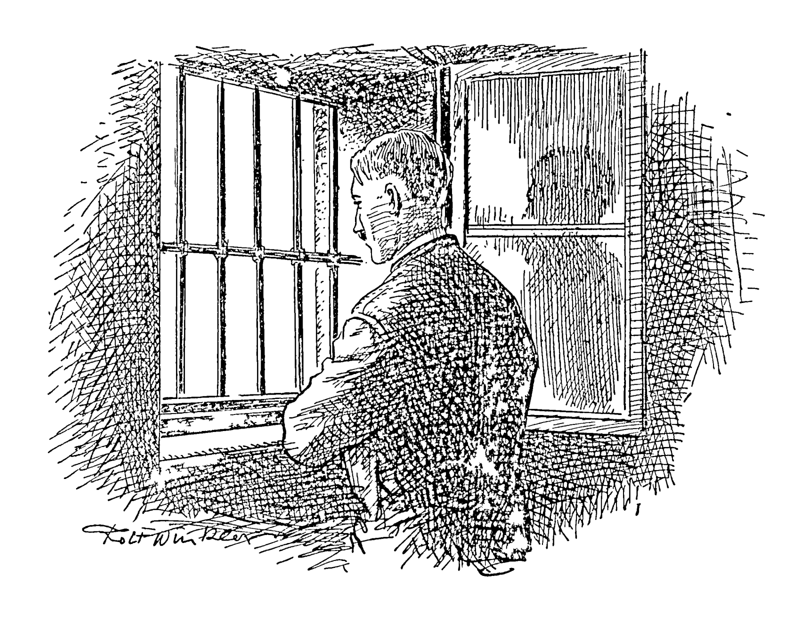
Damals aber, nach den Schüssen an der Feldherrnhalle, verzagten viele gute Deutsche ganz und gar. Was sollte nun werden? Adolf Hitler und seine treuen Freunde waren gefangen, viele von ihnen waren tot! Die Polizei verbot das Hakenkreuz, die Fahnen und Parteiabzeichen. Sie duldete nicht, daß die Hitlerleute weiter zusammenkamen, über Adolf Hitler sprachen und anderen Menschen von ihm erzählten. Alles, was die Nationalsozialisten gewollt hatten, schien damals verloren.

Adolf Hitler selbst aber verzagte nicht. Als er vor ein Gericht gestellt wurde und sich verteidigen sollte, da sprach er so wunderbar, daß allein daran schon viele Menschen sich wieder aufrichteten und viele ihren Glauben an ihn und Deutschland wiederfanden. Mit reinem Herzen hatte er das Beste gewollt. Die Menschen hatten ihn noch nicht verstanden, die rechte Zeit dafür war damals noch nicht gekommen. Waren die tapferen Männer an der Feldherrnhalle nun umsonst gestorben? Nein, Kinder, das zeigte sich in den nächsten Jahren. Immer mehr und mehr Menschen in Deutschland, die vorher vor lauter Not verzweifelt waren und nicht mehr wußten, woran sie glauben sollten – die fingen an, sich an diese tapferen Männer zu erinnern. Ein Führer, für den andere in den Tod gingen, ein Glauben, für den sie Blut und Leben hergaben – das mußte doch eine große und gerechte, eine heilige Sache sein! Und so schlossen sich immer mehr treue und tapfere Männer Adolf Hitler an und waren bereit, mit ihm für Deutschland zu kämpfen.

Still und nachdenklich sannen die Kinder diesen großen Ereignissen nach. Schließlich fragten sie: „Adolf Hitler ist aber doch aus dem Gefängnis wieder herausgekommen, nicht wahr, Mutter?" Ja, nach einem Jahr wurde er wieder freigelassen, nach einem ganzen langen Jahr. „Und was tat er die ganze Zeit im Gefängnis?" wollten die Kinder noch wissen. An dem, was er dort getan hat, könnt ihr wieder einmal sehen, was Adolf Hitler für ein Mann ist. Kommen andere ins Gefängnis, dann verzweifeln sie meist und wissen gar nicht, was sie tun sollen, damit die Zeit herumgeht. Adolf Hitler aber benützte das Jahr seiner Gefangenschaft, um ein wunderbares Buch zu schreiben. „Aber Bücher werden doch gedruckt, hast du einmal gesagt, sie sehen ja auch anders aus, als Geschriebenes!" wandte Fritz ein. Das schon, aber ehe ein Buch

gedruckt werden kann, muß jemand die gedruckten Sätze und Seiten aufschreiben. So schrieb Adolf Hitler damals alles nieder, was er sich ausgedacht hatte, um Deutschland zu retten. Er erzählt in diesem Buch auch von seinem eigenen Leben und erklärt uns, warum alles so hat kommen müssen und warum Deutschland so in Not und Elend geriet. Er konnte damals nicht zu den Menschen sprechen, denn er war ja gefangen. Da schrieb er eben alles, was er ihnen sagen wollte. Später druckten dann die Buchdrucker die geschriebenen Seiten ab und so entstand sein Buch „Mein Kampf".

„Das wollen wir lesen, Mutter! Sind auch Bilder drin?" So riefen die Kinder. Das Buch unseres Führers ist kein Buch für Kinder. Aber wenn ihr größer seid und es verstehen könnt, dann freilich sollt ihr es lesen, nicht nur einmal, nein, viele, viele Male.



# Aus Deutschlands schlimmster Zeit. Adolf Hitler fängt wieder zu kämpfen an

Als Adolf Hitler mehr als ein Jahr im Gefängnis zugebracht hatte, ließ man ihn wieder frei. Das große Tor der Festung Landsberg, das sonst so fest verschlossen ist, tat sich vor ihm auf, und er konnte wieder hinausgehen in die weite Welt. „War er nun recht von Herzen froh, daß er wieder hingehen konnte, wohin er wollte?" fragte Gertrud. Das glaube ich schon, aber es muß ihm dennoch sehr schwer zumute gewesen sein. „Und warum, Mutter?" wollten die Kinder wissen. Unter seinen Freunden, seinen Parteigenossen und SA-Männern war nicht mehr der gleiche feste Zusammenhalt wie früher. Der eine hatte gesagt: Es ist ja nun doch alles verloren, Adolf Hitler konnte auch nicht helfen. Und er war seiner Wege gegangen. Ein anderer hatte gemeint, er verstünde die Sache besser und wollte nun mal auf eigene Faust probieren, Deutschland zu retten. Und so war es gekommen, daß die ganze große Partei der Nationalsozialisten nicht mehr fest zusammenhielt.

Ein kleiner Trupp von echten alten Hitlerleuten war aber doch zusammengeblieben und sie scharten sich gleich wieder um ihren Führer. Sie waren alle im Krieg tapfere Soldaten gewesen, sie hatten durchgehalten und den Mut nicht verloren, wenn die Kanonen donnerten und feindliche Kugeln ihnen um die Ohren pfiffen. Und so ließen sie auch jetzt den Mut nicht sinken – jetzt erst recht nicht, denn ihr Führer war ja wieder unter ihnen! Mit gläubigem Herzen hörten sie auf das, was er ihnen sagte, und vertrauten fest darauf, daß er unser Land und unser Volk retten würde. – Adolf Hitler aber dachte wohl im stillen an die Männer, die vor mehr als einem Jahr in München an der Feldherrnhalle ihr Leben gelassen hatten. Sie dürfen nicht umsonst gefallen sein, so nahm er sich vor! So wie auf ihren Gräbern draußen auf den Friedhöfen die frischen Blumen und Sträucher wachsen, so müssen aus der Erinnerung an sie die Kraft und der Mut zu neuen Taten erstehen. Aber nicht nur diese sechzehn treuen Männer hatte der Tod ihm entrissen,

nein, auch sein lieber Freund, der Dichter Dietrich Eckart war gestorben, während er gefangen in der Festung Landsberg saß. Dietrich Eckart war schon lange krank gewesen. Trotzdem hatte man auch ihn in ein Gefängnis gebracht und hatte den kranken Mann verfolgt und gequält. Das war zu viel für ihn gewesen, er hatte es nicht mehr ausgehalten. Es war für Adolf Hitler sicherlich ein großer Schmerz, daß er auch diesen Freund verlieren mußte.

Dann aber sah Adolf Hitler sich wieder im Land und unter den Leuten um. Und er sah wenig Gutes, das könnt ihr mir glauben. „Warum denn, Mutter?" fragten die Kinder. Es war ein ewiger wüster Streit damals in Deutschland, und die Menschen wollten sich gar nicht mehr miteinander vertragen. Bei uns im Hause sage ich euch doch früh immer, was ein jeder den Tag über zu tun hat. Vieles wißt ihr von selbst, weil's alle Tage gleich getan werden muß. Gertrud deckt den Tisch und hilft für Brigitte sorgen, Fritz putzt die Schuhe, Hermann trägt den Mülleimer hinaus und sieht nach der Post. Wenn Weihnachten kommt oder der große Hausputz, dann ist viel zu tun, und jeder von euch muß besonders gut wissen, wo er anpacken soll. Wenn wir nun aber alle miteinander streiten wollten und keiner sich sagen lassen würde, welche Arbeit er verrichten soll? Dann wüßte bald niemand, wo er hingehört, und alle Arbeit bliebe liegen. So aber war es damals in Deutschland. Es wurde gestritten, und die Arbeit blieb ungetan.

Auch in einer Fabrik, die in einer großen Stadt liegt, brach einmal ein solcher Streit aus. Die Arbeiter dort hätten es gern ein wenig besser gehabt, sie hätten gut etwas mehr Geld brauchen können für ihre Frauen und Kinder daheim. Einige unter ihnen waren auch aufgehetzt und widerspenstig und sagten: Wir wollen mit zu befehlen haben in der Fabrik, nicht immer nur gehorchen! Der Mann, dem die Fabrik gehörte, sagte: Befehlen kann nur ich, nicht alle miteinander! Mehr Geld wollte er ihnen auch nicht geben. Er machte sich wohl keine Gedanken darüber, wie es so mancher Arbeiterfrau und manchem Arbeiterkind erging in einer schlechten engen Wohnung bei wenig Essen! Nein, dachte er, nun gerade nicht! Er wollte den Arbeitern nicht nachgeben, wollte sich nichts von ihnen vorschreiben lassen! Sie

hörten alle zu arbeiten auf und stritten ein Weile hin und her. Aber einigen konnten sie sich nicht. Es kam so weit, daß der Fabrikbesitzer



kurzerhand seine Fabrik zuschloß – die Arbeiter ließen ja doch die Maschinen stillestehen und schafften nichts mehr. Und nun standen die Arbeiter auf der Straße und waren arbeitslos.

„Fein, da brauchten sie einmal nichts zu tun!" rief Fritz, der kleine, faule Schlingel. „Denk mal, so wie in den Ferien, keine Schularbeiten und keine Schuhe putzen und immer nur tun können, was man will!"

Und er seufzte sehnsüchtig. – Ja, für euch Kinder ist das schön und muß auch immer mal wieder so sein, dafür habt ihr Ferien. Auch große Leute haben Ferien, darauf sieht Adolf Hitler streng. Aber arbeitslos sein – das ist etwas ganz anderes. Seht einmal, große Leute gehen ja nicht mehr zur Schule und spielen nicht mehr so wie ihr. Sie wollen etwas Nützliches tun und wollen sehen, daß bei ihrer Arbeit etwas herauskommt. „Ich kann die ewige Spielerei schon auch nicht mehr ausstehen!" brummte der große Hermann und wollte dadurch erwachsen scheinen. Beim Arbeiten verdient man Geld, fuhr die Mutter fort, das braucht man zum Leben. Der Vater muß die Miete für die Wohnung bezahlen, die Mutter muß einkaufen, um kochen zu können. Man braucht Geld für Kohlen, Gas und Licht, für Kleider und Schuhe. „Und das Geld ist immer so schnell wieder weg, nicht wahr Mutter?" meinte die kleine Gertrud. „Das sagst du doch immer, wenn wir vom Einkaufen kommen." Freilich, aber jetzt hört zu, wie es den Arbeitern weiter erging.

Unter ihnen war ein Mann, der hieß Wieland. Der Arbeiter Wieland wohnte in einem großen Mietshaus in zwei Stuben und einer Küche mit seiner Frau und seinen vier Kindern. Und nun verdiente er also kein Geld mehr. Die Fabrik, in die er immer arbeiten ging, war geschlossen, die Maschinen darin standen still. Er ging aufs Arbeitsamt und wollte andere Arbeit suchen – aber ach, als er hinkam, da stand schon eine große Schar von Männern und Frauen, denen war es genau so gegangen wie ihm. Sie suchten auch neue Arbeit! Die Beamten auf dem Amt sahen ernst hinter den Schaltern hervor und sagten: Es gibt keine Arbeit für euch! Sie gaben dem Vater Wieland ein paar Pfennige, damit er für sich und seine Kinder wenigstens etwas zu essen kaufen konnte. Aber es war so wenig Geld, daß es zu nichts Rechtem reichte. In der nächsten Zeit kam bei Wielands immer weniger auf den Tisch, wenn mittags und abends die Essenszeit herankam. Ein paar trockene Kartoffeln, ein bißchen dünner Malzkaffee, in dem kaum ein Stückchen Zucker war, und ab und zu ein Endchen Brot – zu mehr reichte es nicht. „Keine Butter und keine Wurst?" so fragte Hermann, der ebenso wie der Vater schon gern ein Stück Wurst aß. Nein, das konnten die Wielands sich damals nicht mehr leisten. Die paar Pfennige Geld, die Vater

Wieland jede Woche auf dem Amt bekam, langten zu solch guten Sachen nicht. Die Wielands wurden alle mager, blaß und elend. Die Kinder wurden fast krank vor Hunger. Ach, wie war es schwer, mit knurrendem Magen an den Auslagen voll guter Eßwaren vorbei zur Schule zu gehen und gar nichts davon kaufen zu können!

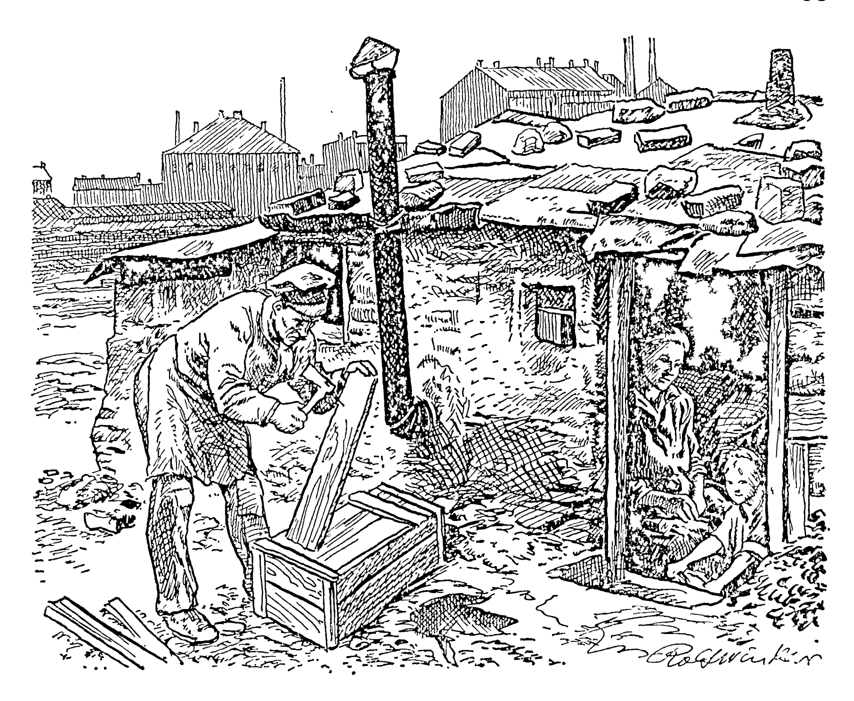
Eines Tages hatte Hanna Wieland ihre Schuhsohlen durchgelaufen. Frau Wieland konnte aber die Schuhe nicht zum Schuster bringen, sie konnte keine neuen Sohlen darauf machen lassen. Sie hatte ja kein Geld und Vater Wieland verdiente keines mehr! Mit den Schuhen der andern Kinder ging es nicht besser, und an ihren eigenen riß schon oben das Leder entzwei. Um die Kleider war es auch nicht anders bestellt. Am schlimmsten sahen die Hosen von den Jungen aus. Sie flickte eine Weile an den alten Sachen herum, und Vater Wieland versuchte selbst, die Schuhe zu richten. Aber bald verloren sie den Mut – das alte Zeug hielt doch nicht mehr. Und sie ließen alles gehen wie es ging. Die Kinder, die früher immer so ordentlich ausgesehen hatten, liefen nun zerlumpt herum. Im Sommer ging es ja noch, aber im Winter froren sie jämmerlich, denn sie hatten keine Mäntel mehr. „Keine Handschuhe und warme Mützen, um im Winter zur Schule zu gehen?“ fragte Gertrud besorgt. „Und um die Ecken pfeift doch immer der Wind so!“ Nein, das alles hatten die armen Wielandkinder nicht mehr. Ihr Vater war ja arbeitslos und brachte kein Geld mehr heim! Am Abend, wenn die Kinder zu Bett gegangen waren, saß er mit Mutter Wieland zusammen und sie sprachen darüber, wie es nun weiter gehen sollte. „Ich kann die Miete nicht mehr bezahlen, Frau“, so sagte er. „Was soll werden, wenn wir das Geld nicht aufbringen?“ „Es wird sich schon ein Ausweg finden!“ versuchte die Mutter ihn zu trösten. Aber die Sorge ließ auch ihr keine Ruhe mehr. Den ganzen nächsten Tag über mußte sie an das Geld für die Miete denken – woher sollten sie es nur nehmen?

Da hörte sie auf einmal Schritte auf der Treppe draußen. Es klopfte an die Tür. Ein wenig Hoffnung kam in ihr verzweifeltes Herz – vielleicht kam jemand, um ihnen zu helfen, vielleicht wußte jemand Arbeit für ihren Mann! Herein kam ein Jude, so einer wie der Trödlerjakob und wie die Juden, die Adolf Hitler in Wien gesehen hatte. Frau Wie-

land freilich hatte noch nie mit ihnen zu tun gehabt, sie wußte nicht, daß dies ein Jude war. Der Mann mit dem schwarzen krausen Haar und der krummen Nase war sehr freundlich – so viel Freundlichkeit hatte die Mutter Wieland schon lange nicht mehr erfahren! Sonderbar nur, daß ihr nicht wohl dabei werden wollte. Die Kinder drängten sich um sie und schauten erwartungsvoll, was der fremde Mann wohl bringen würde. Aber er hatte nur einen leeren Sack unter dem Arm. Dann fing er zu reden an. Es klang fremdartig und schien kein richtiges Deutsch zu sein, obwohl man es verstehen konnte. Mit süßen Worten sagte er der Mutter Wieland, er hätte gehört, daß sie Geld brauche und wolle sehen, ob sie nichts zu verkaufen habe. Gern wollte er ihr etwas abkaufen! Und seine unruhigen, stechenden schwarzen Augen glitten flugs im ganzen Zimmer herum. Mutter Wieland seufzte schwer. Sie hatte noch nie daran gedacht, sich von einem Stück Hausrat zu trennen – ihr Mann und sie hatten sich ja auch alles, was sie besaßen, in fleißiger Arbeit verdienen müssen. Aber was sollte sie tun? Nicht nur die Sorge um die Miete drückte sie, nein, nebenan lag ja eines ihrer Kinder krank und sie brauchte Geld für eine Arznei. So faßte sie denn den schweren Entschluß und verkaufte dem Juden etwas Wäsche und einen Schrank. Sie war ganz erschrocken, wie wenig Geld der Mann ihr dafür geben wollte, aber sie konnte sich ja nicht anders helfen und mußte damit zufrieden sein.

Bei diesem einen Male blieb es nicht. Der Jude kam wieder und wieder. Er nahm ein Stück Hausrat nach dem andern mit sich fort, bis kaum mehr etwas übrig blieb. Längst schon mußten die Wielands-Kinder zu zweit in einem Bett schlafen. Der Jude hatte die andern Betten geholt. Er gab bitter wenig Geld her für all die Sachen. Wenn aber jemand zu ihm kam und sie kaufen wollte, dann waren sie viel, viel teurer als er sie bei den Wielands gekauft hatte! So wurde er reich von der Not der andern und so ging es damals zu bei uns in Deutschland.

Eines Tages aber war bei Wielands nichts mehr da, was der Jude kaufen wollte und von da ab ließ er sich nicht mehr sehen. Vater Wieland konnte nun die Miete für die Wohnung wirklich nicht mehr bezahlen. Der Hauswirt hatte eine Weile Geduld mit den ordentlichen Leuten.



Aber eines Tages mußte die ganze Familie doch aus der Wohnung ausziehen. „Wohin gingen sie dann, Mutter?“ fragte Fritz. Ja, wohin? Was sollten sie tun, ohne Arbeit, ohne Geld? Sie gingen dahin, wo die Stadt aufhört. Dort suchten sie ein paar Bretter zusammen, hier ein Stückchen Blech, dort ein Stückchen Dachpappe und zimmerten sich eine armselige Hütte zurecht, so gut es gehen wollte. „Aber das ist fein, Mutter!“ rief Fritz begeistert. „Ich möchte auch einmal in solch einer Hütte wohnen! Denk bloß an, Hermann, was würden wir da alles anstellen! Und eine Schule gab's dort wahrscheinlich auch nicht!“ Schade, daß du es nicht einmal ausprobieren kannst, mein Junge, meinte die Mutter. Stell dir nur einmal vor: Vater und wir alle in solch einem Loch ohne Licht, ohne richtigen Ofen. Durch die Bretterritzen würde der Wind pfeifen. Wir hätten alle nichts zu essen, keine richtigen Kleider und Schuhe mehr. Und Brigitte – was würde aus unserer kleinen Bri-

gitte? Kein sauberes Bettchen, keinen guten Brei mehr für sie, kein frisches Obst, kein nettes Badewännchen! Da wurde Fritz doch nachdenklich.

Auch Frau Wieland hatte solch ein kleines liebes Kind wie unsere Brigitte. Es wurde krank in der elenden Bretterhütte und eines Tages starb es. Die arme Mutter Wieland konnte gar nicht aufhören zu weinen vor Kummer darüber. Da litt es Vater Wieland auch nicht mehr bei den Seinen. Verzweifelt ging er wieder einmal hinein in die große Stadt. Dort setzte er sich in den Anlagen auf eine Bank. Merkwürdig – noch viele, viele andere Männer saßen dort herum. Vater Wieland merkte, daß es ihnen allen genau so erging wie ihm. Auch sie waren arbeitslos, auch sie konnten ihren Kindern kein rechtes Essen, keine Schuhe und keine Kleider mehr kaufen. Da dauerte es denn nicht lange, daß der Schuster in seiner Werkstatt und der Schneider in seiner Nähstube saß und sie auch nichts mehr zu tun hatten. Es kam ja niemand mehr, der Schuhe und Kleider bestellen und bezahlen konnte! Der Schuster brauchte kein Leder mehr, der Schneider keinen Stoff. In der großen Lederfabrik stand eine Maschine nach der andern still und immer mehr Arbeitern wurde gesagt: Es will niemand mehr unser Leder kaufen, wir haben keine Arbeit mehr für euch, und ihr braucht morgen nicht mehr in die Fabrik zu kommen! In der Stoffabrik ging es genau so. Und so wurden immer mehr und mehr Männer arbeitslos. Sie lungerten untätig auf den Plätzen der großen Stadt herum. Wie sollten sie sich die lange, lange Zeit vertreiben? Sie gingen in die Geschäfte und Fabriken oder zum Arbeitsamt und fragten: Keine Arbeit für mich? Gebt mir doch Arbeit, damit ich wieder etwas verdienen und meinen Kindern richtiges Essen kaufen kann! Aber die Türen flogen vor ihnen zu. Nein, keine Arbeit – so hieß es immer wieder. So erging es auch dem Vater Wieland, und schließlich verloren diese Männer den Mut. Wißt ihr, wenn man Tag für Tag immer umsonst um Arbeit bittet, wie hart mag das sein! Wer von den Männern keine Frau und keine Kinder hatte, machte sich wohl einfach auf die Wanderschaft und wanderte von einem Ort zum andern. Es war ja einerlei, wo sie waren, es war überall dasselbe Elend. So zog damals über Deutschlands Landstraßen ein grauer

Zug – zerrissen, bettelarm und hungrig, die Arbeitslosen. Das war es, was Adolf Hitler sah!

Bei uns in Deutschland gibt es ein altes Sprichwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Wer nichts Rechtes zu tun hat, kommt auf allerhand dumme Gedanken – laß dir das gesagt sein, Fritz, du Schlingel! So war es auch damals mit den vielen, vielen Männern, die keine Arbeit hatten. Die bösen Kommunisten, von denen ihr schon gehört habt, machten sich zusammen mit den Juden an sie heran und flüsterten ihnen zu: Schlagt doch alles kurz und klein! Wenn ihr die Sachen in den Läden nicht kaufen könnt, so schlagt die Scheiben ein und nehmt euch, was ihr braucht! Warum sollen andere mehr haben als ihr? Greift nur zu – auch euch soll es wieder einmal gut gehen! Und plötzlich fingen in irgendeiner Stadt ein paar Arbeitslose und die Kommunisten zu rauben und zu plündern an, und dann wieder in einer anderen Stadt. Wir aber dachten damals voll banger Sorge: Was soll werden in Deutschland, wenn es überall so kommt? – Auch das sah Adolf Hitler, als er sich im Lande umblickte.

So wurden wir immer uneiniger und uneiniger. Nicht nur die Wielands und andere Arbeiter, nein das ganze Volk wurde immer ärmer und ärmer. Dabei wollten aber die Feinde aus dem großen Krieg immer wieder Geld und nur Geld von uns haben! Bald war unser ganzes großes Volk genau so ratlos und voll Sorgen wie der Vater Wieland und seine Frau. Und so wie zur Mutter Wieland der Jude kam, um ihr ihre Sachen abzukaufen, so kamen auch zum ganzen deutschen Volk damals die Juden und sagten: Wir geben euch das Geld, das die Feinde von euch haben wollen! Gebt ihr uns dafür eure Häuser oder Fabriken, eure Eisenbahnen oder die Druckereien, in denen die Zeitungen gedruckt werden. Es dauerte auch gar nicht lange, da hatten sie, was sie wollten. Sie druckten in den Zeitungen nur mehr das, was den Juden paßte. Alles, was deutsch und gut war, machten sie schlecht und logen Stein und Bein darüber. Und dann sprangen sie mit uns Deutschen und besonders mit den deutschen Arbeitern so um, wie es ihnen beliebte. Gut haben es die Juden mit uns noch nie gemeint, das könnt ihr glauben. Auch das sah Adolf Hitler!

Da fing er unverzagt und mit frischer Kraft wieder an, zu den Menschen zu sprechen wie damals nach dem Krieg. Wenige Wochen, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen worden war, hielt er in München von neuem seine erste große Rede. Er wußte, wie man es besser machen konnte! Er wollte den Menschen klar machen, daß sie ihren Sinn ändern müßten. Vor allem müssen wir Deutschen uns wieder untereinander vertragen! Es hat keinen Zweck, wenn wir miteinander streiten. Wir brauchen Arbeiter, die hämmern, mauern und bauen mit ihren Händen, und wir brauchen Männer, die sich die Häuser und Straßen und Maschinen ausdenken, damit die andern zu arbeiten haben. Es kann uns nicht gut gehen, wenn der eine Deutsche dem anderen sein Hab und Gut wegnimmt. Nein, nur wenn wir alle fleißig schaffen, geht es uns wieder wohl. Und es können nicht alle durcheinander schreien und viele befehlen — nein, ihr müßt wieder gehorchen lernen und auf einen hören, der am meisten von der Sache versteht.

Wie immer, so war auch damals Adolf Hitler unermüdlich. Er ging hinaus in die Dörfer zu den Bauern und erklärte ihnen: Es steht nicht gut um euch! Wenn ihr euer Getreide, eure Kartoffeln, Eier oder Milch in der Stadt verkauft, dann bekommt ihr nur wenig Geld. Wenn ihr aber eure Häuser ausbessern wollt, wenn ihr Kleider braucht oder eure Kinder etwas lernen sollen, dann könnt ihr das kaum bezahlen. Woher kommt das? Die Juden kaufen eure Ware billig und verkaufen sie teuer. Sie werden reich dabei, obwohl sie nicht arbeiten. Ihr aber schafft vom frühen Morgen bis in die Nacht und habt nichts davon. Warum lassen wir Deutsche uns von den Juden ausbeuten? Warum lassen wir sie dreinreden in unserem Haus? Wir müssen die Juden fortjagen, eher wird unser armes Land und unser Volk nicht gesund!

Oder Adolf Hitler erklärte den Männern und besonders den jungen: Alle deutschen Männer müssen wieder Soldaten werden wie vor dem großen Krieg und im Krieg! Jeder muß schießen können, jeder muß wissen, wie man sich seiner Haut wehrt, wenn der Feind kommt. Wir müssen auch wieder Kanonen haben, Tanks und Flugzeuge, Schiffe und Unterseeboote. Seht nur einmal die andern Völker an rings um uns, die haben Soldaten und Waffen, mehr als je zuvor. Und wir? Wir haben

nichts! Wehrlos sind wir! Wollt ihr das noch länger dulden? Glaubt mir, wenn wir uns wieder wehren könnten, dann wäre all unser Elend rasch zu Ende. Die andern würden es nicht mehr wagen, uns auszuplündern. Helft mir, die Seite herauszureißen aus dem großen Buch voll Unrecht, dem Buch von Versailles, worauf geschrieben steht, daß wir Deutschen keine Soldaten mehr haben dürfen!

So sprach Adolf Hitler zu den Menschen. Wie anfangs nach dem Krieg, als er zu reden anfing, waren es zuerst nur wenige, die ihm zuhörten. Er sprach in kleinen Stuben und Gasthäusern, in kleinen verschlafenen Städtchen und Dörfern draußen im Land. Es war ein mühseliges Leben für ihn. Wenn er so zu reden anfing in einer Versammlung, dann sah er in die Gesichter vor sich und mag in manchem Spott und Hohn, Geringschätzung und Feindschaft gesehen haben. Aber je länger er sprach, desto größer wurden die Augen seiner Zuhörer. Immer mehr spürten sie: Der da spricht, der weiß, was uns fehlt. Er denkt nicht an sich und seinen Vorteil, nein, er denkt wirklich nur an uns. Der da, der würde nicht leere Versprechungen machen, nein, was er sagt, das wird er halten. Hier ist einer, der kann helfen und retten! Wenn dann Adolf Hitler aufhörte zu reden, jubelten alle im Saale ihm zu. Wer ihn einmal hatte reden hören, der konnte ihn nicht wieder vergessen. Und wenn er wegging aus diesem Ort, dann hatte er dort ein gut Teil Freunde mehr als vorher.

Immer mehr Menschen traten ein in seine Partei und wurden Nationalsozialisten. Es fanden sich Männer, die daheim alles stehen und liegen ließen und sagten: Wir wollen gar nichts anderes mehr sein als treue Freunde Adolf Hitlers. Mit ihm wollen wir für ein neues Deutsches Reich kämpfen. Und sie waren so begeistert, daß auch sie zu reden anfingen. Das war gut so. Denn schließlich konnte Adolf Hitler selbst ja nicht überall sein. Bald war er nicht mehr der unbekannte Mann von früher. Nein, immer mehr Menschen wußten von ihm, immer mehr glaubten an ihn.

Wenn ich euch von alledem so erzähle, jetzt, da Adolf Hitler schon einige Jahre unser Führer und Reichskanzler ist, scheint dies alles recht leicht und einfach gewesen zu sein. Das war es aber damals zu jener

Zeit ganz und gar nicht. Damals war unser Vaterland nicht solch ein schönes stolzes Haus wie heute, in dem Ruhe und Ordnung herrscht wie in jedem guten Hauswesen.

Das große Deutsche Reich, das früher so mächtig gewesen war – es wollte ja gar nicht mehr recht zusammenhalten! Manchen Leuten in Bayern und wieder anderen im Rheinland fiel plötzlich ein, daß das kleine Land Bayern oder das Land am Rhein viel wichtiger sei als das große deutsche Vaterland! Ja, sie schämten sich nicht zu sagen: Wir wollen los von Deutschland! Laßt uns einen eigenen König haben und unseren Kram allein machen. Was glaubt ihr, wie sich da die Franzosen freuten! Das war es ja gerade, was sie wollten. Die Deutschen sollten ihr großes Land wieder in kleine Ländchen zersplittern und dadurch wieder schwach und ohnmächtig werden wie in früheren Zeiten.

Und so glich unser Vaterland damals einem häßlichen verwahrlosten Haus in einer schmutzigen Straße, in dem immer Zank und Streit herrschte. Niemand war Herr darin. Es hatte dunkle Schlupfwinkel, in denen die Bösen sich verstecken konnten, und immer mehr und mehr machten die Juden sich darin breit. Wie eine unheimliche, große Spinne hockten sie in einer Ecke und lagen immer auf der Lauer, um sich auf eine Beute zu stürzen. Alles Gute, alles gerade und offene Wesen war ihnen verhaßt – das ist ja deutsch und sie sind keine Deutschen! Alles Versteckte und böse Wesen aber war ihnen lieb, das hegten und pflegten sie. Ihre Macht in unserem Lande wuchs von Tag zu Tag. Wie der Zauberer im Märchen schienen sie die deutschen Menschen zu verzaubern, daß sie wie blind waren und gar nicht merkten, wie schlimm es um ihr eigenes Haus stand. Sie aber sahen ganz genau: Nur einer konnte ihnen gefährlich werden und sie aus ihren Schlupfwinkeln vertreiben – Adolf Hitler! Der hatte sie erkannt! Der und seine Freunde waren die einzigen, die dem deutschen Volk die Wahrheit sagten. Was sollte aus ihnen werden, wenn Adolf Hitler ihren bösen Zauber zerstörte, wenn er die deutschen Menschen sehend machte und sie die Juden eines Tages erkannten, wie sie wirklich waren? Dahin durfte es nicht kommen! Und wißt ihr, was die Juden taten? Sie sorgten dafür, daß Adolf Hitler das Reden verboten wurde!

Die Kinder sprangen auf. „Was haben sie getan, Mutter? Das ist doch die Höhe! Aber natürlich hat Adolf Hitler nicht darauf gehört, er hat doch sicher getan, was er wollte und weiter zu den Menschen gesprochen! Diese frechen Kerle, na, ich hätte ihnen schon die Meinung gesagt!" Es blieb aber Adolf Hitler damals nichts anderes übrig, als sich zu fügen und zu schweigen. Er, der heute so groß und mächtig ist, er beugte sich damals dem bitteren Muß. Sonst wäre er eben wieder ins Gefängnis gekommen, wer weiß, für wie lange Zeit. Dann hätte er ja auch nicht zu den Menschen sprechen können und seine Freunde aufs neue verlassen müssen. Nein, damals nach dem schlimmen Ende an der Feldherrnhalle zu München hatte er sich vorgenommen, daß er nichts mehr mit Gewalt erreichen wollte. Durch friedliche Arbeit allein wollte er es so weit bringen, daß ganz Deutschland im guten auf ihn hörte. Einmal mußten ja die Menschen einsehen, daß er das Beste für sie wollte. Und er hatte beschlossen, geduldig auszuharren, bis es so weit war. Dabei war er ganz unverzagt und mutig wie immer.

Zunächst aber schien es nicht so, als ob all sein Mut und seine Mühen etwas nützen sollten. Unser Vaterland sah weiter aus wie ein unordentliches, verwahrlostes Haus, darin das freche Ungeziefer hauste. Am schlimmsten war es wohl in der riesengroßen Stadt Berlin. Und gerade deshalb fingen die Hitlerleute ihre Arbeit dort besonders eifrig an. Davon erzähle ich euch morgen.



# Dr. Goebbels kämpft um Berlin. Von Horst Wessel und Herbert Norkus

„Du wolltest uns von der riesengroßen Stadt Berlin erzählen, Mutter!“ so mahnten die Kinder am nächsten Tag, sobald sie sahen, daß die Mutter ein wenig Zeit hatte. Fritz, das Fragezeichen, wollte auch gleich wissen: „Warum ist es eine so riesengroße Stadt?“ Da fing die Mutter wieder zu erzählen an.

Berlin, liebe Kinder, ist die Hauptstadt von Deutschland, und von Berlin aus wird unser Land regiert. „Was ist das, regieren?“ wollte die kleine Gertrud wissen. Und ehe noch der große Hermann sie richtig belehren konnte, sagte Fritz eifrig: „Aber Gertrud, weißt du nicht aus dem Märchen? Der König saß auf seinem Thron, er hielt sein goldenes Zepter in der Hand und regierte. So ist das, wenn einer regiert.“ Regieren heißt herrschen und befehlen, liebe Kinder. Früher taten das die Kaiser und Könige, wie es im Märchen steht. König Heinrich, von dem ich euch erzählte, regierte auch einmal im Deutschen Reich. Noch zu Anfang des Krieges hatten wir Deutschen einen Kaiser. Er wohnte in Berlin in seinem Schloß. Ich habe euch schon erzählt, daß er uns verließ, als der Krieg solch ein böses Ende nahm. Seitdem hatte niemand mehr so recht zu befehlen in Deutschland und niemand wollte mehr richtig gehorchen. Wir hatten wohl auch noch Männer, die regieren sollten. Sie trugen keine Kronen und saßen auf keinem Thron, sondern sie sahen aus wie alle andern Leute. Das wäre nicht weiter schlimm gewesen – ihr wißt ja, daß selbst unser Adolf Hitler nicht anders aussieht als wie ein einfacher Mann. Aber diese Männer waren auch nicht klüger als andere, nicht besser, stärker oder tapferer, und das war schlimm! Im Gegenteil, sie waren feige, wollten sich ihre Taschen füllen und sich's gut gehen lassen. Viele, viele von ihnen waren Juden. Seht ihr, liebe Kinder, in früheren Zeiten wäre es unmöglich gewesen, daß ein Jude in unserem deutschen Land zu befehlen hatte oder gar regiert hätte. Aber jetzt war es so weit mit uns gekommen. Welch eine Schmach und eine

Schande war das für uns alle und für unser Land! Wie schlecht mußte es da um uns stehen.

Davon merkte man nirgendwo soviel wie in der großen Stadt Berlin. Wenn ihr einmal größer seid, dann wird der Vater mit euch in einem Ferienzug nach Berlin fahren und euch diese Stadt zeigen. Lang ehe die ersten Häuser von Berlin auftauchen, fährt der Zug durch dunkle Kiefernwälder, vorbei an stillen, schönen Seen. Der Boden dort ist sandig und die Gegend ganz eben, man sieht keinen Berg. Dieses Land heißt die Mark und ist voll stiller, ruhiger Schönheit. Dann tauchen die ersten Häuser von Berlin auf und von da ab fährt der Zug lange, lange vorbei an endlosen Häuserreihen und unzähligen Straßen, bis er endlich in den Bahnhof kommt. Schon ehe man ausgestiegen ist aus dem Zug, merkt man, daß diese Stadt offenbar gar kein Ende nehmen will. Häuser und Häuser, Straßen und Straßen, stundenlang. Durch die Straßen fahren die Straßenbahnen und die Omnibusse. Aber die Stadt Berlin ist so riesengroß und es gibt so viele Menschen dort, daß die Berliner durch ihre Stadt auch mit einer richtigen Eisenbahn fahren oder mit der Untergrundbahn. Sie fährt tief unten in der Erde unter den Häusern durch oder sie fährt wieder einmal hoch droben über die Häuser weg. „Oh, fein, Mutter, mit der Untergrundbahn wollen wir auch einmal fahren!" rief Fritz begeistert. Das glaube ich schon, ich weiß aber nicht, ob es dir so gefallen würde, wie du meinst. Da schieben und hasten die Menschen aneinander vorbei, die Züge fahren rasend schnell, das Aus- und Einsteigen geht so fix, daß du kleiner Bummelfritze gar nicht mitkämst. Denn die Berliner, weißt du, die haben es immer eilig. Warum? Weil ihre Stadt so groß ist und sie sich beeilen müssen, wenn sie von einem Ende zum andern kommen wollen.

„Warst du denn einmal in Berlin, Mutter, weil du das so gut weißt?" fragte Hermann. Ja, in jenen Jahren, von denen ich euch jetzt erzählen will, da war ich als junges Mädchen einmal in Berlin zu Besuch bei einer Freundin. Damals hatte ich viel Zeit. Ich hatte noch nie solch eine riesengroße Stadt gesehen und wollte sie gern kennenlernen. So fing ich zu wandern an von der Wohnung meiner Freundin aus und wanderte immer gerade aus. Da machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Ich

sah nämlich, daß diese eine riesengroße Stadt in Wirklichkeit aus vielen Städten zusammengesetzt ist und daß diese Städte einander gar nicht gleichen. Auf meiner Wanderung durch Berlin kam ich am ersten Tag in eine Gegend, in der das Schloß stand, wo früher der Kaiser gewohnt hatte. In seiner Nähe finden sich große prächtige Kirchen. Die Straßen waren breiter als ich je gesehen hatte, und wohin man auch blickte, überall sah man ein großes, stattliches Gebäude. Als ich weiter wanderte, kam ich in eine Gegend mit vielen gut angezogenen Menschen. In den Schaufenstern sah ich wunderschöne, aber auch sehr teuere Sachen. Hier waren die Häuser groß und vornehm, die Straßen breit und schön gepflastert. Viele schöne Autos fuhren darauf herum. Eine feine, vornehme Stadt, dies Berlin – so dachte ich mir, als ich an jenem Tag wieder zu meiner Freundin zurückkehrte – eine Stadt, in der viele reiche Leute wohnen.

Am andern Tag fing ich wieder zu wandern an, diesmal aber in die entgegengesetzte Richtung. Sonderbar – hier sah Berlin aber ganz anders aus! Auch hier waren die Häuser groß, sie hatten vier oder fünf Stockwerke. Aber das Pflaster der Straße wurde schlechter und schlechter, die Geschäfte sahen immer ärmlicher aus, die Häuser wurden immer grauer, trostloser und schmutziger. Blickte man in einen Hausgang hinein, so entdeckte man, daß hinter dem ersten Haus ja nochmal eines stand! Dazwischen war ein dunkler, schmutziger Hof und darin spielten ein paar Kinder. Und Menschen gab es hier, Menschen – es wimmelte nur so! Es waren ihrer viel, viel mehr als in der schönen Gegend, in der ich tags vorher gewesen war. So vornehm wie dort sahen sie freilich hier nicht aus. Sie waren ärmlich angezogen, manche von ihnen waren schmutzig und zerlumpt, denn in jenen Jahren hatten ja die meisten von ihnen keine Arbeit und waren ganz arm, so wie der Vater Wieland, von dem ich euch erzählt habe. Kein Lachen erklang damals in diesen Straßen, wohl aber hörte man wüstes Geschimpfe, wenn zwei im dichten Treiben der Straße einmal aneinanderstießen.

Mir wurde immer beklommener ums Herz, als ich so wanderte. Konnte man denn auf die Dauer leben in solch trostlosen Straßen und in solcher Armut? Was wurde dort aus den Kindern? War das noch

eine Heimat – solch eine öde Großstadtstraße? War das noch ein Heim – solch ein schmutziges, riesiges Großstadthaus? Es war kein Wunder, daß die Menschen hier zuallererst verzweifelten und daß sie sich nichts mehr aus ihrem Vaterland machten. Es sah schlimm aus in Berlin in jenen Jahren. Tausende und aber Tausende von Männern waren arbeitslos und wurden Kommunisten. In ihrer Armut und Not wollten sie alles kurz und klein schlagen, wollten sich nehmen, was sie brauchten und jeden beiseite räumen, der ihnen dabei im Wege war. Was blieb ihnen denn anderes übrig, so mögen sie gedacht haben. Es kümmerte sich ja doch niemand um sie! Versprochen, ja versprochen hatte man ihnen viel, damals als der Krieg zu Ende ging. Wenn nur der Kaiser erst fort ist samt Ludendorff und seinen Offizieren, dann, so hatte es geheißen, werdet ihr es gut haben. Und was war gekommen? Immer weniger Geld konnten sie verdienen, immer ärmer waren sie geworden, immer trostloser ihr ganzes Leben. Und nun waren sie bald entschlossen, dies alles nicht mehr länger zu ertragen.

Wenn sich aber auch niemand um sie zu kümmern schien, einer wußte von ihnen und dachte an sie – Adolf Hitler. Er kannte sich genau aus darin, wie es in solch einer riesengroßen Stadt zugeht, denn er hatte ja als junger Mann selbst in der großen Stadt Wien gelebt. Dort war auch er nur ein einfacher Arbeiter gewesen. – Vorerst hatte Adolf Hitler nur wenige gute Freunde und Parteigenossen in Berlin. Diesen wenigen aber befahl er, gerade dorthin in die öden, traurigen Straßen zu gehen, wo Not und Armut am größten waren. Gerade dort sollten sie versuchen, die Menschen zu gewinnen für all das Gute und Große, was er wollte. Denn diese Arbeiter und die arbeitslosen Männer und Frauen in ihrem Leben voller Not und ohne Hoffnung, das sind unsere Brüder und Schwestern. Sie sind unsere Volksgenossen und gehören ebenso wie wir zum großen deutschen Volk, so lehrte uns Adolf Hitler. „Aber wenn sie doch alle Kommunisten waren, Mutter“, wandte der große Hermann nachdenklich ein, „dann wollten sie ja vom deutschen Volk und von uns allen gar nichts mehr wissen, und dann waren sie ja keine richtigen Volksgenossen mehr!“ Doch, Hermann, doch. So darf man die Sache nicht ansehen. Sieh einmal, sie hatten es doch so unbeschreiblich schwer. Nie-

mand verstand sich darauf, sich richtig ihrer anzunehmen. Viele Jahre lang wurden ihnen von den Juden ganz falsche Dinge vorgeredet und sie glaubten schließlich daran. Du darfst aber eines nie vergessen: Im großen Krieg haben auch diese Arbeiter ihren Mann gestanden, ebenso wie alle anderen Deutschen. Auch daran erinnert Adolf Hitler uns immer und immer wieder. Und also müssen sie im Grunde doch tüchtige, tapfere Kerle und rechte Deutsche sein.

Deshalb befahl er seinen Parteigenossen in Berlin, sich ganz besonders um sie zu kümmern. Sie mußten dazu gebracht werden, die ganze Schlechtigkeit mancher Kommunisten und der Juden einzusehen und mußten es wieder lernen, ihr Volk und ihr Vaterland zu lieben. Leicht war das nicht, das wußte Adolf Hitler. Denn die deutschen Arbeiter in Berlin sind keine zarten Muttersöhnchen, nein, sie haben kräftige Fäuste und ein gutes Mundwerk. Und vorderhand gab es ja nur eine Handvoll Nationalsozialisten in dieser riesengroßen Stadt! Entweder sah man sich überhaupt nicht nach ihnen um oder man lachte über sie. Und weil dies alles gar so schwer war, deshalb schickte Adolf Hitler seinen Doktor Goebbels nach Berlin.

„Ist das der Doktor Goebbels, der manchmal im Radio spricht? Wir haben auch in der Schule einmal eine Rede von ihm mit angehört!" so berichtete Hermann, der als Ältester davon natürlich am meisten wußte. Ja, das ist er. Heute kennt ihn ganz Deutschland, ja die ganze große Welt. Wenn der Rundfunk eine Rede von ihm überträgt, dann hören alle mäuschenstill zu. „Und ihr freut euch doch immer alle so, wenn er spricht!" erinnerte sich die kleine Gertrud. Ja, weil er Sätze sagen kann, so scharf wie Messer. Es fallen ihm soviel gescheite und witzige Worte ein, und immer trifft er den Nagel auf den Kopf. Deshalb hören wir ihn so gern. Damals aber, als Adolf Hitler ihn zum erstenmal nach Berlin schickte, da sah das Leben für Doktor Goebbels anders aus als heute. Wer kannte ihn zu jener Zeit? Nur wenige, treue Freunde von Adolf Hitler.

Gleich nach seiner Ankunft fuhr er im Autobus ein Stück weit durch Berlin. Er wollte etwas sehen von der riesigen Stadt, so erzählt er uns selbst in einem Buch, das er geschrieben hat. Das Gewimmel der vielen

vielen Menschen wollte ihn schier bedrücken. Würde es gelingen, daß sie überhaupt nur auf den Namen der Partei horchten, auf ihn hörten und achteten – einerlei, ob im Guten oder Bösen? Hier sollte er die Hakenkreuzfahne aufpflanzen und alle diese Millionen Menschen, die da durcheinander hasteten, sollte er zu guten Hitlerleuten machen. Was für ein ungeheurer Mut gehörte dazu, mit dieser Arbeit überhaupt nur anzufangen! Nicht gleich wieder kehrtzumachen, nicht mit dem nächsten Zug wieder fortzufahren aus der großen, feindlichen Stadt und zu sagen: Das geht ja doch nicht, das ist ganz und gar unmöglich! – Wie eine leuchtende Flamme muß in Doktor Goebbels Herz der Glaube an Adolf Hitler gebrannt haben, so denke ich mir, und der Glaube daran, daß Deutschland nicht verloren sein kann. Und so machte er nicht kehrt, sondern blieb in Berlin und fing mit der Arbeit an, die Adolf Hitler ihm aufgetragen hatte. Er war arm und wußte oft nicht, woher er das nötigste Geld nehmen sollte, wie so viele andere gute Hitlerleute auch. Unbekannt und nur mit wenigen Freunden stand er da in dem unermeßlich großen Berlin. Aber das sollte bald anders werden. Die Berliner sollten ihn kennenlernen.

Er ging nicht dahin, wo die Straßen breit und schön, die Häuser sauber und fein waren und in den Geschäften die schönsten Sachen lagen – nein, er ging dahin, wo Berlin am ärmsten war, am häßlichsten und schmutzigsten. Dort sprach er zu den arbeitslosen Männern und Frauen, ja er sprach gerade zu den Kommunisten. Nun müßt ihr nicht glauben, daß die ihn willkommen geheißen hätten. Ganz im Gegenteil! Sie waren fuchsteufelswild darüber, daß dieser Doktor Goebbels überhaupt den Mut hatte, sich bei ihnen zu zeigen, denn er mußte doch wissen, daß sie von Adolf Hitler und seiner Partei um keinen Preis etwas wissen wollten! „Aber warum denn, Mutter? Warum wollten sie denn von Adolf Hitler nichts wissen? Das war aber nicht recht von ihnen!" So fragten und riefen die Kinder, die das gar nicht fassen konnten. Seht einmal, die Arbeiter dort hatten über Adolf Hitler und seine Partei immer nur Lügen gehört, lauter böse, häßliche Lügen! Die großen Druckereien, in denen die Zeitungen gedruckt werden, gehörten damals den Juden. Ihr wißt ja, wie die Juden sich vor Adolf Hitler fürchten



und ihn hassen. Nun, offen und ehrlich kämpfen können die Juden nicht. So logen sie denn. Und wenn so ein Berliner Arbeiter am Morgen seine Zeitung aufschlug, dann las er gleich die faustdicken Lügen: Wie schlecht es Adolf Hitler mit den Arbeitern meinte und wie elend es ihnen ergehen würde, wenn er jemals zu befehlen hätte, noch viel schlechter als jetzt. Und nun kam dieser Doktor Goebbels und sagte genau das Gegenteil – das war denn doch ein starkes Stück! Sollte man ihn denn überhaupt reden lassen, zum Donnerwetter! Sollten sie nicht lieber gleich dafür sorgen, daß er den Mund nicht mehr auftun konnte?

Und so sah es denn manchmal, wenn Doktor Goebbels zu einer Versammlung fuhr, draußen auf der Straße und drinnen im Saal recht gefährlich und ungemütlich aus. Würden diese vielen, vielen Menschen nicht alle über ihn herfallen? Aber seht, das war doch wieder nicht so einfach, denn Doktor Goebbels hatte seine Berliner SA. Die SA-

Männer stellten sich um ihn und sorgten dafür, daß er in den Saal hineinkam und anfangen konnte zu reden. War es erst einmal so weit, dann war schon viel gewonnen. Denn wie gut verstand es Doktor Goebbels, zu den Arbeitern zu sprechen! Wie konnte er ihnen klarmachen, was Adolf Hitler wollte! Wie zeigte er ihnen, daß man sie bisher belogen und betrogen hatte. Die tapferen Berliner SA-Männer sorgten dafür, daß ihr Doktor auch wieder heil herauskam aus dem Saal. Nicht selten gab es dabei eine schwere Rauferei. Mancher SA-Mann wurde mit schweren Wunden ins Krankenhaus gebracht. So aber kam es, daß sie bald nicht mehr unbekannt waren – Doktor Goebbels und seine Berliner SA. Nein, die Berliner redeten über sie und die Zeitungen berichteten von ihnen. Freilich waren das zunächst auch wieder nur lauter Lügen, denn die Juden, die die Zeitungen drucken ließen, hatten allen Grund dazu, Doktor Goebbels zu hassen und zu fürchten. Er nahm ja auch kein Blatt vor den Mund und sagte den Leuten, was es mit den Juden für eine Bewandtnis hatte.

Je mehr die Hitlerleute aber von sich reden machten und je tapferer sie kämpften, desto schwerer wurde das Leben für sie. Immer mehr und mehr Arbeiter hörten auf sie, und immer zahlreicher traten sie ein in die Partei Adolf Hitlers oder sie wurden SA-Leute. Den wirklich schlechten Kerlen unter den Kommunisten wurde bänglich zumute. Das nahm kein gutes Ende für sie, wenn es so weiterging! Dann würde Adolf Hitler ja eines Tages doch in Deutschland zu befehlen haben und dann wäre es aus mit ihnen. In einer offenen Rauferei wurde man mit diesen SA-Leuten ja nicht mehr fertig. So fingen sie denn an, ihnen heimtückisch und ganz im Verborgenen nachzustellen. Ging so ein Berliner SA-Mann spät abends allein vom Dienst nach Hause, so war er bald seines Lebens nicht mehr sicher. Hinterrücks überfielen ihn die Kommunisten und schlugen auf ihn los, ja sie schossen wohl gar auf ihn.

„Und warum haben sie nicht den Schutzmann geholt?" fragte Fritz. Die Schutzleute wagten nicht, ihnen zu helfen. Gab es einen Kampf zwischen den Kommunisten und den Nazi (so nannte man die Hitlerleute), dann verschwand die Polizei gar oft um die nächste Ecke. Immer bekamen die Hitlerleute unrecht, immer sollten sie schuld gewesen sein!

Sie wurden ins Gefängnis gesperrt, die andern aber gingen frei aus. „Das war aber doch ungerecht!" rief Hermann. Freilich, aber die Hitler-




leute konnten damals nichts dagegen tun. Dennoch blieben sie tapfer und mutig, standen treu zum Führer, folgten ihm und taten, was er sagte. Dann, so wußten sie alle, muß er einmal für alle Deutschen im ganzen Deutschen Reich der Führer werden, und dann jagen wir die Kommunisten und Juden hinaus.

Bis dahin aber mußte noch gar mancher SA-Mann im Kampf für Adolf Hitler sein Leben lassen, und fast alle trugen sie Wunden und Verletzungen davon. Manchmal denke ich mir, daß es nachts in solch einer Berliner Straße eigentlich unheimlicher gewesen sein muß als draußen

im Krieg. Die Soldaten im Krieg durften doch alle Waffen tragen. Sie wußten meist, wo der Feind stand und wußten, daß er gegen sie kämpfen würde. Aber hier? In jedem Augenblick konnte um solch ein Berliner Straßeneck eine wilde Horde kommen. Was würde sie im Schilde führen? Was mochte da drüben in dem dunklen Hausgang wohl auf den SA-Mann lauern? Was ging hinter den dunklen Fenstern der Häuser vor an Heimlichkeiten und Feindseligkeiten? Man mußte schon ein ganzer Kerl sein damals in der Berliner SA.

Unter den Berliner SA-Männern war einer, der hieß Horst Wessel. Er war als Kind fleißig zur Schule gegangen und lernte und studierte auch später eifrig weiter. Eines Tages aber hörte er von Adolf Hitler und seinem Kampf um Deutschland. Er war so begeistert davon und schloß den Führer und seine Sache so in sein Herz, daß er ihm mit aller Kraft helfen wollte bei seiner schweren Arbeit. Was soll das viele Lernen und Studieren nützen, so dachte er. Ich will es lieber machen wie Adolf Hitler, will zu den Arbeitern gehen, mit ihnen sprechen, ihnen vom Führer erzählen und von dem, was er will. Damit die Arbeiter sehen, daß ich wirklich ein echter Nationalsozialist sein will, will ich ganz und gar bei ihnen leben und Gutes und Böses mit ihnen teilen. Und Horst Wessel verließ sein schönes, behagliches Elternhaus und wurde ein SA-Mann. Er ging dahin, wo in Berlin die meisten Kommunisten waren und wo es am gefährlichsten zu sein schien. So gut wie er konnten nur wenige zu den Arbeitern sprechen. Alle, die ihn gekannt haben, sagen von ihm das gleiche: Wer ihn sah, der mußte ihn liebhaben, der wollte mit Horst Wessel durch dick und dünn gehen. So kamen denn immer mehr Männer zu ihm in die Berliner SA, Arbeiter, die früher Kommunisten gewesen waren, Studenten, Kaufleute und andere mehr. Bald redeten immer mehr Leute von Horst Wessel, und viele zog er an sich heran und lehrte sie, an Adolf Hitler zu glauben.

Den schlechten Leuten in Berlin paßte das aber ganz und gar nicht. Er wurde ihnen zu gefährlich, dieser Horst Wessel, er mußte weg, so oder so. Das war nicht so einfach, denn er war ein kraftvoller und unerschrokkener Mensch. Drohten sie ihm, so lachte er wohl nur. Und so haben sie ihm denn eines Tages ganz feige und gemein aufgelauert und haben ihn

erschossen. „Der arme Horst Wessel!“ rief Gertrud voller Betrübnis, „und nun lebt er gar nicht mehr?“ Nein, – aber ein Stück von ihm lebt doch noch weiter. Er hat sich für seine Kameraden in der SA schöne Gedichte und Lieder ausgedacht. Eines davon kennt ihr alle:

Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen,
SA marschiert mit ruhig festem Schritt ...

Seht, dieses Lied stammt von Horst Wessel! Erst sangen es nur ein paar SA-Leute in Berlin. Bald aber lernten es immer mehr und mehr Menschen kennen, und heute singen wir es alle. Dabei denken wir immer an den tapferen SA-Mann Horst Wessel, der so mutig für Deutschland sein Leben gelassen hat.

Gertrud, Fritz und Hermann waren verstummt. Sie hatten noch so wenig davon erfahren, wie es zugeht, wenn ein Mensch sterben und diese Erde verlassen muß, daß sie sich nicht gleich fassen konnten. Schließlich sagte Fritz ganz zaghaft: „Siehst du, Mutter, wäre der Horst Wessel nur auch lieber daheim geblieben bei seiner Mutter, dann lebte er wohl heute noch und niemand hätte ihn totgeschossen!“ Das mag wohl sein, mein lieber Junge, und wie bitter schwer mag es für die Mutter Wessel gewesen sein, ihren Sohn auf solche Weise zu verlieren. Aber wenn es keine solche Jungen gäbe wie der Horst Wessel einer war – was würde dann aus uns allen und aus Deutschland? Jeder Feind, draußen oder drinnen, könnte dann mit uns tun, was er wollte. Nein, nein, wenn es auch schwer und bitter ist, daß solche Jungen ihr Leben hergeben müssen, ohne Menschen wie Horst Wessel wäre Adolf Hitler niemals unser Führer geworden. Wenn solch ein Mensch stirbt und begraben wird, das ist genau so, wie wenn ein Samenkorn in die Erde gelegt wird. Es war nur ein einziges Korn und nur ein einziger Mensch, und anfangs sieht es so aus, als wäre sein Sterben vergeblich gewesen und als wäre alles, was er wollte, verloren, nun er nicht mehr am Leben ist. Seine Feinde sind Sieger geblieben, so meint man. Die ihn getötet haben, die haben gewonnen, so denkt manch einer zunächst.

Aber es dauert nur eine kleine Weile, dann begibt sich ein Wunder. Aus dem Samenkorn in der Erde wächst ein Halm heraus, wird größer

und größer und trägt selbst wieder Samenkörner – nicht nur ein einziges, sondern viele, viele! Und um das Grab von solch einem tapferen, unverzagten Menschen, der den Tod nicht gefürchtet hat, wachsen zehn, ja hundert und mehr tapfere Männer aus der Erde und schwören: Du sollst nicht umsonst gestorben sein, Horst Wessel! Was du gewollt hast, das wollen auch wir! Auch wir werden Adolf Hitler und Deutschland dienen und werden mithelfen, daß unser Führer sein Ziel erreicht. Seht ihr, so kommt es, daß kein tapferer Mensch vergeblich stirbt, mag es auch zuerst so aussehen. So ist Horst Wessel nicht umsonst gestorben und die Soldaten im Kriege nicht und nicht die sechzehn tapferen Männer damals an der Feldherrnhalle in München.

Die Mutter schwieg eine Weile still. Ob die kleinen Herzen das wohl schon begreifen konnten – das Wunder solch eines Opfertodes, wie ihn von je und jeher die besten Söhne Deutschlands gestorben waren? Nachdenklich waren sie alle geworden. Nach einer Weile fragte Fritz: „Und Hitlerjungen, Mutter? Hat es die damals auch schon gegeben?" O ja, aber sie hatten es nicht so leicht und schön wie jetzt die Hitlerjungen, das dürft ihr glauben. Damals war es eine verflixt gefährliche Sache, ein Hitlerjunge zu sein. Sie durften es kaum wagen, ihr braunes Hemd und ihre Uniform zu tragen, sonst ging es ihnen genau so wie den SA-Männern. Nur waren sie doch erst Jungen, und wenn solch eine Rotte von großen Kerlen sie überfiel – was konnten sie da tun? Sie waren froh, wenn es ihnen gelang, sich in Sicherheit zu bringen und in die einfache Stube zu entkommen, die damals ihr Heim war. Wie ganz, ganz anders sah es dort aus als heute in den wunderschönen Hitlerjugendherbergen! Die Einrichtung war arm, sie war zusammengeborgt und zusammengebeten von guten Leuten, die zu Adolf Hitler hielten und den Jungen helfen wollten. Dennoch aber waren die Jungen unbändig stolz auf ihr einfaches kleines Heim.

Da war in Berlin ein Hitlerjunge, der hieß Herbert Norkus. Er tat fleißig seinen Dienst. Sein Vater war selbst SA-Mann und verstand gut, daß auch sein Junge schon mittun wollte. Eines Tages bekam Herbert Norkus mit ein paar Kameraden den Befehl, am Sonntag morgen Zettel auszutragen in die Häuser, damit die Leute zu einer Versamm-

lung kämen. Es waren solche Zettel, wie Adolf Hitler selbst sie früher vor seinen Versammlungen ausgetragen hatte. Sie wurden in die Briefkästen gesteckt oder unter die Türen geschoben und sagten den Leuten: Dort und dort, in der und der Stunde ist eine Versammlung, in der wird über Adolf Hitler gesprochen, deshalb kommt auch alle hin. Über solche Zettel waren die Kommunisten immer wütend. Denn nach jeder solchen Versammlung hielten ja wieder mehr Leute zu Adolf Hitler und deshalb waren sie sehr darauf bedacht, daß die Zettel eben nicht ausgetragen wurden. Die Hitlerjungen wußten das. Da galt es eben, fixer zu sein als die Kommunisten und am Sonntag früher aufzustehen als sie. Ehe die Bösewichter aus den Federn gekrochen waren, mußten die Zettel längst in den Briefkästen sein.

Diesmal aber waren die Hitlerjungen vom Beußelkietz – so hieß diese Gegend in Berlin – verraten worden. Die Kommunisten hatten in Erfahrung gebracht, wann sie die Zettel austragen wollten. Als sie früh am Morgen zu sechst unterwegs waren, überfiel sie eine ganze Bande. Es waren ihrer viel, viel mehr als die Hitlerjungen, man konnte sie gar nicht zählen. „Das ist aber feige, wenn so viele gegen wenige gehen!" rief Hermann. Freilich, aber so ging es eben damals den Hitlerjungen. Zuerst versuchten sie, sich durchzuschlagen. Bald aber sahen sie: Hier hilft nichts als sich zu retten. Gegen so viele Feinde war nichts auszurichten, hier war es nutzlos, die Fäuste zu gebrauchen. Die Hitlerjungen konnten alle entkommen und sammelten sich wieder an einem Platz, den sie vorher ausgemacht hatten. Nur einer fehlte. Das war Herbert Norkus. Er hatte nicht mehr fliehen können, und so hatten die Kommunisten ihn getötet. Es war ihm genau so ergangen wie dem SA-Mann Horst Wessel. So jung er war – auch er war für Adolf Hitler und Deutschland gestorben. An seinem Grabe geschah das gleiche Wunder wie am Grabe Horst Wessels: Viele, viele deutsche Jungen und Mädel standen auf und traten ein in die Hitlerjugend. Sie alle nahmen sich vor: Wenn es darauf ankommt, wollen wir uns genau so wenig fürchten und genau so tapfer sein wie Herbert Norkus.

Noch ehe Adolf Hitler unser aller Führer und Reichskanzler wurde, durfte die Hitlerjugend einmal in Potsdam an ihm vorbeimarschieren.

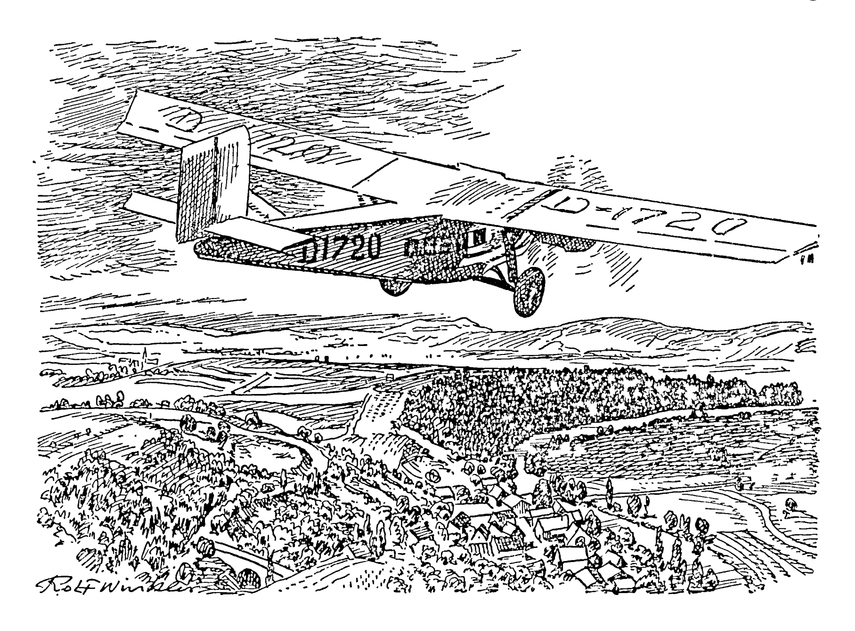



Damals wurde die Fahne vorangetragen, unter der auch Herbert Norkus marschiert war, und als der Führer der Hitlerjugend – es war Baldur v. Schirach – den Namen Herbert Norkus rief, da antworteten all die Jungen, die mit ihm beisammen gewesen waren, mit einem lauten „Hier!". Das war das Zeichen dafür, daß die deutschen Jungen und Mädel den tapferen Hitlerjungen Herbert Norkus nie vergessen wollen.

## Adolf Hitler wird unser Führer und Reichskanzler

Wie schwer mag es oft für Adolf Hitler gewesen sein, mit anzusehen, wie seine Freunde, seine SA-Männer und Hitlerjungen verfolgt, verwundet und getötet wurden und wie es allen guten Deutschen immer schlechter ging! Noch konnte er nicht helfen und wußte doch so genau, wie er das anfangen wollte. In der Stille bereitete er viele große Pläne vor für die Zeit, da er der Führer von ganz Deutschland sein würde. Was wollte er nicht alles bauen und schaffen, damit jeder wieder Arbeit hätte und niemand mehr Hunger leiden müßte! Damit es nun endlich soweit käme und ganz Deutschland einsehen konnte, daß er und kein anderer unser Führer ist, ging er unermüdlich immer wieder unter die Menschen und sprach zu ihnen. Waren es erst nur wenige gewesen, die ihm zuhörten, so waren es nun viele Tausende, ja Zehn- und Hunderttausende, die ihn hören wollten. Hatte er anfangs in München sich manchmal Sorgen gemacht, weil er nur ein ganz unbekannter Mann war, so lernten ihn jetzt immer mehr Leute kennen. Auch außerhalb von München und Bayern, im ganzen großen Deutschland wollten die Menschen ihn sprechen hören. Deshalb fuhr Adolf Hitler im ganzen Lande herum. Er fuhr hinauf nach Sachsen in die großen Städte mit den vielen Fabriken. Er fuhr nach Schlesien, wo es Kohlenbergwerke gibt und wo ebenso wie in Sachsen die großen Schornsteine der Fabriken rauchen. Er fuhr nach Mecklenburg und Schleswig-Holstein, das vom Meer umspült wird. Dort gibt es große, fruchtbare Felder, auf denen schönes Vieh weidet. Das Land ist ruhig, still und friedlich, die Menschen dort sind blond und blauäugig und haben einen festen, treuen Sinn.

Besonders oft mußte Adolf Hitler zwischen München und Berlin hin- und herfahren. Es war ihm gleich, ob es Tag war oder Nacht, ob das Wetter schön war oder ob es stürmte und schneite! Wie oft mußte er durch Gewitter und Regen fahren. Denn immer größer wurde seine Arbeit und in immer mehr Städten und Dörfern hieß es: Kommt denn Adolf Hitler nicht zu uns? Auch wir wollen ihn sehen und sprechen



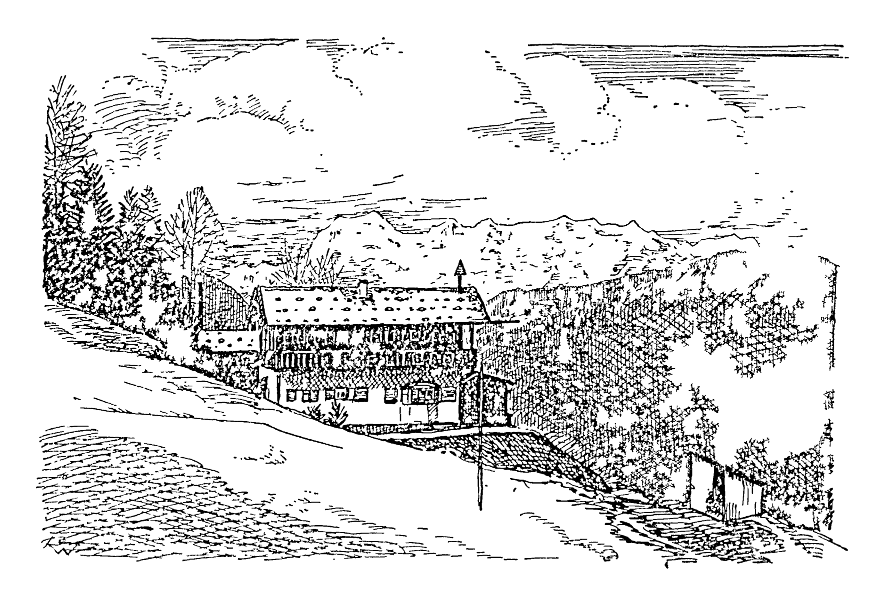

hören. – Oft, während wir alle schliefen und friedlich in unseren Betten lagen, fuhr er so durchs Land. Es schien, als ob er weder müde wurde noch Hunger und Durst kannte. Er aß nur wenig einfaches Essen, er schlief oft nur ganz kurze Zeit. Und als es mit Auto und Eisenbahn nicht mehr schnell genug vorwärts gehen wollte, da flog Adolf Hitler mit dem Flugzeug von einem Ort zum andern. „O fein!“ riefen die beiden Jungen wie aus einem Munde, „das glaube ich wohl, fliegen, ja das möchten wir auch!“ Schön mag es wohl sein, ihr Kinder. Die Männer, die mit Adolf Hitler fliegen durften, haben uns erzählt, wie herrlich die Welt oft von da oben aussah und wie das schöne deutsche Land mit Feldern und Wäldern, Bergen und Seen, Städten und Dörfern unter ihnen dahinglitt. Sie erzählen aber auch anderes. Manchmal ging der Flug dahin durch Nacht und Nebel. Es war stürmisch. Das Flugzeug wurde hin- und hergeschüttelt. Und sie wußten kaum, wo sie waren. Und glaubt nur ja nicht, daß Adolf Hitler und die anderen nur zum Fenster hinaussehen konnten! Nein, auch im Flugzeug wurde gearbeitet, ge-

lesen und geschrieben. Es wurden Pläne gemacht für den nächsten Tag. Nur ganz gesunde und kräftige Männer konnten diese Fahrten aushalten, und auch sie konnten es nur, weil sie immer Adolf Hitler vor sich sahen. Er war der Fleißigste von allen. Er war immer unermüdlich und unverzagt.

Kam das Flugzeug dann an seinem Bestimmungsort an, ging's gleich im Auto weiter, so schnell wie möglich zur nächsten großen Versammlung. Dort standen und saßen viele tausend Menschen oft schon stundenlang, um Adolf Hitler zu hören, und er sprach lang und eindringlich zu ihnen. Wenn dann am Schluß ein tosender Jubel losbrach – ihr habt doch am Radio schon gehört, wie die Menschen jubeln, wenn Adolf Hitler gesprochen hat –, dann stieg er schon wieder rasch ins Auto, fuhr wieder zum Flugzeug und weiter ging es in die nächste Stadt, rasch, nur immer noch rascher! „Und was sagte er denn immer den Leuten, die ihn hören wollten?" fragte Hermann. Immer wieder erklärte er ihnen, was wir tun müßten, damit in Deutschland Not und Elend aufhören und wir wieder ein glückliches und mächtiges Volk werden. Wir gehören alle zusammen, erklärte er den Menschen, wir sind wie eine große Familie, wie Brüder und Schwestern. Deshalb laßt allen Streit und allen Haß! Hört nicht auf die fremden Juden, sie wollen uns nicht wohl. Arbeitet alle fleißig, lernt wieder gehorchen und euch fügen, und ihr werdet sehen, wie es wieder aufwärts geht. Niemand soll hungern, wenn ich zu befehlen habe! Niemand soll frieren. Unsere Kinder sollen wieder fröhlich und gesund sein, sie sollen sich ihres Lebens freuen können. Helft den Bauern in den Dörfern, damit sie in Ruhe den deutschen Boden bestellen können. Helft den Arbeitern in der Stadt, damit sie ordentlich leben können! Und verachtet mir niemanden, weil er ein einfaches Kleid trägt und vielleicht eine schmutzige Arbeit tun muß. Auch er ist euer Bruder und arbeitet für euch. So sprach Adolf Hitler unermüdlich. Immer wieder faßte er das, was er wollte, in andere Worte, immer wieder erscheint alles, was er sagt, neu und schön. Hört man ihm zu, so kann man gar nicht anders als tief im Herzen drinnen fühlen: Ja, er hat recht! So denke und fühle ich auch, nur ist es mir bisher nicht so klar geworden und ich könnte es nicht so wunderschön

sagen. – So ging es den vielen tausend Menschen, die damals in den Versammlungen Adolf Hitler zuhörten.

„Und wurde er denn niemals müde dabei, so wie andere Leute und wie wir am Abend?“ fragte Gertrud. Doch, auch er wurde einmal müde – und wie müde muß er oft gewesen sein nach den anstrengenden, aufreibenden Fahrten im Flugzeug und im Auto bei Tag und bei Nacht! Wenn er dann doch einmal ein wenig Ruhe brauchte, dann verschwand er plötzlich. Wo ist Hitler? so fragten die Leute, aber niemand wußte es. „Und wo war er?“ fragte Fritz neugierig und gespannt. Auf dem Obersalzberg. Tief unten im Süden von Deutschland, da wo damals noch eine Grenze das Bruderland Österreich von uns trennte, liegt der Obersalzberg, an dem verstreut ein paar Häuser sich finden. Es sind Bauernhäuser und kleine Wohnhäuser. Eines davon hatte sich Adolf



Hitler zum Ausruhen ausgesucht. Rings um den Obersalzberg stehen Berge, der Watzmann, der Göll, der Hochlenzer, die Reiter Alm und noch andere. Sie sind hoch und steil und tragen schroffe Felsen. Weit,

weit ins Frühjahr hinein sind sie mit Schnee und Eis bedeckt. Denn in der Höhe auf den Bergen ist es kälter als drunten bei uns im Land. Aber die Sonne scheint dort auch heller als anderswo, die Luft ist klarer und reiner, es läßt sich besser atmen dort. Und still ist es dort, so ruhig! In dieser herrlichen Bergluft und in den großen, wunderbaren Wäldern ging Adolf Hitler spazieren. Das Haus, in dem er wohnte, war klein und einfach, aber so behaglich! Seine Schwester kochte und sorgte für ihn und seine nächsten Freunde. Dort konnten sie ausruhen und einmal ausschlafen, sich besinnen und – schon wieder neue Pläne machen für die kommende Arbeit. Denn wie manches Mal, wenn es gerade auf dem Obersalzberg so recht behaglich war, hieß es plötzlich: Wir müssen wieder nach Berlin!

„Warum denn nach Berlin?" fragte Fritz. Du weißt doch, daß von Berlin aus Deutschland regiert wird und daß es unsere größte Stadt und Hauptstadt ist. Dort wohnen die Männer, die in ganz Deutschland befehlen. An ihrer Spitze stand damals der Generalfeldmarschall Hindenburg. Er war unser Reichspräsident. Nach dem Krieg hatte ja das Volk den Kaiser nicht mehr haben wollen, er war im Ausland, das wißt ihr schon. Kaiser oder König haben wir also keinen mehr. Einer muß aber doch der Erste sein in solch einem großen Lande, und das war damals eben Hindenburg. Ihr habt auch schon Bilder von ihm gesehen. Hindenburg ist Offizier gewesen von Jugend an und hat als junger Mann schon in zwei Kriegen für Deutschland gekämpft. Als der letzte große Krieg ausbrach, damals als Mutter ein kleines Mädel war, da war er schon gar nicht mehr jung. Er stellte sich aber gleich wieder an die Spitze der deutschen Soldaten und hat sie siegreich in vielen großen Schlachten geführt. Er wurde ein berühmter Feldherr. Als der Krieg solch ein schreckliches Ende nahm, führte Hindenburg die deutschen Soldaten in voller Ruhe und Ordnung in die Heimat zurück. Er war damals schon ein sehr alter Mann, aber es schien für ihn selbst keine Ruhe und kein Ausrasten zu geben. Als es in unserem Lande ganz schlecht stand und die Not und das Elend immer größer wurden, da baten wir ihn, doch als unser Reichspräsident bei uns zu stehen und uns nicht zu verlassen. Das tat er auch, denn er hielt es für seine Pflicht.

Für viele, viele Menschen war unser Hindenburg damals die letzte Hoffnung. Wie zu einem Vater blickten sie zu ihm auf. Solange wir ihn haben, sind wir nicht ganz verloren, so hieß es oft. Und damit hatten sie recht. Denn wenn die Feinde uns oft schwer bedrängten, so konnte Hindenburg doch noch das allerärgste Unheil für uns verhüten und uns davor schützen. Freilich, Deutschland so richtig von Grund aus helfen, das konnte er nicht. Für eine von seinen vielen großen Taten aber müssen wir ihm besonders dankbar sein: Er war es schließlich, der bestimmte, daß Adolf Hitler unser Reichskanzler sein sollte. Ihr werdet gleich hören, wie Adolf Hitler und Hindenburg zueinander fanden.

Die Männer, die damals in Berlin regierten, fingen an, einzusehen, daß sie mit Adolf Hitler nicht mehr fertig werden konnten. Zu viele schon trugen das Hakenkreuz und waren im Herzen Hitlerleute, zu viele SA-Männer folgten ihren Standarten, zu viele Jungen waren bei der Hitlerjugend! Und Doktor Goebbels machte ihnen ja auch unaufhörlich zu schaffen! Also zerbrachen sie sich die Köpfe und fragten sich: Wie machen wir's mit Adolf Hitler, daß er uns nicht gefährlich wird? Daß wir noch weiter regieren und gut Geld verdienen können? Und sie dachten sich gar mancherlei aus. Sie boten Adolf Hitler ein kleines Amt an und meinten, da könnte er auch so ein bißchen mitregieren, und damit könnte er wohl zufrieden sein. Wenn er das ausschlug, dann dachten sie sich flugs etwas anderes aus, kamen wieder mit einem kleinen Amt und sagten: Das wäre doch schön für dich und deine Freunde, greif zu und sei froh, wenn du dies bekommst. – Wie schlecht verstanden sie Adolf Hitler! Wie wenig wußten sie von seinen riesigen Plänen für Arbeit und Brot und für Deutschlands Größe und Herrlichkeit!

So ging es eine lange Zeit hindurch. Das Volk sah ungeduldig zu, denn was diese Männer da taten, war gegen alles Recht, und die Not im Lande wurde immer größer. Kam Adolf Hitler nach Berlin, dann sammelten sich die Leute auf den Straßen und riefen und schrien: Hitler soll unser Führer werden! Er soll befehlen, ihm wollen wir gehorchen! Weg mit den anderen!

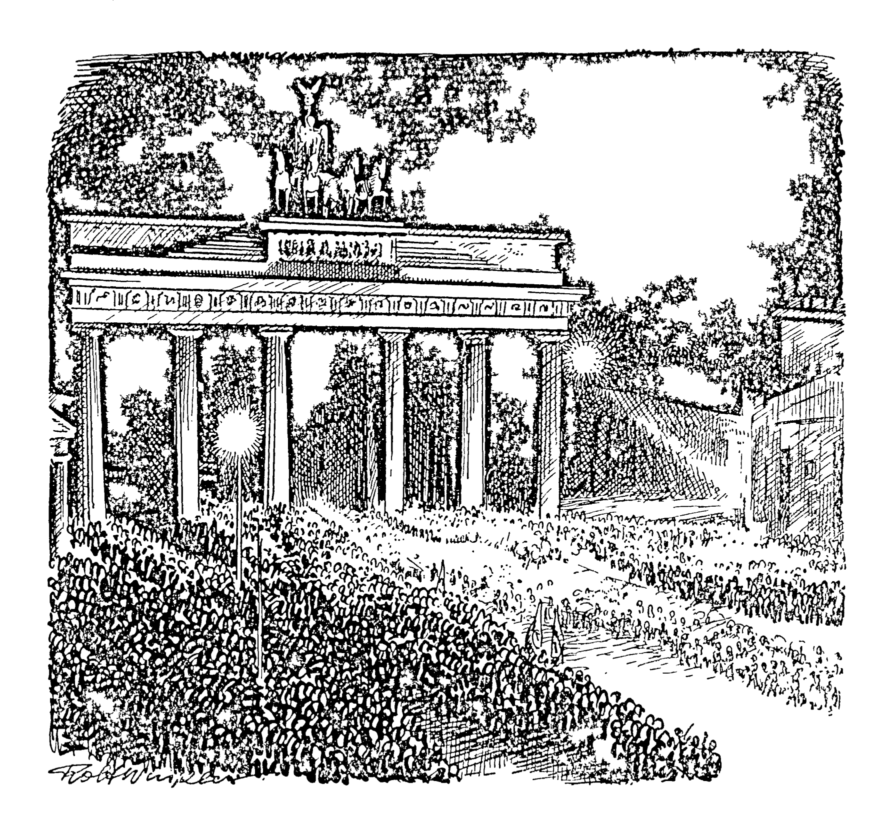
Das hörte endlich unser Reichspräsident, der alte Generalfeldmarschall Hindenburg. Ebenso wie alle anderen Menschen in Deutschland

hatte natürlich auch er gesehen, wie Adolf Hitler seit Jahren aus aller Kraft darum kämpfte, unser aller Führer zu werden. Er wußte gut, daß Adolf Hitler nur dann unserem Volk und unserem Land helfen konnte, wenn er auch wirklich befehlen konnte in Deutschland. Hindenburg sah wohl ein, daß er helfen mußte, ihm den Weg dazu frei zu machen. Und so schickte er eines Tages zu Adolf Hitler und ließ ihm sagen: Er solle zu ihm kommen und unser Reichskanzler werden und solle endlich, endlich zu befehlen haben in Deutschland. Denn wer Reichskanzler ist, der steht an der Spitze der ganzen Regierung, müßt ihr wissen. Er wohnt in Berlin in einem Haus an der Wilhelmstraße, das ist die Reichskanzlei. Und so ist Adolf Hitler also unser Reichskanzler geworden.

Da geriet ganz Berlin aus dem Häuschen. Denkt einmal an, wie das sein mag, wenn solch eine riesengroße Stadt, in der vier Millionen Menschen wohnen, sich freut! In den großen Fabriken sagte ein Arbeiter dem anderen die Neuigkeit. Von den Arbeitern erfuhren es die Leute in den Büros und die Männer, die die Fabrik führten. Die Arbeiter ließen die Maschinen stillestehen, sie legten die Handwerkszeuge weg. In den Packräumen, wo die fertigen Sachen verpackt werden, legten die Frauen Papier und Bindfaden aus den Händen. Die Mädchen an den Schreibmaschinen hörten zu schreiben auf. „War es so wie beim Dornröschen, Mutter?" wollte Gertrud wissen, „da haben auch alle aufgehört zu arbeiten." So ähnlich war es. Die Leute versanken aber nicht in einen tiefen Schlaf wie dort. Nein, es war, als erwachten sie! Sie hatten ja auch sonst manches Mal die Arbeit liegen lassen, wenn Streit und Zank ausbrach in solch einer großen Fabrik. Jetzt aber war davon keine Rede mehr! Alle, alle wanderten durch die riesengroße Stadt Berlin bis zur Reichskanzlei in der Wilhelmstraße. Und schon während sie so wanderten, tauchten an den Häusern immer mehr Hakenkreuzfahnen auf. Da schauten die Berliner, denn die Hakenkreuzfahnen waren doch verboten gewesen. Nun war es so gekommen, wie es in Horst Wessels Lied heißt:

Bald flattern Hitlerfahnen über alle Straßen . . .

Es dauerte nicht lang, da standen auf dem Platz vor der Reichskanzlei Tausende und aber Tausende von Menschen. Sie riefen nach Adolf Hitler



und jubelten ihm zu. Und als es Abend wurde, da bewegte sich plötzlich durch die Berliner Straßen ein breites, leuchtendes Band wie aus rotem Feuer! Die Menschen hatten sich in ihrer grenzenlosen Freude zusammengetan und einen großen Zug gebildet. Jeder nahm eine brennende Fackel in die Hand, und alle fingen sie abermals zu marschieren an. „Was ist eine Fackel, Mutter?“ fragte Fritz. Fackeln sind hölzerne Stäbe, die vorn in Pech getaucht werden. Zündet man sie an einem Ende an, so brennen sie mit einem roten Schein. Bei Festen und Feiern am Abend geben sie ein schönes Licht. Solche Fackeln trugen damals die Leute in den Händen. Die SA, die SS, die Hitlerjugend, die alten Soldaten aus

dem großen Krieg und zahllose Männer und Frauen wollten alle mitmarschieren. Mancher Vater und manche Mutter trugen ihr kleines Kind mit sich auf dem Arm. Denn die Kinder wollten auch dabei sein und Adolf Hitler sehen! An der Seite der Straßen, auf den Gehsteigen standen die Menschen dicht an dicht wie eine Mauer. Die fixen Berliner Jungen waren auf Bäume geklettert oder auf die Masten der Laternen. Da hingen sie nun so dicht wie die Weintrauben. – Aus Tausenden von Kehlen ertönte ein Lied der Berliner SA:

Durch Groß-Berlin marschieren wir,
Für Adolf Hitler kämpfen wir!

So marschierte der Zug an der Reichskanzlei vorüber. Die Menschen sahen zu dem Fenster hinauf, an dem Adolf Hitler stand und grüßte. Die Väter und Mütter hoben ihre Kinder hoch, damit sie ihn sehen könnten. Ein wenig weiter stand der alte Generalfeldmarschall Hindenburg auch an einem Fenster und sah auf die Menschen hinab. Manch schönes Lied wurde noch an diesem Abend gesungen: Das Lied von Horst Wessel, Deutschland, Deutschland über alles und noch ein wunderschönes Danklied, das wir Deutschen immer anstimmen, wenn wir uns eines großen Sieges freuen:

Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen.

Der große Fackelzug dauerte bis tief in die Nacht hinein, und es schien, als wollten die Berliner diesmal gar nicht schlafen gehen! Endlich aber wurde es doch still in der riesigen Stadt.

Adolf Hitler aber saß in seinem Arbeitszimmer und fing seine große, schwere Arbeit an – für jeden einzelnen von uns, für uns alle und für unser großes Vaterland Deutschland. Wenige Tage später richtete er sein Wort an uns alle. Er sprach in Berlin, aber diesmal übertrug der Rundfunk seine Rede. Im ganzen Lande saßen die Menschen an den Lautsprechern und hörten ihm zu, auch viele von denen, die immer noch nichts hatten von ihm wissen wollen. Und wie horchten sie alle auf! Da sprach ja einer zu ihnen wie ein gütiger und gerechter Vater. Er sagte ihnen nicht lauter angenehme Worte. Nein, sie hörten auch von schwerer Arbeit und vielen Pflichten, die ihnen bevorstünden. Aber es ging

ihnen allen zu Herzen und sie konnten alles verstehen. Noch einmal machte uns Adolf Hitler klar, wie schlecht es um unser Vaterland bestellt war. Jetzt heißt es ehrlich sein und sich selbst und den anderen nichts vorschwindeln, so war der Sinn seiner Worte. Jetzt heißt es anfassen und tüchtig arbeiten aus aller Kraft. Wartet nicht darauf, daß jemand anderer uns hilft. Nein, wir müssen uns ganz allein selbst helfen! Und wir müssen uns vertragen! Deshalb hört auf, miteinander zu streiten. Keiner von uns ist mehr oder Besseres als der andere, alle sind wir Deutsche. Ihr Leute in der Stadt, wir müssen den Bauern beistehen, daß sie wieder frei und zufrieden auf ihren Äckern schaffen können. Sie schaffen uns das Brot zum Leben. Ihr Arbeiter in der Stadt, hört nicht auf die Kommunisten und Juden. Glaubt mir, nur wenn ihr wieder gute Deutsche werdet, kann es euch und uns allen wohl ergehen. Schon unsere Kinder müssen lernen, daß sie deutsche Kinder sind. Sie müssen sich ein Beispiel nehmen an unseren tapferen Soldaten aus dem großen Krieg, an Männern wie Horst Wessel und Jungen wie Herbert Norkus einer war. Wenn ihr alle, die ihr mich jetzt hört, mir glaubt und wenn ihr mir folgen wollt, dann verspreche ich euch, daß alles besser werden soll in unserm Vaterland. Wollt ihr das? Dann sagt alle ja dazu! Denn ich will nichts tun, ohne daß das ganze deutsche Volk hinter mir steht!

„Und was taten da die Leute, die Adolf Hitler zuhörten? Sagten sie alle ja und konnte denn Adolf Hitler jeden hören?" so fragten die Kinder. Unser Führer sprach damals nicht nur in Berlin, nein, er machte aufs neue eine Reise durch Deutschland wie früher so oft und sprach in zehn großen Städten. Trotzdem aber konnte er natürlich nicht jeden einzelnen fragen und sich nicht von jedem eigens sein Ja sagen lassen. Deshalb wurden in allen Dörfern und Städten Zimmer eingerichtet, wo es Zettel gab, und auf diesen Zettel konnte man sein Ja aufschreiben. „Wurden die Zettel dann an Adolf Hitler geschickt?" meinte Gertrud. So ungefähr geht es dabei zu. Man nennt das eine Wahl. „Ja, ja, ich weiß", rief Gertrud, „vor einiger Zeit, da ginget ihr alle Sonntag früh fort und sagtet: Wir gehen zur Wahl. Damals war Großmutter gerade bei uns und die sagte noch: Oh, daß ich tausend Stimmen hätte! Und der Vater hat dazu gelacht." Eben, damals war auch solch eine Wahl.

Und Großmutter meinte: Tausendmal möchte sie Ja sagen zu dem, was Adolf Hitler tut, so sehr liebt sie ihn und so einverstanden ist sie mit allem, was er tut. So war es damals bei der ersten Wahl unter Adolf Hitlers Führung auch. Wir sagten alle aus ganzem Herzen: Ja, ja, ja. Adolf Hitler soll unser Führer sein, wir wollen uns ihm ganz und gar anvertrauen, ihm folgen und gehorchen.

Denkt an, wie muß das für Adolf Hitler gewesen sein: Vor 14 Jahren hatte er in München angefangen darum zu kämpfen, daß die Menschen in Deutschland auf ihn hören sollten. Arm und unbekannt war er gewesen, und niemand hatte von ihm gewußt. Zuerst hatten nur wenige ihm zugehört. Langsam schlossen sich die ersten und treuesten Freunde an ihn an, und langsam, langsam hörten immer mehr Menschen auf ihn. Einmal hatte er schon geglaubt, jetzt sei es so weit, daß er Deutschland retten könnte – damals, als er zur Feldherrnhalle in München marschiert war. Zu jener Zeit war er so schändlich verraten worden und hatte zusehen müssen, wie man sechzehn seiner guten Freunde erschoß. Dann mußte er hinter Gittern im Gefängnis sitzen! Und als er das Gefängnis verlassen durfte, fing er mühsam von vorn wieder an. Dann gab es Jahre hindurch nur Kampf, Lüge und Haß gegen ihn, gegen seine Freunde, seine Parteigenossen, die das Hakenkreuz trugen und gegen seine SA- und SS-Männer. Und langsam nur hatte Deutschland angefangen, auf ihn zu hören. Jetzt aber war er Reichskanzler, war unser aller Führer geworden. Wir alle, alle hatten dazu Ja gesagt! Ich denke mir, er muß doch wohl froh und glücklich und stolz darauf gewesen sein. Endlich, endlich kam der Lohn für die langen Jahre schwerer Arbeit.

„Und setzte er sich nun auf einen goldenen Thron mit einem Zepter in der Hand wie der König im Märchen, Mutter?" so fragte Gertrud. „Aber Gertrud!" rief der große Hermann empört, „das ist doch Adolf Hitler gar nie eingefallen, und das würde auch gar nicht zu ihm passen!" Nein, wirklich nicht, sagte die Mutter lächelnd. Sein Sinn stand niemals nach Pracht und Herrlichkeit, nach Thronen oder nach Gold. Er wollte nie etwas anderes sein als der erste und tüchtigste Arbeiter unter uns und blieb genau so einfach und schlicht wie er immer gewesen ist. Weißt du, die goldenen Throne und all der Pomp, das paßt eigentlich nicht zu

uns Deutschen. Sie sind da oben in Berlin und im Lande Preußen gar nicht Sitte und waren es auch früher nicht, als noch Könige dort regierten. Ich erzähle euch gleich noch mehr davon.

Nach der großen Wahl, bei der wir alle Ja gesagt hatten, bestimmte Adolf Hitler: Unsere große, schwere Arbeit in Deutschland wollen wir anfangen mit einer würdigen und großen Feier. Wir werden unseren Generalfeldmarschall Hindenburg bitten, daran teilzunehmen. Dieses Fest soll im ganzen Lande mitgefeiert werden. In allen Dörfern und Städten sollen abends Fackelzüge sein, auf den Bergen sollen wie in alten Zeiten große Feuer angezündet werden zum Zeichen dafür, daß wir endlich wieder einig sind und uns darüber freuen. Wer nicht im Fackelzug mitmarschieren und nicht bei einem Feuer stehen kann, der soll wenigstens im Rundfunk alles mitanhören.

„Erzähl von diesem Fest, Mutter!“ so riefen die Kinder, „wie war es damals, was hat sich alles dabei zugetragen? Wir möchten auch einmal so ein Fest mitmachen!“ „Und ich“, rief Fritz, „ich möchte auf einem Berg ein riesengroßes Feuer anzünden, das wäre fein!“ Dieses Fest soll in Potsdam gefeiert werden, ordnete Adolf Hitler an, und Generalfeldmarschall Hindenburg war damit einverstanden. Potsdam ist eine stille Stadt nahe bei Berlin. Sie ist wie umschlossen von lauter Flüssen und Seen. Vor etwa zweihundert Jahren lebte ein preußischer König, der besonders gern in Potsdam war. Er baute sich dort ein kleines Schlößchen, mitten in einem großen Park. Dieser König hieß Friedrich, er war der zweite König dieses Namens. Er heißt aber eigentlich nur Friedrich der Große. „War er denn so groß gewachsen?“ fragte Gertrud. Nein, durchaus nicht. Er war eher ein kleiner Mann, besonders als er alt war und sich stark gebückt auf einen Stock stützen mußte. Aber man kann von Gestalt klein und dennoch ein großer Mann sein! Dieser König hatte ein großes, kühnes und gütiges Herz und einen klaren, sehr gescheiten Kopf. Preußen war ein armes, kleines Land zu jener Zeit. Einen Teil von Preußen, die Provinz Brandenburg, nannte man die Sandbüchse – so arm war der Boden dort, und nur wenig wollte auf den mageren Äckern gedeihen. Aber der König Friedrich der Große hat sein Volk gelehrt, daß es nichts schadet, wenn man arm und in einem kärglichen

Lande daheim ist. Er hat gezeigt, wie man es machen muß, wenn man es vorwärts bringen will: Einfach und sparsam leben, jeden unnützen Prunk lassen und unermüdlich arbeiten von früh bis abends; tapfer kämpfen, wenn es gilt, das Land zu verteidigen gegen Feinde oder neues Land für das Volk zu erobern; gerecht sein und streng gegen sich selbst und gegen die Kinder! Unter seiner Führung wurde aus dem kleinen, armen Preußen ein viel größeres und mächtigeres Land, vor dem die ganze Welt Achtung bekam. Die andern Könige und Kaiser, die in ihren Ländern in herrlichen Riesenschlössern wohnten und auf goldenen Thronen saßen, so wie der König im Märchen, die bekamen Achtung vor dem kleinen, alten König, der nur einen einfachen alten Rock trug und einen schäbigen dreispitzigen Hut. Auf seinen Stock gestützt ging er mit seinen beiden Hunden umher. Seine scharfen Augen sahen alles! Wenn jemand seine Arbeit nicht richtig tat, dann konnte er wettern, daß dem Übeltäter Ach und Weh wurde. Dennoch aber liebte ihn sein Volk und nannte ihn nur den alten Fritz. Ein besonderes Augenmerk hatte er auf seine Soldaten. Alles an ihnen mußte tadellos sein. Sie mußten im gleichen Schritt und Tritt marschieren und die Beine dabei werfen, daß es eine Art hatte! Schon damals also übten die Soldaten den Parademarsch.

König Friedrich der Große liebte die Musik sehr. Er konnte sebst wunderschön auf der Flöte blasen, das war seine größte Freude und seine liebste Erholung von aller Müh und Arbeit. Für seine Soldaten dachte er sich schneidige Märsche aus, und die werden heute noch gespielt. Einer davon ist besonders bekannt, er heißt der Hohenfriedberger Marsch. „Ja, Mutter, ja", rief der große Hermann, „den kenne ich auch!" und er fing an, die ersten Takte zu pfeifen. Dann aber erzählte die Mutter weiter: Als Friedrich der Große starb, wurde er in der Garnisonkirche in Potsdam begraben. Diese Kirche hat in ihrem Turm ein wunderschönes Glockenspiel. Das spielt alle Stunden das Lied:

Üb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

So tönt es noch jetzt alle Tage durch die Straßen von Potsdam.

Dort also wollte Adolf Hitler das große Fest begehen zur Feier dafür, daß wir nun endlich einig und er unser aller Führer geworden war. Es war ein wunderschönes Frühlingswetter damals. Die Schulen, die Fabriken und Büros waren überall im Lande geschlossen, und niemand arbeitete. Wer nur immer konnte, fuhr nach Potsdam. Die Stadt Potsdam war festlich geschmückt mit viel Tannengrün und unzähligen Hakenkreuzfahnen. Denn der Generalfeldmarschall Hindenburg hatte bestimmt: Die Fahnen mit dem Hakenkreuz, das sollen jetzt die deutschen Fahnen für uns alle sein. Über diesen Fahnen schwebt ein Adler, der hält in seinen starken Fängen einen Eichenkranz und darin findet sich wiederum das Hakenkreuz. Der Adler ist das alte deutsche Wappentier, weil er so stolz und kühn ist. Die Eiche ist ein rechter deutscher Baum, weil sie allen Stürmen trotzt und sich so leicht nicht unterkriegen läßt. Deshalb sind Adler, Eichenkranz und Hakenkreuz das Hoheitszeichen des Deutschen Reiches geworden. Ihr seht es nicht nur über den Fahnen bei den großen Festen, sondern jeder Soldat trägt es auf seiner Uniform, ja sogar auf jedem Poststempel und Geldstück könnt ihr es erkennen.

Aber zurück nach Potsdam! Dort stellten sich in den Straßen die Menschen auf, um das große Fest mitanzusehen. Sie sangen Deutschland, Deutschland über alles und manch frisches SA-Lied, und die Musikkapellen spielten dazwischen die alten Märsche von König Friedrich dem Großen. Zuerst kamen nacheinander die ältesten und treuesten Freunde Adolf Hitlers angefahren. Er brauchte sie jetzt schier noch mehr als vorher in den Jahren des schweren Kampfes, denn jetzt mußten sie ihm ja bei seiner großen Arbeit in Berlin und im ganzen Lande helfen. Wer ein großes Land regiert und solch ein großes Volk wie das deutsche führt, der braucht gewiß Männer, die bei der Arbeit richtig mittun, so wie es eben nötig ist. Da war also Hermann Göring, der von jeher so treu zu Adolf Hitler gehalten hat. Man sah Rudolf Heß und Doktor Frick. Da kam Doktor Goebbels, der so wacker um Berlin gekämpft hat, und dann die vielen anderen treuen Männer aus dem ganzen großen Deutschland. Sie alle bekamen jetzt hohe und schwere Ämter. Sie wurden Gauleiter, Minister oder Reichsstatthalter. Aber wie man sie auch nennen mag, sie sind vor allem des Führers beste und treueste Freunde.

Und dann kam Adolf Hitler selbst. Die Menschen riefen und jubelten ihm zu, daß die Luft erdröhnte. „Nicht wahr, Mutter, so wie man es manchmal im Radio hören kann, wenn Adolf Hitler irgendwo spricht?



Da tun einem fast die Ohren weh davon!“ sagte Fritz. Ja, so war es. Zum Schluß kam Generalfeldmarschall Hindenburg gefahren und alle gingen in die Kirche, in der Friedrich der Große begraben liegt. Dort war ein feierlicher Gottesdienst. Adolf Hitler und Hindenburg gaben einander die Hand. Denkt einmal an: Adolf Hitler, der vor Jahren

im Krieg ein einfacher Gefreiter gewesen war – jetzt legte er seine Hand in die Hand des Mannes, der damals der höchste Offizier des ganzen deutschen Heeres gewesen ist! Der einfache ehemalige Gefreite gab dem berühmten Generalfeldmarschall, dem Sieger vieler Schlachten, die Hand. Davon waren wir alle tief ergriffen. – Noch einmal sprach Adolf Hitler über all das, was nötig war, um unser Land und unser Volk wieder frei, glücklich und froh zu machen. Er versprach dem alten Generalfeldmarschall, daß er und seine Freunde nicht ruhen und rasten wollten in ihrer Arbeit für Deutschland. Und alle, die in dieser feierlichen Stunde in der Garnisonkirche in Potsdam weilten, dachten an den preußischen König, der dort begraben liegt. So wie er gelebt, gearbeitet und gekämpft hat, wollen wir es auch tun, nahmen sie sich vor.

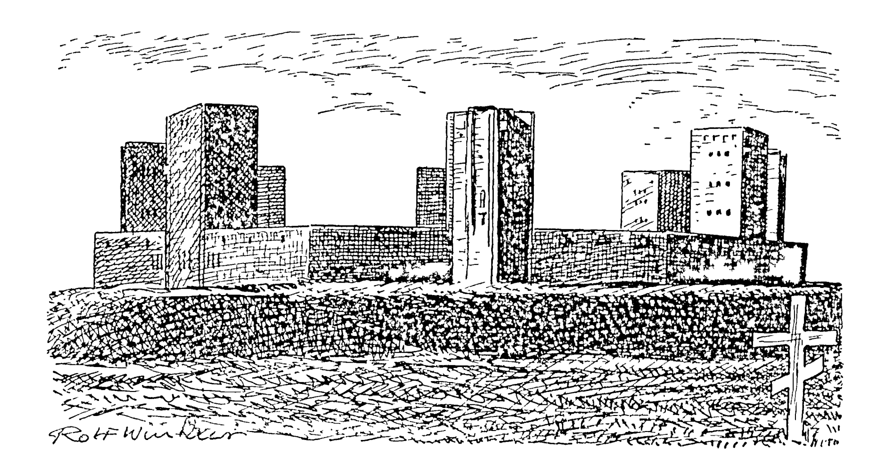
Dann war die Feier zu Ende. Vor der Kirche war eine Tribüne aufgebaut, darauf nahmen Adolf Hitler und seine Freunde, Hindenburg und seine hohen Offiziere Platz, denn nun sollte eine große Parade stattfinden. Seit den Zeiten des Alten Fritz zeigen die Soldaten bei der Parade, daß sie tadellos marschieren können und daß Zucht und Ordnung unter ihnen herrschen. Und so zogen die Potsdamer Soldaten stolz an der Kirche vorbei. Sie trugen die alten Fahnen aus vielen Kriegen und ihre Schritte donnerten nur so auf dem Pflaster! Nach den Soldaten kam die Polizei, dann die ϟϟ und die SA, dann wieder alte Soldaten von früher – kurzum, sie alle wollten zeigen, daß sie auch noch da waren und stramm marschieren konnten. Und dann war das Fest zu Ende.

Im ganzen Land war gefeiert worden, überall haben die Menschen an den Lautsprechern gehört, was in Potsdam vor sich ging. Die Berliner aber, die es ja nach Potsdam nicht weit haben, konnten sich nicht beruhigen, und sie machten am Abend des Festtages noch einmal einen riesigen Fackelzug.

Fritz und Gertrud waren noch ganz versunken in die Erzählung von all den großen Festen und Feiern, da fragte Hermann: „Aber nicht wahr, Mutter, der Generalfeldmarschall von Hindenburg lebt doch jetzt nicht mehr?“ Nein, mein Junge, erklärte die Mutter noch zum Schluß. Etwa ein Jahr, nachdem Adolf Hitler unser Führer und Reichskanzler ge-

worden war, starb unser Präsident und Generalfeldmarschall Hindenburg. Damals läuteten alle Glocken in Deutschland und von allen Häusern wehten schwarze Trauerfahnen. Adolf Hitler und wir alle trauerten sehr um ihn. Denn seht ihr, solche Männer wie er einer war, die schickt der liebe Gott einem Volk nicht alle Tage! Er kannte nur eines: Arbeit und Dienst für sein Volk; niemals daran denken, wie es einem selbst gut gehen könnte, nein, immer nur an die andern denken, an die deutschen Brüder und Schwestern! Einfach und sparsam leben, auch wenn man immer bekannter und berühmter wird; gerecht und treu sein gegen jedermann – „So wie der alte Fritz war, nicht wahr, Mutter?“ meldete sich der kleine Fritz. Ja freilich, lieber Junge! Die großen deutschen Männer, die etwas geschafft haben für ihr Volk, waren einander darin alle gleich. Deshalb müssen wir sie uns zum Vorbild nehmen und müssen versuchen, auch so zu werden wie sie.

Als der Generalfeldmarschall Hindenburg nun tot war und das ganze Land um ihn trauerte, ließ Adolf Hitler ihn mitten in einem riesigen Denkmal begraben. Das ist das Denkmal von Tannenberg. Bei Tannenberg hat Hindenburg eine große Schlacht gewonnen und hat damals im großen Krieg die Russen besiegt. Dort liegt er jetzt begraben und sein Grab ist ein heiliger Platz fürs ganze Volk.



Dann aber nahm Adolf Hitler alle Lasten und alle Arbeit, die unser Hindenburg getragen hatte, auch noch auf sich. „Wurde er nun auch Generalfeldmarschall?" fragte Hermann. Nein, Kinder, damals hatten wir ja noch kein richtiges Heer! Als wir kurze Zeit darauf wieder Soldaten in Deutschland hatten – ihr werdet noch hören, wie unser Führer das zustande brachte –, da machte er unseren Hermann Göring zum Generalfeldmarschall.

## Adolf Hitler sorgt für Arbeit und Brot

Nun also war Adolf Hitler unser Führer und Reichskanzler! Alle guten Deutschen hatten aus vollem Herzen dazu Ja gesagt. Endlich konnte er helfen, endlich konnte er also ausführen, worüber er die langen Jahre gesprochen und was er immer wieder den Menschen erklärt hatte.

In seiner Reichskanzlei in Berlin mag wohl nicht eine Minute Ruhe gewesen sein, so unverzüglich wurde mit der Arbeit angefangen. Adolf Hitler sah vor sich die Millionen von deutschen Männern und Frauen, die arbeitslos waren. Keine Arbeit haben, das heißt nichts verdienen, es heißt kein Geld haben. Dann muß man hungern und frieren und Not leiden. Das wißt ihr ja schon. Und da hat es gar keinen Zweck, wenn dann diese vielen arbeitslosen Menschen ein kümmerliches Almosen bekommen. „Was ist ein Almosen?" fragte die kleine Gertrud. Almosen sind kleine Gaben, die verschenkt werden und für die der andere nichts zu arbeiten braucht. Bettler bekommen Almosen. Es ist etwas Trauriges um Leute, die sie annehmen müssen. Wer stolz ist und was auf sich hält, der nimmt keine Almosen, solange es nur irgend geht. Deshalb sagte Adolf Hitler: Diese vielen tüchtigen deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen sind doch keine Bettler, die man mit ein paar kümmerlichen Pfennigen abspeisen kann! Nein, sie alle haben ein Recht darauf, daß sie arbeiten und sich ihr Leben selbst verdienen können. Aber bei u n s in

Deutschland und erst recht draußen in andern Ländern gab es mancherlei Leute, die kamen sich klüger vor als Adolf Hitler. Sie sahen zu ihm herüber, schüttelten weise die Köpfe und sagten: Arbeit schaffen – das wird ihm so leicht nicht gelingen, das ist so einfach nicht in diesem armen und elenden Land! Ihr werdet sehen, er hat wohl gut reden und viel versprechen können, aber es ist nicht so einfach, dies alles nun auch auszuführen. Und sie warteten nur darauf, daß auch Adolf Hitler sein Wort nicht halten würde, genau so wie die anderen Männer, die früher in Deutschland regiert hatten.

„Er hat es aber doch gehalten, nicht wahr, Mutter?" fragte Fritz ganz dringlich und voll Sorge. Selbstverständlich. Adolf Hitler zeigte den Leuten: Wenn ein Land und seine Menschen in solcher Not sind wie wir damals in Deutschland waren, dann helfen kluge Reden nicht. Es hilft auch nichts, immer „Wenn" und „Aber" zu sagen – ihr habt ja auch Tage, wo ihr gar zu gern Wenn und Aber sagt, wenn ich euch etwas zu tun gebe! – und sich groß den Kopf zu zerbrechen. Nein, jetzt mußte man frisch an einer Stelle zu arbeiten anfangen. Dann kommt die Sache schon ins Rollen. Und so fing er zum Beispiel bei den Autos an.

„Fein, ja Autos!" riefen die Jungen begeistert. Adolf Hitler hat einmal gesagt: Ich liebe das Auto, denn es hat mir Deutschland erschlossen. Bei seinen großen Fahrten kreuz und quer durchs ganze Land, damals, als er noch nicht Reichskanzler war und noch unermüdlich zu den Menschen reden mußte, da hat er Deutschland kennengelernt. Seht einmal, die Eisenbahn saust schnell überall durch. Sie hält nur auf den Bahnhöfen, wo ein- und ausgestiegen wird. Im Auto aber sieht man alles viel besser. Man kann halten und aussteigen, wo es einem beliebt. Fährt man gar in einem offenen Auto, so sieht man immer das ganze Land vor sich. „Die Eisenbahn ist aber auch was Feines!" verteidigte sie Fritz. „Denk an die großen Bahnhöfe mit den vielen Schienen, an die schönen Signale und an die Lokomotiven, wenn sie so fauchen und der Dampf herauskommt. Das gefällt mir sehr! Ich freue mich immer, wenn ich zur Tante mit der Eisenbahn fahren kann!" Freilich, beschwichtigte die Mutter. Adolf Hitler wollte ja auch die Eisenbahn beileibe nicht abschaffen, nein, sie hat durch ihn viel neue Arbeit bekommen.

Beides muß sein, das Auto und die Eisenbahn. Aber Autos haben wir immer noch viel zu wenige, so sagte Adolf Hitler damals. Früher mußte jeder, der ein Auto hatte, dem Staat dafür eine eigene Steuer zahlen. Dadurch wurde das Autofahren sehr teuer, und nur wenige Menschen konnten sich eines halten. Adolf Hitler schaffte diese Autosteuer ab und gleich dachte so manch einer: Jetzt probier ich's auch mal und kaufe mir ein Auto, vielleicht ein kleines für den Anfang! Oder ein Motorrad, das ist noch billiger. – Die Kaufleute saßen in ihren Geschäften und hatten den Rechenstift in der Hand. Das Autofahren ist billiger geworden, so sagten sie. Jetzt können wir uns ein Lastauto anschaffen, das kann unsere Waren schnell hin- und herfahren. Dies wird dem Geschäft zugute kommen und wir können dadurch mehr verdienen. Und alle diese Leute schrieben an die Autofabrik und jeder bestellte ein Auto.

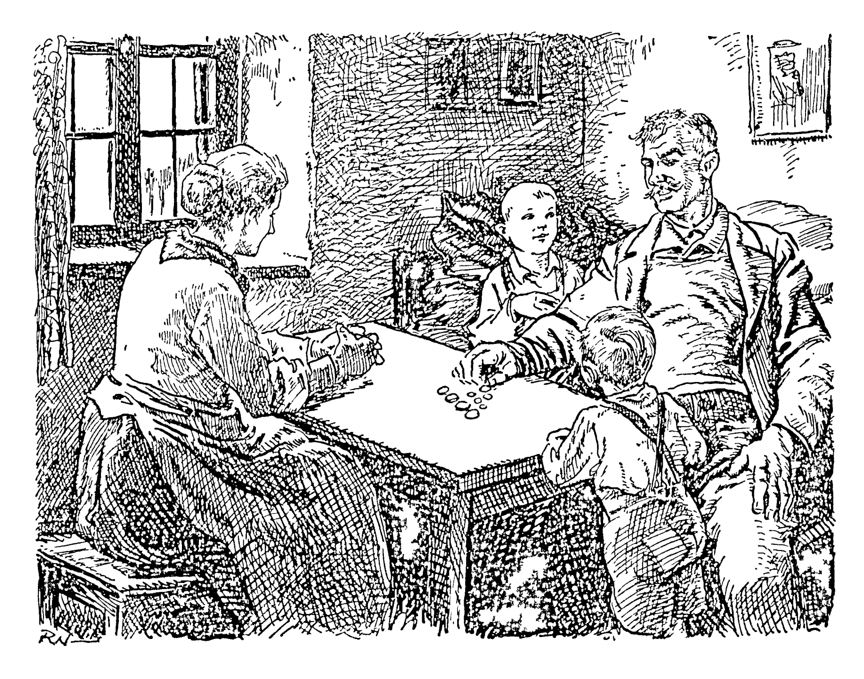
In der Fabrik machten sie große Augen, als immer ein Brief nach dem anderen kam: Ich möchte ein Auto, und ich auch und ich auch! Der Mann, dem die Fabrik gehörte, kratzte sich hinterm Ohr. Er rief seine Geschäftsführer zusammen, die ihm bei seiner Arbeit helfen und sagte: Das können wir mit den paar Arbeitern, die wir jetzt haben, nicht alles schaffen. Wir brauchen mehr Arbeiter. Und sie telefonierten ans nächste Arbeitsamt. So ein Arbeitsamt, wißt ihr, das ist ein großes Haus, wo die Arbeiter erfahren, ob es etwas für sie zu tun gibt. In den langen Jahren der Not waren vor dem großen Tor des Arbeitsamtes endlose Reihen von Männern und Frauen gestanden und hatten sehnsüchtig gefragt: Keine Arbeit für mich? Nein, hieß es nur immer, keine Arbeit! Und das große Tor wurde vor ihnen zugeschlagen. Jetzt aber hieß es auf einmal: Wer kann mithelfen, Autos zu bauen? Her mit euch, hier ist eine große Fabrik, die euch gut brauchen kann. Und die Männer zogen fröhlich an ihre Arbeitsplätze.

Wer Autos bauen will, braucht Eisen und Stahl. Der Autofabrikant schrieb ins Ruhrgebiet, wo die Hochöfen stehen und Eisen und Stahl erzeugt werden: Ich komme nicht mehr aus mit dem wenigen Eisen und Stahl, das ich bisher immer von euch schicken ließ. Ich muß mehr Autos bauen und beschäftige mehr Arbeiter, schickt mir also bitte soundso viel mehr Eisen und Stahl. Die Männer, die den Hochofen leiteten, sa)en

einander an: Das schaffen wir nicht mit den paar Arbeitern, die wir jetzt haben. Wir brauchen mehr Arbeiter! Und auch sie telefonierten zum Arbeitsamt. Dort hieß es: Wo sind die Männer, die am Hochofen arbeiten können und von Eisen und Stahl etwas verstehen? Her mit euch! Da wird ein stillgelegter Hochofen wieder in Betrieb gesetzt, geht hin und arbeitet mit! Freudestrahlend zogen die Männer ab. Nun mußten sie nicht mehr vor dem Arbeitsamt stehen und auf Arbeit warten. Im stillen dachten sie: Das haben wir Adolf Hitler zu verdanken, Heil Hitler!

Ist ein neues Auto fast fertig gearbeitet, dann kommt innen in den Wagen eine schöne Polsterung. „Ja", sagte Gertrud, „unser Onkel Doktor hat mich mal in seinem Auto mitgenommen, das ist mit Leder gepolstert. Aber in manchen Autos ist Stoff auf dem Polster." Ja, so ist es. Die Männer in der Autofabrik schrieben einen Brief an den Mann, der das Leder lieferte, und an den Mann, dem die Stoffabrik gehörte: Mehr Leder, mehr Stoff! Wir brauchen es für die vielen Autos, die wir fertigmachen müssen. Mehr Leder? sagte der Lederfabrikant. Da brauche ich mehr Arbeiter. Und dem Stoffabrikanten ging es nicht anders. Am Arbeitsamt aber hieß es: Wer kann Leder gerben? Wer kann es schön färben und zurechtschneiden? Und wer kann Stoffe weben und färben? Wer kann gute Polster für Autos machen? Hier und hier und hier, so riefen all die Männer, die sich darauf verstanden, wir können es. Dann marschiert also los und geht an die Arbeit, so wurde ihnen gesagt. Was hätte man ihnen Besseres sagen können? Endlich, endlich gab es wieder Arbeit und Verdienst.

An den Samstagen bekommen die Arbeiter in einer kleinen Tüte das Geld, das sie die Woche über verdient haben. Denkt die Freude, die es dann daheim gab. Der Vater brachte wieder Geld! Vater und Mutter saßen einander gegenüber. Unter der Lampe auf dem Tisch lagen ein paar harte, blanke Silberstücke. Die Mutter bekam feuchte Augen – wie lange war auf ihrem Tisch nicht mehr so viel Geld gelegen! Und Vater und Mutter fragten einander: Was kaufen wir denn zuerst von diesem Geld? Ach, sagte die Mutter, wir kaufen erst mal wieder ordentliches Essen für uns alle, Eier, Milch und Brot und auch ein paar Äpfel für



die Kinder und für dich, Vater, eine gute Wurst! Nächste Woche kaufen wir dann Schuhe für die Kinder. Sie brauchen sie so nötig. Dann kaufen wir etwas zum Anziehen und so eines nach dem anderen, was uns eben fehlt. – Beim Kaufmann gab es diese Woche einen ordentlichen Andrang. All die Frauen, die so lange kein Geld mehr zum Einkaufen gehabt hatten, kamen nun und holten Zucker, Mehl und Fett, Grieß, Haferflocken und anderes mehr. – Der Schuster wunderte sich nicht wenig, als auf einmal viele Mütter für ihre Kinder neue Schuhe haben wollten. Trübselig hatte er vorher in seiner Werkstatt gesessen, hatte zum Fenster hinausgeschaut und gedacht: Brauchen denn die Menschen keine Schuhe mehr? Ach, sie haben eben kein Geld zum Kaufen, es ist ein Elend! Nun aber mußte er sich rühren, daß er all die Schuhe herbeischaffen konnte, die verlangt wurden. Auch er brauchte auf einmal viel mehr Leder! Dem Schneider ging es nicht anders. Er ließ die Nadel

sausen und nähte, was er konnte, so viele Anzüge und Kleider wurden nun bei ihm bestellt. Dabei sang er sich eins und dachte darüber nach, was nun er mit seiner Frau und seinen Kindern sich für das verdiente Geld kaufen wollten. Sie brauchten so nötig ein paar neue Teller und Tassen auf den Tisch und die Kinder brauchten Bücher für die Schule. Seht ihr, so bekamen immer mehr Menschen Arbeit, einer immer wieder durch den andern. Die Arbeitslosen vor dem Arbeitsamt aber, die wurden immer weniger.

Nun fuhren schon viel mehr Autos auf den Straßen als früher. Bald waren ihrer dreimal soviel und das Gewühl wurde immer dichter. Aber Adolf Hitler hatte das kommen sehen und hatte alles schon im voraus bedacht. Autos brauchen Straßen, so sagte er. Die Straßen, die wir haben, sind zu klein und zu eng. Außerdem können die Autos darauf ja gar nicht richtig losfahren! Sie müssen Rücksicht nehmen auf Pferdefuhrwerke, Radfahrer und Fußgänger. Deshalb wollen wir Straßen bauen, die nur für die Autos da sind und wir wollen sie so bauen, daß sie ohne Gefahr so schnell fahren können, wie es der Motor nur hergibt. „Ja, ich weiß", rief Hermann, „das sind die Autobahnen!" – Adolf Hitler holte sich einen besonders tüchtigen und klugen Mann, der sich aufs Straßenwesen verstand wie wenige. Das war der Doktor Todt. Noch ehe unser Führer Reichskanzler wurde, hat er einmal ein kleines Büchlein geschrieben und hat darin erklärt, wie er sich Autostraßen dachte. Jetzt telefonierte Adolf Hitler ihn an: Wollen Sie diese Straßen jetzt bauen? Ihr könnt euch denken, daß Doktor Todt ja sagte! Was kann es Schöneres für einen Mann geben, als wenn er seine großen Pläne unter dem Schutze unseres Führers auch wirklich ausführen kann. So wurden denn also große, herrliche Straßen gebaut, quer durch ganz Deutschland durch, von einer Stadt zur andern: Von München bis vor Salzburg, hinauf bis nach Nürnberg, hinüber nach Stuttgart. Von Berlin nach Hamburg, nach Stettin an die Ostsee, nach Dresden; von Frankfurt nach Mannheim; von Köln aus fingen sie zu bauen an. Kurzum, nach einem großen Plan wurde an verschiedenen Stellen in Deutschland mit der Arbeit an der Autobahn begonnen. Wald und Feld wurden umgegraben, Moor wurde trockengelegt, Kies und Erde aufge-

schüttet. Über breite Täler und Flüsse wurden große, kühne Brücken gebaut. Wo eine andere, gewöhnliche Fahrstraße die Autobahn gekreuzt hätte, da baute man eine kleine Brücke über die Autobahn weg, damit nichts die Autos in ihrer sausenden Fahrt hindern sollte.

Adolf Hitler ließ es sich nicht nehmen, die Arbeit an den Autobahnen an einigen Stellen selbst anzufangen und dabei den ersten Spatenstich




zu tun. Dann sprach er jedesmal zu den Arbeitern. Er wußte wohl: Nicht alle von ihnen waren an die schwere Arbeit mit Spitzhacke und Spaten gewöhnt. Manche hatten eigentlich etwas ganz anderes gelernt. Er wußte: der Winter stand vor der Tür. Nicht immer würde die Arbeit in Regen und Schnee an der Autobahn leicht und angenehm sein! Die Arbeiter waren weit weg von daheim, sie mußten in einfachen Holzhäusern essen und schlafen. Sicher hatten sie es oft nicht so gut wie sie

es bei der Mutter gehabt hätten. Aber, so erklärte er ihnen, das kann jetzt alles nichts nützen! Die Hauptsache ist, daß wir wieder zu arbeiten anfangen und daß ihr wieder schaffen und Geld verdienen könnt. „Deutsche Arbeiter, fanget an!" so rief er ihnen am Waldrand bei München zu, als er die ersten Spatenstiche getan hatte. An dieser Stelle steht jetzt auf der Autobahn ein einfaches, schlichtes Denkmal. Es trägt ein paar Spaten und die Worte Adolf Hitlers sind in Stein darauf zu lesen.

Die Arbeiter folgten Adolf Hitler. Sie schafften fleißig, mochte es auch schneien oder regnen. Bald zog sich die Autobahn wie ein breites, schönes Band durch die Wälder und Felder, vorbei an Seen, auf hohen, kühnen Brücken über die Flüsse bis an den Rand der großen Städte hin. Die Autos sausen darauf hin, und wer da in solch einem Auto am Steuer sitzt, der denkt wohl bei sich: Diese Straßen hat der Führer bauen lassen. Ihm allein danke ich es, daß ich hier so herrlich fahren kann. Heil Hitler! – Die Arbeiter von der Autobahn aber bekamen am Samstag auch ihren Lohn ausgezahlt, so wie die Arbeiter in der Fabrik. Sie schickten das Geld heim und dort wurde wieder eingekauft für die ganze Familie und besonders für die Kinder. Wenn dann die Kinder wieder nach Herzenslust essen konnten und wenn es ihnen wieder so schmeckte, wie euch Schleckermäulern am Sonntag die süße Speise schmeckt, dann wurden die blassen, schmalen Gesichter wieder rotbackig und rund. Manche Mutter mag wohl gesagt haben: Daß der Vater nun wieder Arbeit hat und es uns gut geht, dafür hat unser Führer gesorgt, das danken wir Adolf Hitler.

Noch etwas anderes, besonders Schönes hatte sich Adolf Hitler ausgedacht, damit alle fleißigen Deutschen wieder Arbeit hätten. Seht einmal, es arbeiteten sehr viele junge Mädchen in den Fabriken, Büros und Geschäften. In den langen Jahren der schlimmen Not hatten auch sie anfangen müssen zu verdienen. Unser Führer aber wußte etwas Besseres für sie. Habt ihr keine Lust, so wurden sie gefragt, euren Arbeitsplatz frei zu machen und einen Mann an eure Stelle zu lassen? Wollt ihr nicht lieber heiraten und einen Hausstand gründen? „Ach ja", rief die kleine Gertrud, „und eine Mutter werden und recht viele Kinder haben, so wie ich gern möchte!" Eben das war es. Die vielen jungen

Mädchen sagten: Gern, sehr gern möchten wir das – aber woher sollen wir das Geld nehmen, um unseren Hausstand einzurichten? Wir haben ja alle kaum ein paar Mark! Nein, wir müssen weiter in der Fabrik oder im Geschäft bleiben, müssen Geld verdienen und sparen, bis wir soweit sind. Da aber kam Adolf Hitler wie ein gütiger Vater und sagte: Wir leihen euch das Geld, das ihr braucht. Ihr könnt es uns langsam zurückzahlen. Wenn ihr bald Kinder bekommt, braucht ihr nicht einmal alles zurückzugeben! –

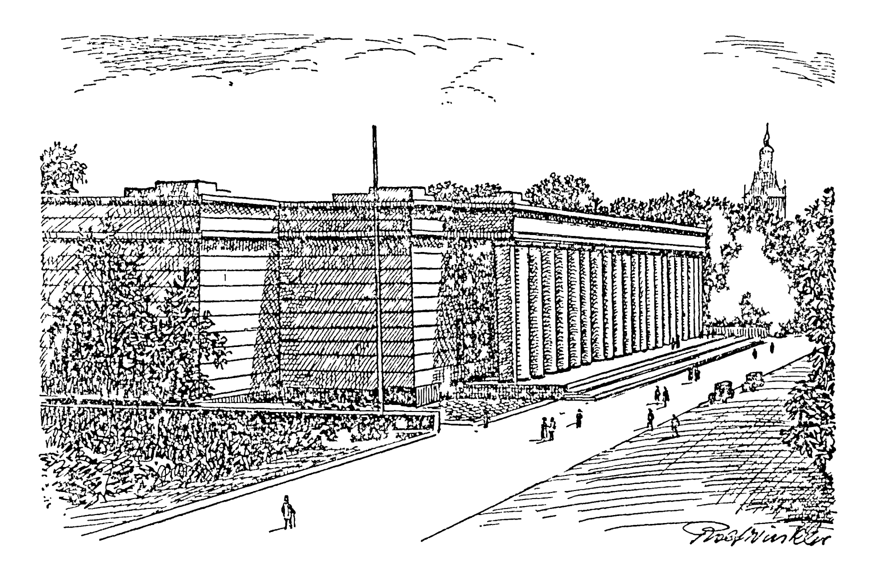
Da horchten die jungen Mädchen auf. Sie wollten ja alle gern Hochzeit machen, das könnt ihr glauben. In der Fabrik tuschelten sie miteinander: Willst du noch länger Schräubchen zusammenschrauben oder Schachteln einpacken? Willst du noch länger am Webstuhl stehen? Was sagt denn dein Hans? Und dein Friedrich? Nein, wir sagen der Fabrik Lebewohl, wir wollen heiraten, kochen und den Haushalt führen und Kinder haben. Und die jungen Mädchen bei den Schreibmaschinen in den Büros redeten nicht anders. Wenn die Arbeitszeit vorüber war, dann gingen sie Arm in Arm mit ihrem zukünftigen Mann durch die Straßen. Sie sahen sich die Schaufenster an und begannen allmählich einzukaufen. Und was braucht man nicht alles, wenn man einen Hausstand einrichten will! Seht euch nur einmal um. Alles, was wir hier haben, das haben Vater und Mutter kaufen müssen. Wohl manches Jahr haben wir dafür gearbeitet und gespart. Die Kinder blickten erstaunt um sich: „Den Tisch, und den Schrank und die Betten und das Geschirr? Und die Bilder und alles andere?" Natürlich! Manches hat mir eure gute Großmutter gegeben, aber sie hat ja auch in der schweren Zeit nach dem Krieg all ihr Erspartes verloren und konnte nicht so geben, wie sie gern wollte. Heute wie von jeher muß ein junges Paar, das heiraten will, gar vieles kaufen. Und da hatten denn nun wieder die Kaufleute zu tun, die all das in ihren Läden verkauften. Sie schrieben an die Fabriken: Schickt uns mehr Möbel, mehr Wäsche, mehr Geschirr! All die jungen Leute wollen auf einmal heiraten!

Seht ihr, und nun wiederholte sich dasselbe wie anfangs bei den Autos. Diese Fabriken brauchten alle mehr Arbeiter als vorher, denn die wenigen von früher konnten bei weitem nicht alles schaffen. So ver-

dienten wieder viele Männer Geld, die vorher arbeitslos gewesen waren und deren Frauen konnten wieder einkaufen. Und so gingen die Arbeit und damit auch das Geld fröhlich reihum in Deutschland und die Not hatte ein Ende! Die Menschen waren nicht mehr verzagt und hoffnungslos, denn sie sahen ja, daß es wieder aufwärts ging. – Die größte Freude aber hatte unser Führer an einem: Es dauerte nämlich gar nicht lange, da stand in jedem neuen Hausstand ein kleines Kinderbettchen und darin lag ein kleines Kind! Und Kinder hat Adolf Hitler nun eben am allerliebsten.

„Mutter", sagte Gertrud, „du hast uns doch von den Wielands erzählt, die aus ihrer Wohnung heraus mußten und dann nur in einer Bretterhütte wohnen konnten. Was ist denn aus denen geworden?" Nun, dieser Mann bekam natürlich auch Arbeit. Weil er Kinder hatte und es ihm besonders schlecht ging, war er mit unter den ersten, die wieder arbeiten durften. Er sah sich zuallererst nach einer Wohnung um, das könnt ihr euch denken. Denn in der Bretterbude sollten seine Frau und seine Kinder nicht mehr länger hausen. Nun gab es ja aber viele Leute, die solch eine elende Unterkunft hatten und sie alle wollten wieder eine ordentliche Wohnung haben, sobald sie verdienten. Deshalb mußte man anfangen, Häuser zu bauen, denn so viele Wohnungen gab es zunächst gar nicht. Und da hieß es nun wieder auf dem Arbeitsamt: Wo sind die Maurer? Die Tischler und Zimmerleute? Wo die Maler, die sich aufs Anstreichen verstehen? Wo sind Arbeiter für die Ziegelei und für die Zementfabrik? Hier werden Häuser gebaut und dazu brauchen wir euch alle! Und wieder bekamen neue Arbeiter Arbeit und Verdienst. „Und die haben dann wieder Sachen für ihre Kinder eingekauft, nicht wahr, Mutter?" sagte Gertrud. „Und auch mal ein Spielzeug und ein Schokolädchen, ja?" fragte Fritz, der Genießer.

Adolf Hitler hatte seine ganz besondere Freude daran, wenn irgendwo gebaut wurde. „Warum, Mutter?" fragte Fritz. „Warum?" rief Hermann, „das ist doch schön, wenn die Maurer den Mörtel anrühren, wenn sie einander die Ziegelsteine reichen und wenn dann – klatsch! – der Mörtel an die Ziegel fliegt!" Unser Führer hat aber noch aus einem andern Grund Freude daran, sagte lächelnd die Mutter. Er hegte schon



immer eine große Vorliebe für schöne Bauwerke. Von Kindheit an wollte er ja ein großer Baumeister werden, wollte sich wunderschöne Gebäude ausdenken, sie aufzeichnen und dann bauen lassen. Als er so jung seine lieben Eltern verlor und nach Wien ging, um sich sein Brot selbst zu verdienen, hat er als einfacher Arbeiter auf einem Bau gearbeitet. Jetzt aber war er unser Führer und Reichskanzler geworden, jetzt konnte er all das bauen lassen, was er sich ausgedacht hatte. In München fing er damit an. Ihr wißt ja, daß er diese Stadt an der grünen Isar besonders liebte. Dort leben viele Maler, die schöne Bilder malen, und mancher Bildhauer, der sich ein schönes Standbild oder ein Denkmal ausdenkt. Er meißelt es dann aus Stein heraus oder läßt es in Erz gießen. Adolf Hitler nimmt großen Anteil an all den schönen Bildern und Denkmälern, die die Künstler schaffen. Er wollte, daß die Künstler ein schönes Haus bekämen, darin sie all ihre Werke ausstellen konnten. Die andern Menschen können dann hingehen, können sie ansehen und sich an soviel Schönem freuen. Deshalb ließ Adolf Hitler in München das Haus der Deutschen Kunst bauen. Von einem großen Baumeister,

der leider viel zu früh gestorben ist, ließ er dort ein schönes und edles Gebäude schaffen. Jahraus, jahrein kommen viele Menschen nach München, um sich dieses Haus anzusehen und sich zu erbauen an den wunderschönen Kunstwerken, die darin zu sehen sind. – So baut und plant Adolf Hitler noch vieles andere: In Hamburg eine riesengroße Brücke über die Elbe, in Berlin ein herrliches Sportstadion für Tausende von Menschen und einen wunderschönen Neubau der Reichskanzlei. Von den herrlichen, riesigen Bauten in Nürnberg erzähle ich euch eigens ein andermal.

Was hieß dies anders als Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit? Da schafften die Arbeiter mit ihren Händen und die Baumeister und Ingenieure, die an solch großen Bauten alles ausrechnen müssen, auf den Zentimeter, ob wohl jede Mauer halten wird und auch alles stimmt. Bald sah man keinen arbeitslosen, müßigen Mann mehr, und keiner lungerte auf Straßen und Plätzen herum! Nein, heute ist es so, daß jeder tüchtige Mensch, einerlei ob Mann oder Frau, gleich Arbeit bekommt und daß es auf dem Arbeitsamt nur immer heißt: Sind denn keine Arbeiter mehr da? Wir würden noch dringend welche brauchen! Seht, so weit hat es Adolf Hitler gebracht.

Die gar gescheiten Leute aber, die am Anfang so bedenklich den Kopf geschüttelt hatten mit Wenn und Aber und die gesagt hatten: Das wird doch nicht gehen! – die kamen auch jetzt aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Sie sagten voll Staunen: Ein Wunder! In Deutschland ist ein Wunder geschehen. – Aber da könnt ihr sehen, was dabei herauskommt, wenn man einmal allen Zank und Streit sein läßt, einfach folgt und frisch zupackt, wo es einem geheißen wird. Damit wir alle dies nicht mehr vergessen und jeder sich wenigstens einmal im Jahr darauf besinnt, welch ein Segen die ehrliche Arbeit ist, hat Adolf Hitler bestimmt: Einmal im Jahr wollen wir alle, die wir fleißige Arbeiter in Deutschland sind, ein großes Fest feiern. Es soll das Fest der Arbeit heißen. Wir feiern es am 1. Mai. Dann ist's Frühling, dann werden die Bäume wieder grün, und da ist gut Feste feiern.

„Hat es das früher nicht gegeben, Mutter?" wollte der große Hermann wissen. Schon in alten Zeiten wurde in Deutschland der Anfang

des Frühlings gefeiert. Jeder freute sich, daß der harte, böse Winter vorüber war. Früher bekam man ja den Winter anders zu spüren als heute. Damals gab es noch kein Gas und kein elektrisches Licht, keine so guten Öfen oder etwa gar eine Zentralheizung. In manchen Gegenden ist es zum Beispiel Sitte, mitten im Dorf einen großen Maibaum aufzurichten. Er wird mit Fahnen und Bändern geziert und mit den Zeichen der Handwerker. Abends tanzen die jungen Leute aus dem Dorf um den Maibaum herum. – Anderwärts wieder zündet man große Maifeuer auf den Bergen an. Kurzum, überall in Deutschland gibt es festliche alte Bräuche, mit denen der Mai oder Frühlingsanfang gefeiert wurden. In den Jahren vor und nach dem großen Krieg war aus den Maifeiern etwas ganz anderes geworden. Ihr wißt ja, wie wir Deutschen damals uneinig miteinander stritten. Jeder wollte etwas Besseres sein als der andere und jeder war dem andern neidisch. Zu jener Zeit zogen die Arbeiter aus den Fabriken und von den Baustellen am 1. Mai mit roten Fahnen durch die Straßen und wollten den andern Leuten beweisen, daß sie am mächtigsten waren und daß die andern Grund hätten, sich vor ihnen zu fürchten. Dabei ging es oft bös zu und nicht selten wurde sogar geschossen. Manch ein Arbeiter, der nach diesem Tag an seinen Arbeitsplatz zurückgehen wollte, wurde fortgeschickt und entlassen. Der Mann, dem die Fabrik gehörte, sagte finster: Mit dem will ich nichts zu tun haben!

Wie anders hat Adolf Hitler uns gelehrt, den 1. Mai zu feiern! In Städten und Dörfern strömen auf den großen Plätzen alle die Millionen von Menschen zusammen, die das ganze Jahr über fleißig arbeiten – alle die, denen der Führer wieder zu Arbeit und Brot verholfen hat. Die Straßen sind geschmückt mit unzähligen Fahnen, grünen Zweigen und Girlanden. Aus jeder Gegend Deutschlands dürfen ein paar besonders tüchtige Leute im Flugzeug nach Berlin fliegen und beim Führer zu Gast sein. Viele von ihnen kommen in ihren Trachten – die Bergleute in schmucker Bergwerkstracht, die Handwerker in Anzügen, an denen man sehen kann, welches Handwerk sie erlernt haben. „Mutter, da möchte ich mitfliegen und auch bei Adolf Hitler zu Gast sein!“ rief Fritz begeistert. Das glauben wir dir wohl! Dann muß aber aus

unserm Schlingel und Schleckermaul, aus unserm Bummelfritz und Traumhansel erst ein tüchtiger Kerl werden, der was Richtiges gelernt hat.

„Und was tun die vielen Menschen auf den Plätzen?“ wollten die Kinder wissen. An jedem 1. Mai, der so nach seinem Sinn gefeiert wird, spricht Adolf Hitler zu uns allen. Wer nicht im großen Zuge mitmarschiert, kann seine Rede durch den Rundfunk hören. Immer wieder schärft er uns ein, daß wir ja nicht miteinander streiten und uneinig sein dürfen. Wir alle, die wir in Deutschland arbeiten, müssen uns einmal im Jahr die Hände reichen. Der Bauer hinterm Pflug muß seine Hand dem Arbeiter aus der Fabrik geben. Der Bergmann aus Zechen und Gruben gibt die seine dem Arzt oder dem Ingenieur. Keiner ist besser als der andere. Keine Arbeit ist besser als die andere, wenn nur jede richtig getan wird, – so lehrt uns der Führer. Damit aber niemand mehr die einfache und schwere Arbeit mit Fäusten und Armen verachten kann, muß jeder junge Mann in Deutschland einmal eine Zeitlang solche Arbeit tun. Der Führer will, daß alle jungen Leute einander kennen lernen, draußen in Lagern, beim Graben in Feld und Wald, mit der Schaufel, dem Spaten oder der Spitzhacke in der Hand. Dann ist es einerlei, ob dort der Sohn eines Bauern steht oder der eines Kaufmanns, der Sohn von einem Fabrikarbeiter oder von einem Lehrer. Sie tragen alle den braunen Rock vom deutschen Arbeitsdienst und lernen, daß wir alle zusammengehören. Sie sehen täglich, was erreicht werden kann, wenn richtig zusammengearbeitet wird. Aus sumpfigen Mooren werden trockene Äcker; durch unwegsame Berge ziehen sich bequeme Wege; wilde Bäche, die die Felder zerstören wollen, werden in ein ungefährliches Bett geleitet, ja, dem Meer selbst gewinnen die Jungen vom Arbeitsdienst Land ab. „Und die Mädchen, Mutter?“ fragte Gertrud, „tun die nichts?“ O ja, die gehen auch zum Arbeitsdienst. Sie helfen den Bäuerinnen auf dem Feld oder sorgen mit für die kleinen Bauernkinder. Auch sie fassen mit an, wo sie eben gebraucht werden.

Von all dem spricht Adolf Hitler zu den deutschen Arbeitern so wunderbar, wie eben nur er es kann. Und wenn die Menschen von den

Straßen und Plätzen wieder wegmarschieren, dann fühlen sie sich stärker als vorher und wissen um ein Stück besser, wofür sie schaffen und werken. Und dann schließt jeder 1. Mai mit fröhlichem Spiel und Tanz, mit Feuerwerk und Fackelzügen.



# Adolf Hitler lindert die Not in Deutschland

„Erzähl uns weiter von Adolf Hitler und allem, was er getan hat, Mutter!“ So kamen die Kinder gegen Abend in der Dämmerung wieder an. „Nicht wahr, jetzt hatten alle Leute wieder Arbeit, alle Väter verdienten Geld und allen ging es wieder gut?“ fragte Fritz. So schnell, wie du denkst, ging das nicht, lieber Junge. Denn man kann nicht für Millionen von arbeitslosen Menschen – und es waren damals an sieben Millionen in Deutschland! – von heute auf morgen Arbeit finden. Und auch denen, die durch Adolf Hitler wieder Arbeit und Brot gefunden hatten, ging es nicht gleich so gut, daß sie aus aller Not heraus waren. „Warum nicht?“ fragte Gertrud. „Der Vater brachte doch Samstag Geld heim, du hast es ja gesagt.“ Ja, das schon. Aber sieh einmal, solch eine Mutter wußte ja gar nicht, was sie zuerst kaufen sollte, so vieles fehlte ihr nach den langen Jahren, in denen kein Geld im Haus gewesen war. Denk einmal an die armen Wielands, die ihren Hausrat dem Juden hatten verkaufen müssen und die dann in einer Bretterbude gewohnt hatten. Sie konnten doch unmöglich all das, was sie dringend brauchten, auf einmal kaufen.

Hier müssen wir uns alle zusammentun und helfen, lehrte uns Adolf Hitler. Wer Arbeit hat und wieder Geld verdient, der muß jetzt ein Opfer bringen und denen beistehen, die noch keine haben oder allein mit ihrer Not nicht fertig werden. „Was ist Opfer bringen, Mutter?“ wollte Fritz wissen. „Na, Fritz“, ergriff der große Hermann die Gelegenheit, sein Wissen zu zeigen, „weißt du noch, unlängst beim Schlittenfahren, dein Lebkuchen?“ „Was war denn da?“ fragte die Mutter. Denn von der Geschichte mit dem Lebkuchen hatten die Kinder bisher nichts erzählt. Fritz bekam einen roten Kopf: „Ach weißt du, Mutter, ich nahm zum Schlittenfahren einen Weihnachtslebkuchen mit von denen, die ich am liebsten mag. Es sind die aus dem Teig, daraus wir immer die Figuren ausstechen dürfen, die Vögelchen oder Kätzchen, das Herz und das große Blatt. Wie ich hineinbeißen wollte, stand neben mir

ein kleiner Junge, der hatte keinen Mantel an. Seine Hose war ihm schon zu klein und eine Mütze hatte er auch nicht. Er sah so hungrig auf meinen Lebkuchen. Da habe ich ihm den Kuchen schnell zugesteckt." „Und dann bist du weggelaufen", sagte Hermann. Fritz war in großer Verlegenheit, denn er hatte ja daheim gar nichts davon sagen wollen. Ach, dieser Hermann, es war doch schlimm mit solch einem großen Bruder! Aber wie immer, so half auch hier die Mutter: „War es denn sehr schwer, den Lebkuchen herzugeben, Fritz?" so fragte sie. „Ja – nein – ach, eigentlich nicht sehr schwer", sagte dieser. „Ich hatte ja wohl auch Hunger, mein Magen knurrte und gerade diese Lebkuchen mag ich besonders gern. Aber dann dachte ich, daß der kleine Junge vielleicht doch mehr Hunger hat als ich. Wer weiß, ob er daheim so gute Lebkuchen bekam? Da sollte er ihn lieber haben!" Siehst du, Fritz, das war ein Opfer, das du da gebracht hast! Du hast etwas weggegeben, was du gut hättest selbst brauchen können und was du selbst gern essen wolltest. Aber – komm her, dafür bekommst du einen Kuß von mir! – gerade so will es Adolf Hitler haben! Auch wir Großen sollen Opfer bringen und das tun wir auch. Jeder Vater und jede Mutter bringen Opfer für ihre Kinder. Ein guter Bruder und eine gute Schwester bringen ihren Geschwistern Opfer. Das hatten sich nun die Kinder noch gar nicht klar gemacht und wollten Näheres darüber hören, wann und wo Vater und Mutter denn eigentlich ihre Opfer brachten?

Die Mutter erklärte ihnen also weiter: Als ich unlängst mit Gertrud einkaufen ging (ihr Jungen wart nicht dabei) hat sie mich etwas Merkwürdiges gefragt. Denkt mal, sie wollte plötzlich wissen, warum ich mir nicht auch die Lippen so rot anmale wie die Damen in der Stadt, warum ich nicht die Haare in feine Locken wickle und zierliche Schuhe mit hohen Absätzen trage, die immer auf dem Pflaster klipp-klapp machen. „Aber Mutter", sagte Hermann, „so ein Firlefanz! Das würde doch gar nicht zu dir passen!" und er blickte ganz grimmig drein bei dem Gedanken, die Mutter so zu sehen. Aber Gertrud war anderer Ansicht, sagte die Mutter lächelnd. Ich erklärte ihr schließlich: Erstens gefällt mir dieser ganze Kram nicht und dann kostet das alles viel Geld. Das würde ich nie für mich allein ausgeben wollen, auch für andere Dinge nicht. Lieber kaufe

ich euch neue Schuhe oder ich backe euch einen guten Kuchen. Noch lieber aber wollen wir zusehen, daß uns im Sommer das Geld zu einer kleinen Reise aufs Land reicht. Seht ihr, das sind so kleine Opfer, die



ich euch bringe. Aber das fällt mir niemals schwer und ich denke eigentlich gar nicht darüber nach. „Und der Vater, bringt der auch Opfer?" wollten die Kinder wissen. Freilich! Wie manches Mal holt er sein Zigarrenkistchen und trägt es wieder weg ohne eine Zigarre herauszunehmen, weil ihm einfällt, was einer der Jungen sich gerade wieder wünscht. Denkt, was er sich alles leisten und was er alles unternehmen könnte,

wenn er euch kleine Gesellschaft nicht hätte! Aber doch seid ihr unsere größte Freude und wir möchten keinen von euch hergeben.

Wie wir es nun hier untereinander im Hause machen, so soll es im deutschen Volk einer für den andern tun, will Adolf Hitler. Im großen Winterhilfswerk bringt das ganze deutsche Volk, das durch den Führer Arbeit und Brot hat, seine Gaben und Opfer für diejenigen unter uns, die es noch nötig haben. Der Vater gibt etwas von dem Geld her, das er verdient. Wenn die Hitlerjungen kommen und die Pfundspende einsammeln, dann geben wir ein oder zwei Pfund von dem, was wir eingekauft haben. „Ja", rief Gertrud, „jedesmal etwas anderes! Einmal Mehl und dann mal Zucker oder Fett und zu Weihnachten gab Mutter sogar Honig zur Pfundspende." Und am Eintopfsonntag? fragte die Mutter. „Ach ja", riefen die Kinder, „da gibst du immer das Geld her, das wir sparen, weil wir nur ein Essen haben." Die Eintopfsonntage hatten ihnen immer großen Eindruck gemacht. Es handelt sich aber nicht nur ums Geld, liebe Kinder, sagte die Mutter. Gewiß, Geld braucht man zum Leben und man muß damit haushalten. Das wichtigste ist es darum aber noch lange nicht. Könnt ihr euch noch erinnern an den ersten Eintopfsonntag in diesem Winter? Fritz wollte gern ein bißchen maulen, weil es keinen Pudding gab. Hermann fragte recht unfreundlich, warum es keine Pfannkuchensuppe gäbe. Gertrud guckte in die Schüssel und sagte enttäuscht: „Nur das eine einzige Essen? Heut am Sonntag? Ja warum denn?" Die Kinder waren noch nachträglich beschämt, aber sie wußten es heute schon besser. „Ach ja, und dann hat der Vater so schön erzählt. Er sagte, daß jetzt in jedem Haus in ganz Deutschland die Leute bei Tisch sitzen und überall nur eine Schüssel dasteht mit einem einfachen Essen. Die Bauern sitzen so in ihren Bauernhäusern, genau wie wir hier in der Stadt. Die reichen Leute in den schönen, großen Häusern essen heute genau so ein einfaches Essen wie wir, die wir nicht soviel haben, und wie andere, die wieder viel weniger haben als wir. Unser Bürgermeister, der in der Stadt zu befehlen hat, ißt sein Eintopfessen genau wie der Straßenkehrer, der jeden Morgen die Straße fegt. Und unser Führer selbst ißt auch nichts anderes. Ja, es kann gut sein, daß er sich sein Eintopfessen mit Hermann Göring und Doktor Goebbels besonders gut schmecken läßt!"

„Ißt dann sogar Adolf Hitler keinen Pudding und keine Pfannkuchensuppe?" das wollte Fritz jetzt aber ganz genau wissen! Nein, sicher nicht. Dann kannst du Schleckermäulchen wohl auch zufrieden sein – weißt du noch, so sagte der Vater. Überhaupt können wir uns ein Beispiel daran nehmen, wie bescheiden und einfach Adolf Hitler seine Mahlzeiten hält. Er selbst erzählt einmal, wie er oft in den langen, schweren Jahren des Kampfes an manchem Tag nur ein Stückchen Brot gegessen hat. Von seinen SA-Männern sprach er einmal, wie oft sie mit hungrigen Mägen im Lastwagen zu den Versammlungen über Land fuhren. In Schnee und Regen standen sie Wache, damit er und seine Freunde ungestört reden konnten. Wie oft hatten auch sie dabei nur ein schmales Stückchen Brot in ihrem Beutel! Und deshalb, sagt der Führer, kann jeder von uns einmal im Monat mit seinem Eintopfessen wohl zufrieden sein. „Glaub nur, Mutter, wir sind es auch!" beteuerten die Kinder aufrichtigen Herzens. „Ich mag am liebsten das schlesische Himmelreich" meldete sich Fritz, denn das war süß und Äpfel waren darin. „Und ich den Fischeintopf!" rief Hermann. „Und der Vater den Gaisburger Marsch, denn da sind Spätzle drin und die mag er besonders gern", gab Gertrud noch ihre Meinung dazu.

Wißt ihr aber, was an den Eintopfsonntagen am schönsten ist? erzählte die Mutter weiter. In den Städten werden große Tische aufgestellt für alle armen Menschen, die kein eigenes Heim haben und keine Mutter, die für sie kocht. Da kommen die Soldaten mit ihren Feldküchen oder die Frauen aus der Frauenschaft und kochen ihnen ein gutes Eintopfessen. Die SA-Kapelle oder die Musik vom Arbeitsdienst macht ihnen ein fröhliches Tischkonzert und andere Leute setzen sich noch zu ihnen. So sind sie gerade am Eintopfsonntag nicht allein, sondern wissen: Unser Volk ist eigentlich auch nichts anderes als eine große Familie.

„Die Sammlungen auf den Straßen gehören auch zum Winterhilfswerk", meldete sich Hermann, der schon hatte mitsammeln helfen. An diesen Sammlungen nahmen alle Kinder großen Anteil. Fritz hamsterte die verschiedenen Abzeichen, die es dabei gab und hütete seine Schätze ängstlich. „Hol einmal die Abzeichen her, Fritz!" so hieß es jetzt. Da die Mutter dabei war, fühlte er sich sicher und brachte sie herbei. Mutter

und Kinder beugten sich über die nette Holzschachtel, in der die Abzeichen fein säuberlich in kleine Stoffstücken eingewickelt waren. „Da die eiserne Rose, die gab es voriges Jahr!" rief Gertrud. Ja, ich erinnere mich, sagte die Mutter. Diese eisernen Rosen sind in großen Eisengießereien gemacht worden, im Harz und in Oberschlesien. Viele Arbeiter hatten dadurch monatelang Arbeit und Verdienst. „Und hier die Porzellanpüppchen, die hat Onkel Theo mir einmal mitgebracht!" kramte



Fritz weiter. Da waren sie in ihren schmucken Trachten – eine Berchtesgadener Bäuerin, eine Badenerin, das Mädchen aus dem Rheinland, das aus dem Schwarzwald und der friesische Bauer neben den anderen. Die sind in den großen Porzellanfabriken in der Bayerischen Ostmark gemacht worden, in Thüringen, Schlesien und Mitteldeutschland. Die Jüngeren hätten gern gefragt, wo denn alle diese Gegenden waren, aber sie waren zu vertieft in Fritzens geheimnisvolle, sonst so sorgsam gehütete Schachtel. „Und hier die Märchenfiguren! Und die gestickten Soldatenbildchen von Soldaten aus alten Zeiten! Schau, die Landsknechte mit Hellebarde und Spieß, so wie es ganz früher war! Und di

Soldaten vom alten Fritz, wie stramm und gerade. Und die feldgrauen Männer aus dem letzten großen Krieg!" Noch vielerlei kam zutage: die wunderhübschen, geschnitzten Blumen, die lustigen Kinderfiguren, deren jede einen Monat anzeigte, und nochmals gestickte Abzeichen mit Volkstrachten aus der Ostmark – jedes Zeichen ein kleines Kunstwerk, jedes mit einer sinnigen Bedeutung. Zu jedem wußte die Mutter oder der große Hermann etwas zu erzählen. „Bis ich größer bin, darf ich auch sammeln gehen, nicht wahr, Mutter?" fragte Fritz. Freilich, es sammeln ja die kleinen und die großen Männer im ganzen Land. „Und die Mädel auch!" warf Gertrud ein.

Und denkt nur einmal an: Einmal in jedem Winter sammeln auch die ältesten und besten Freunde von Adolf Hitler in den Straßen. So wie dann unser Bürgermeister oder Kreisleiter hier am Marktplatz mit den Sammelbüchsen stehen, so sammeln in Berlin unser Hermann Göring, Doktor Goebbels und mit ihnen all die Männer, die wichtige und große Ämter innehaben. Sie helfen Adolf Hitler das ganze Jahr über, das Land zu regieren und haben den Kopf voll großer und wichtiger Geschäfte. An diesem Tag aber stellen sie sich auf die Straßen, mitten unter uns alle. Da gibt es denn ein großes Gedränge, denn jeder will ihnen Geld in ihre Büchsen werfen! Hermann Göring muß immer eine große Truhe mit herumtragen lassen, so sehr reißen sich die Berliner darum, ihren Groschen gerade in seine Büchse zu tun. Und fröhlich geht es dabei zu!

„Wo kommt das ganze Geld aus den Büchsen hin, Mutter?" fragte Fritz träumerisch, der immer eine ganze Menge Wünsche hatte, die sich mit einem 10-Pfennig-Stück hätten befriedigen lassen. Aber die Mutter ist so streng darauf aus, daß kein Geld unnötig ausgegeben wird, und schon mancher Groschen ist vor seiner Nase in die Büchse des WHW verschwunden! Damit wird eben allen Menschen in Deutschland geholfen, die es nötig haben, erzählte die Mutter weiter. Denn für viele ist der Winter eine harte, schwere Zeit. Im Winter ist es kalt, da braucht man Kohlen zum Heizen und die kosten Geld. Man braucht warme Kleider, Schuhe und Strümpfe – denkt nur einmal nach, was ihr im Winter alles anziehen müßt, wenn ihr ins Freie wollt. Im Sommer

tut's oft nur ein Hemd und eine kurze Hose für euch Jungen und für Gertrud ein Kleidchen. Strümpfe und Schuhe braucht ihr dann gar nicht. Auch mit dem Essen ist es einfacher, denn im Sommer gibt es frischen Salat, Rettich, Radieschen, Tomaten und Obst und ihr wißt, daß die Mutter abends nur selten zu kochen braucht. Der Winter aber ist ein böser Gast für alle armen Menschen. Deshalb geben wir ja alle zum Winterhilfswerk.

Tag und Nacht rollen dann große Züge mit Kohle durch Deutschland. Sie kommen aus Oberschlesien oder aus dem Ruhrgebiet. Tief unten in der Erde haben die Bergleute in schwerer Arbeit die Kohle aus der Erde gegraben, und nun fährt sie in jede Stadt, in jedes kleine Dorf hin zu allen armen Menschen, die in einer kalten Stube sitzen. Nicht nur die Kohle, sondern auch die Kartoffeln reisen so durch Deutschland und die sind auch sehr wichtig. „Ja, ich weiß", sagte Gertrud, „wenn im Herbst unser Kartoffelbauer die Säcke mit den Kartoffeln in den Keller trägt, dann sagst du: Jetzt ist die Hauptsache im Hause!" Wißt ihr, unsere guten Bauern geben die Kartoffeln für die armen Leute umsonst her. Sie werden überall auf den Dörfern gesammelt und jeder Bauer gibt so viel, wie er eben entbehren kann. Auch sie rollen in riesigen Zügen in die Städte. Beim Ein- und Ausladen helfen die Arbeiter mit und verlangen keinen Lohn für ihre Arbeit. In den großen Städten kommen sie in riesige Lagerhäuser – das größte davon steht in Hamburg – und von dort werden sie verteilt. – Die Bauern geben aber nicht nur Kartoffeln, sie geben auch Brot. So eine Bauersfrau schickt nicht einfach ein Kind zum Bäcker, wenn sie Brot braucht! Nein, sie setzt ihren Stolz darein, selbst gutes Brot zu backen. In einem Backtrog wird der Teig angesetzt und dann geknetet. Am Ende des Dorfes oder im Haus selbst steht ein Backofen, in dem wird es gebacken. Bauernbrot schmeckt köstlich, viel besser als unseres in der Stadt. Und die braven Bäuerinnen geben von ihrem guten Brot zum Winterhilfswerk.

Auch Fische werden im Winterhilfswerk verteilt. Jeder ißt sie gern! Ihr mögt die geräucherten Bücklinge, Vater liebt seinen Fisch gut gebraten. Die tüchtigen Fischer droben am Meer tun sich zusammen und sagen: Geld können wir ja nicht viel geben, denn das Geld ist rar bei

uns – aber Fische fangen können wir fürs Winterhilfswerk. „Sitzen sie dann mit einer Angel am Meer wie bei uns die Männer am Fluß, Mutter?“ fragten die Kinder. O nein, das Fischen im Meer ist eine ganz andere Arbeit. Da fahren ein paar Männer auf einem kleinen Dampfer oder einem Segelboot weit in die See hinaus, so weit, bis man schon längst vom Lande nichts mehr sieht und nur noch Wasser und Himmel um sich hat. Die Fischer haben keine so großen und prachtvollen Schiffe, wie ihr sie manchmal auf Bildern seht. Sie müssen vorlieb nehmen mit einfachem Essen und mit einem harten Bett. Ihre Kleider sind aus Öltuch und Gummi, damit sie nicht gar so naß werden. Denn die See schaukelt solch ein kleines Schiff oft wild hin und her und die Männer müssen allen Mut und alle Kraft zusammennehmen, um dann noch ihre Arbeit zu tun. Sie werfen große Netze in die See, in denen sich die Fische fangen. Oft sind ihrer darin so viele, daß alle Männer an Bord ihre ganze Kraft zusammennehmen müssen, um das Netz herauszuziehen. Die Fische müssen gleich gesäubert und aufs Eis gelegt werden, damit sie schön frisch bleiben. Nach Tagen von anstrengender Fahrt und schwerer Arbeit kommt solch ein kleiner Fischdampfer von weit draußen an der See dann endlich in den Hafen zurück. Dort warten schon die Leute vom Winterhilfswerk. Sie schicken die Fische mit der Bahn in alle Städte und Dörfer, wo es hungrige Mägen gibt. Und so bekommt bei uns in Deutschland jeder seinen guten Fisch. „Das ist aber praktisch, Mutter“, rief die kleine Gertrud. „Was macht das Winterhilfswerk noch alles?“ Wir in Deutschland helfen unseren armen Volksgenossen nicht nur im Winter, sondern das ganze Jahr hindurch. Davon will ich euch eine Geschichte erzählen.

In einem kleinen Häuschen droben im Thüringer Wald war einmal die Mutter krank geworden. „Wo ist der Thüringer Wald und wie sieht's da aus?“ So machten sich Mutters Fragezeichen, wie sie die Kinder immer nannte, gleich bemerkbar. Mitten im Herzen von Deutschland liegt der Thüringer Wald. Als ich euch von König Heinrich erzählte, habt ihr schon von ihm gehört – wißt ihr noch? Über Berge und Hügel ziehen sich große Wälder hin. Schöne Wege führen hindurch, Quellen und Brunnen rauschen darin – kurz, es ist ein rechter deutscher Wald wie

im Märchen. In diesen Wäldern liegen kleine Dörfer. Wenn man im Sommer dort fröhlich wandert, sieht man von den Bergeshöhen gar manches Dorf wunderhübsch vor sich liegen. Aber die Menschen in den Dörfern haben kein leichtes Leben. „Warum?" so hieß es gleich wieder. Sie haben nur wenige kleine Äckerlein und es wächst nicht viel mehr auf dem Waldboden dort als ein paar Kartoffeln, etwas Hafer und Gerste. Deshalb können sie sich auch keine Kühe halten wie die Bauern auf den großen Höfen weiter unten im Land, sondern sie haben höchstens eine Ziege, die ihnen ein wenig Milch gibt. Der Sommer ist kurz dort drinnen im Wald, der Winter aber lang und streng, mit viel, viel Schnee und Eis. „O fein!" rief Fritz, „da können dann die Kinder immerzu Schlitten fahren und Schneebälle werfen und es ist nicht so langweilig wie bei uns in der Stadt, wenn der Schnee immer gleich schmilzt!" Das können sie wohl, aber dazu gehören warme, feste Schuhe, nicht wahr? Eine wollene Mütze und Handschuhe, warme Hosen und Kleider – und all das haben die Kinder dort oben in den kleinen Dörfchen im Thüringer Wald nicht. „Dann muß es ihnen eben die Mutter kaufen!" lautete die einfache Antwort. Wenn sie aber kein Geld hat, wenn sie zu arm ist? Kam solch ein Kind von seinem langen Schulweg durch den verschneiten Wald müde und verfroren heim, dann hatte es oft nicht einmal genug zu essen, um seinen Hunger zu stillen! Die Leute im Thüringer Wald sind fleißig von jeher. Sie haben immer versucht, sich tapfer durchs Leben zu schlagen. In ihren kleinen Häusern machen sie die schönsten Spielsachen. Soldaten, Autos, ganze kleine Städte und Dörfer, ja auch die Märchenfiguren vom WHW kommen aus Thüringen. Die Thüringer verstehen sich aufs Glasblasen. Sie machen aus glühendem Glas wunderschöne Geräte und Figuren. Wieder andere nageln Kisten zusammen oder schnitzen allerhand Geräte aus Holz. Die Thüringer Kinder sammeln im Sommer Beeren und Pilze für uns hier in der Stadt – kurz, jeder dort oben regt sich und schafft fleißig.

In den Notzeiten nach dem Kriege aber wollte [illegible] fleißigen Leuten nichts nützen. Kamen sie hinunter in die Stä[illegible]te, [illegible] Sach[illegible]en zu verkaufen, so hieß es: Wir brauchen die Sachen nicht, die ih[illegible] da macht, sie gefallen uns nicht mehr. Und so zogen Hunger und Not in



den kleinen Dörfern im Thüringer Wald ein. „Du wolltest uns aber von der kranken Mutter erzählen!" warfen die Kinder ein. Also: In einem kleinen Häuschen von solch einem Thüringer Dorf war die Mutter krank geworden. Jahraus, jahrein hatte sie fleißig für die Ihren gesorgt von früh bis spät. Schon lange hatte der Vater keine Arbeit finden können. Da war es oft schwer, aus ein paar Kartoffeln und ein bißchen Milch oder aus ein paar Pilzen ein Essen für die sechs Kinder fertigzubekommen. Die Mutter hielt das Haus sauber, sie sorgte für die Ziege, sie nähte und strickte für die Kinder, aber eines Tages konnte sie nicht mehr. Sie war krank geworden vor lauter Hunger, Not und Sorge. Stöhnend drehte sie sich im Bette hin und her. Die Brust tat ihr weh und ein böser Husten quälte sie. Mit großen, erschrockenen Augen standen die Kinder um sie herum und konnten es gar nicht verstehen, daß die Mutter heute nicht aufstand, nicht kochte und für sie sorgte wie im-

mer. Im Stübchen war es kalt. Das Feuer im Ofen war erloschen. Und ach, das Häuschen war ja auch schon so wacklig und alt! Es wäre dringend nötig gewesen, das Dach neu zu decken mit frischen, starken Schindeln. Hinten beim Ziegenstall war schon vor Jahren der Mörtel abgefallen und die bloßen Ziegelsteine sahen hervor. Dort hätte man das Häuschen verputzen sollen, aber woher sollte man das Geld nehmen, um Schindeln und Mörtel zu beschaffen?

Der Vater saß in einer Ecke und schaute finster vor sich hin. Er wußte auch keinen Rat mehr. „Mutter, Hunger, Hunger!" rief eines der Kinder verzagt. Und ein anderes „Vater, mich friert so!" Da wachte der Vater auf aus seiner Gleichgültigkeit. Von den Nachbarn aus dem nächsten Häuschen hatte er vor einiger Zeit gehört, daß sich in der Stadt unten am Rande des Waldes manches geändert haben sollte. Die Leute aus dem Wald waren in früheren Jahren oft in die Stadt gegangen, um Hilfe zu suchen in ihrer Not. Genützt hatten diese Wege freilich niemals. Die hohen Herren im Rathaus drunten hatten wohl manches versprochen, aber niemals viel gehalten! Zuletzt hatten sie immer nur die Achseln gezuckt und da waren die Leute aus dem Walde schließlich nicht mehr in die Stadt gegangen. Sie bekamen doch nur dann und wann ein kleines Almosen von dort, das half nur für kurze Zeit. Sie wollten aber keine Almosen, nein, dazu waren sie zu stolz. Sie wollten arbeiten und sich selbst helfen. Das aber konnten die Herren in der Stadt nicht verstehen und so waren eben die Leute vom Wald mit ihrer Not allein geblieben. Jetzt aber sollte das ja alles anders sein! Der Nachbar hatte erzählt von einem Haus, über dessen Tür drei Buchstaben standen: NSV. Dort hatte er Hilfe bekommen, als er erzählte, daß drei seiner Kinder in einem armseligen Bettchen schlafen mußten und er wirklich kein Geld hatte, um neue Betten zu kaufen. Tatsächlich hatte der Nachbar dann zwei neue Betten bekommen – wunderschöne saubere Betten für seine Kinder!

Der Vater zog seine schweren Schuhe an. Der Herbststurm heulte ums Haus, die hohen Tannen ächzten und rauschten. Aber so ein Mann aus dem Walde fürchtet sich vor dem Wetter nicht und so machte sich der Vater auf den weiten Weg in die Stadt. Er strich noch vorher mit

seiner harten Hand den Kindern über die Köpfe: „Seid brav und habt noch ein wenig Geduld, ich will Hilfe holen.“ Der Mutter gab er die Hand: „Mutter, steht es sehr schlimm mit dir? Sind die Schmerzen arg? Hab auch du Geduld, bis ich abends wieder komme!“ Und dann sahen ihm die Kinder durch das kleine Fensterchen nach, wie seine hohe, hagere Gestalt im Walde verschwand.

Das wurde ein langer Tag für die Kinder! Die große Anna fand noch ein paar Kartoffeln für die Geschwister, die Ziege gab ein wenig Milch, die machte sie der kranken Mutter heiß. Mutter und Kinder warteten. Die Dämmerung senkte sich früh über den Wald. Es wurde düsterer und düsterer in der Stube. Wollte denn der Vater gar nicht kommen? Endlich, endlich hörten sie die Zweige knacken und vernahmen seinen Schritt auf dem Weg, der zum Häuschen führte. Dann trat er in die Stube. Er war müde vom weiten Weg, das sah man ihm an. Seine Wangen waren rot vom scharfen Wind, aber seine Augen blickten so fröhlich und frei, wie schon lange nicht! Über seinen Arm trug er einen Korb, den stellte er auf den Tisch und nahm den Deckel ab. Was kam da alles zum Vorschein! Mehl und Zucker, Gries und Haferflocken und ein Stück Butter! Ein Fläschchen mit Arznei für die Mutter, ein gutes Brot und – sieh da – sogar ein paar köstliche Semmeln, wie sie die Kinder aus dem Walde schon lange nicht mehr gesehen hatten. Rasch machten die großen Jungen ein Feuer im Ofen und die Mädchen kochten einen kräftigen Haferbrei. Und hinterher gab's ein Butterbrot – das schmeckte aber. Dann fing der Vater zu erzählen an:

Als ich in die Stadt hineinkam, traute ich meinen Augen kaum. Aus all den großen Fabrikschornsteinen, aus denen die letzten Jahre über nie mehr ein Rauchwölkchen herausgekommen war, da qualmte und rauchte es wieder wie früher. Die Fabrikhöfe, die immer so grabesstill dagelegen sind, waren voll Autos und Menschen. Die Tore standen weit offen und es ging herein und heraus, daß es nur so seine Art hatte. Ich hielt einen Arbeiter an der Schürze fest und fragte: Habt ihr denn alle wieder Arbeit? Arbeit? sagte der, mehr als wir schaffen können! Willst du nicht bei uns eintreten? Uns fehlen ja noch Arbeiter. Wo kommst du denn her, daß du das nicht weißt! Da sagte ich: Ich komme von weit droben

aus dem Wald und kann nicht bei euch arbeiten, denn ich habe droben mein Häuschen und unsere kranke Mutter und die Kinder warten auf mich. Und ich wunderte mich im stillen sehr. Dann aber dachte ich an euch, hielt mich dort nicht länger auf und machte mich auf die Suche nach dem Haus mit den drei Buchstaben NSV. Schließlich fand ich es und ging hinein.

Dort habe ich in einer hellen Stube ein wenig warten müssen. „Was war in der Stube, Vater?" so fragten die Kinder, genau so, wie ihr immer nach allem fragt. Ein großes Bild von Adolf Hitler und Blumen am Fenster. Es dauerte nicht lange, dann holte mich eine freundliche Frau in einer blauen Schwesterntracht. Der erzählte ich, daß unsere Mutter krank ist und wie ihr hungrig seid und daß in unser Häuschen der Wind hereinbläst. Ich erzählte ihr auch, daß ich seit vielen Jahren keine Arbeit mehr finden kann und kein Geld mehr verdient habe. Die Schwester sprach ein paar Worte in ihr Telefon. Darauf holte mich ein Mann in einer braunen Uniform, dem mußte ich erzählen, was wir Männer hier im Dorf können und was wir gelernt haben. Er sagte mir, daß wir bald Arbeit bekämen, auch wir hier oben. Die Fabriken unten in der Stadt brauchen Kisten, damit sie ihre Waren verschicken können, und wir hier oben haben ja Holz im Überfluß und verstehen uns aufs Kistenbauen. „So kann beiden geholfen werden", sagte der Mann in der Uniform lachend, „den Fabriken und euch." Dann kam die freundliche Frau in der blauen Schwesterntracht wieder und gab mir diesen Korb. Hier ist etwas fürs erste, sagte sie, und morgen komme ich selbst und sehe nach. Der Weg ist weit, Schwester, sagte ich ihr, und das Wetter ist nicht gut. Sie aber lachte und meinte, das schadet nichts. Sie sei schon unterwegs gewesen in den bayerischen Bergen, wenn man nur noch auf Skiern vorwärts kam, sie sei in kleinen Booten über die Nordsee zu den Fischern auf der Hallig gefahren, um ihnen zu helfen. Die langen Wege durch die weiten Felder in Niederbayern habe sie mit dem Rad zurückgelegt und sie sagte, ihr sei nichts zuviel, wenn sie nur helfen könne! „Und jetzt bin ich neugierig, ob sie wirklich kommt!" so sagte die Mutter in ihrem Bett. – Dann wurden die Kinder müde vom guten Essen und von lauter Zuhören. Sie sagten Vater und Mutter gute Nacht, kletter-

ten die steile Stiege hinauf unters Dach und schlüpften in ihre Bettchen. Ach, wie waren die Betten so dünn und kalt! Wie pfiff der Wind herein durch das schadhafte Dach, daß sie im Bett noch froren. Aber sie schliefen doch bald ein.

Am nächsten Tag wußten die Kinder vor lauter Ungeduld schier nicht, was sie anfangen sollten. Die Mutter hatte abends noch ihre Arznei genommen, sie hatte gut schlafen können und der Husten quälte sie längst nicht mehr so arg. Zu essen hatten sie auch alle, denn den großen Korb konnten selbst viele hungrige Münder nicht auf einmal leer essen. Der Vater war zum Nachbarn gegangen, um alles zu erzählen. Dort war ja die Not nicht viel kleiner und wie würde auch der Nachbar sich freuen, wenn er wieder Arbeit bekäme! Da, gegen Mittag – die Kinder hatten sich schon fast die Augen aus dem Kopf geschaut – kam aus dem Walde eine Frau. Die blaue Schwester, von der der Vater gestern erzählt hatte, – sie war es wirklich! Noch eine zweite Frau schritt hinter ihr drein. Bald pochte es an der Tür und dann standen sie im Zimmer. Sie ließen sich von der Mutter alles erzählen und die Mutter berichtete von all dem Schweren, das hinter ihr lag. Die Schwester zog die Kinder zu sich heran, eines nach dem andern: „Du bist ja blaß und schmal – wir wollen einmal sehen, ob wir dich nicht im Sommer in ein Kinderheim an die See schicken können! Und du hast kranke Zähne, mein liebes Kind. In kurzer Zeit kommt ins Nachbardorf ein lustiger Onkel Doktor in einem Auto gefahren, da gehst du dann hinüber und läßt dir deine Zähne gesund machen. Und die Mutter, ja die Mutter! Die hat's am allernötigsten. Die holen wir einmal fort, in kurzer Zeit, und schicken sie in eines unserer Mütterheime. Dort soll sie sich ausruhen und erholen."

„Nein", riefen die Kinder, „nein! Unsere Mutter darf nicht fort! Was soll aus uns werden ohne die Mutter!" Aber die Schwester erklärte es ihnen. Wenn die Mutter so krank ist, wie jetzt, kann sie doch nicht für euch sorgen. Und wenn man sie nicht pflegt und sie gar nicht ausruhen kann, dann stirbt sie wohl gar! Da ist es besser, ihr seid einmal ein Weilchen tapfer und laßt sie fort. „Ach, Schwester", lächelte die Mutter müde, „das geht wohl doch nicht! Die Kinder haben recht, wer sollte denn für sie sorgen?" „Wir!" sagte die Schwester ver-

gnügt. „Wir haben tüchtige Frauen, von denen schicken wir Ihnen eine und die wird den Haushalt führen. Wenn Sie dann heimkommen, sind Sie gesund und finden das Häuschen blitzeblank wieder vor.“ „Und den Flickkorb leer!“ versprach die große Anna.




Dann sah sich die Schwester das ganze Haus an, sogar die Ziege im Stall besuchte sie. Sie versprach Hilfe überall, wo es nottat. Am Nachmittag trat sie den Rückweg in die Stadt wieder an. Die Kinder sahen ihr nach, bis das letzte Zipfelchen von ihrem Kopftuch im Walde verschwand. Die kleine Liese zupfte die große Anna am Rock und flüsterte:

„Weißt Anna, ich glaub gar nicht, daß die in die Stadt geht! Das ist die gute Fee aus unserm alten Märchenbuch und die bleibt im Walde!" Aber einerlei, ob Fee oder Schwester aus der Stadt, sie hielt jedenfalls ihr Wort. Ehe noch der Winter kam, durfte sich der Vater Ziegel holen, dazu Dachziegel, Kalk und Sand. Sein Nachbar half ihm, das Haus zu richten, so daß die bösen Winterstürme nicht mehr Einlaß fanden. Die Mutter reiste eines Tages weg. Dort, wo der Waldweg auf die große Straße trifft, wurde sie von einem Auto abgeholt. Mutter war noch nie Auto gefahren und den Kindern wollten die Tränen kommen, als sie so rasch verschwand. Aber die freundliche Frau, die jetzt das Hauswesen führte, war ja bei ihnen und erzählte ihnen gleich eine schöne Geschichte, da vergaßen sie ihren Schmerz. Sie gaben sich Mühe, sehr brav und lieb zu sein die ganze Zeit und die gute Nachbarfrau schaute ja auch täglich zu ihnen herein. Nach ein paar Wochen kam die Mutter zurück. „Wie siehst du denn aus!" rief der Vater, „du bist ja wieder eine junge, hübsche Frau geworden!" Da stand sie unter der Tür, schmuck und frisch. Sie wurde nicht müde zu erzählen von dem Mütterheim, in dem sie gewesen war. Wie schön war es dort, wie hell und sauber! Nichts hatte sie tun dürfen, rein gar nichts – das war ihr in ihrem Leben noch niemals widerfahren. Nur um ihren Strickstrumpf hatte sie gebettelt und den hatte sie schließlich behalten dürfen. Gutes Essen hatte es gegeben, schöne Betten, einen herrlichen Garten mit Liegestühlen und viele andere Mütter zur Gesellschaft, mit denen man von Daheim hatte reden und erzählen können.

Die Mutter hatte in dem schönen Heim viel Neues gehört und erfahren. Nicht nur, daß es überall in Stadt und Land wieder aufwärts ging, seit Adolf Hitler unser Führer ist, nicht nur, daß jeder von den Männern wieder Arbeit und Verdienst hatte – nein, die Frauen wollten offenbar auch nicht zurückstehen in dieser neuen Zeit! In den Dörfern und Städten schlossen sie sich in der Frauenschaft zusammen und halfen dem Führer bei all seiner vielen Arbeit. Sie lehrten die Frauen und Mädchen, wie man kocht und näht, wie man den Haushalt richtig führt und für die Kinder sorgt. Sie unterwiesen die jungen Frauen darin, wie die ganz kleinen Kinder gepflegt werden müssen, damit sie gesund und

groß und stark werden. Sie sorgten mit für die armen Volksgenossen, sie sammelten Geld und Sachen für sie. Sie kochten für die SA-Männer – kurz sie sprangen überall ein, wie rechte Frauen und Mütter eben tun. Meist sahen und hörten die Leute nicht viel von ihrer Arbeit, wenn sie aber einmal irgendwo fehlten, dann spürte man es sofort und gleich hieß es: Wo sind denn die Frauen von der Frauenschaft? Wir brauchen sie zum Helfen. – So erzählte die Mutter.

Dann aber machte sie einen Rundgang durchs ganze Haus und sah sich überall um. Und denkt nur, was sie alles entdeckte! Das Dach war neu gedeckt, die Mauer am Ziegenstall war gerichtet, alles sah sauber und ordentlich aus. „Und die Bettchen von den Kindern mit den dünnen alten Decken, Mutter?" fragte Gertrud. Ja, bis unters Dach hinauf ging die Mutter und sah, daß auf den Kinderbetten neue, schöne Decken lagen und ein warmes Federbettchen für jedes. Nun mußten die Kinder nicht mehr frieren! Unten in der Stube sah sie dann, daß die freundliche Frau zusammen mit Anna wahrhaftig den Flickkorb leerbekommen hatte. Das allerschönste aber war, daß der Vater wieder Arbeit hatte. Im letzten Haus im Dorf war eine Werkstatt eingerichtet, dort hämmerten und hobelten die Männer den ganzen Tag und machten Kisten für die Stadt. Aus und vorbei war die Not. Fröhlich und rotbackig schauten die Kinder drein „Was essen wir denn heute abend?" so fing die Mutter gleich zu sorgen an. „Pfannkuchen und Preißelbeeren!" sagte Anna stolz, „und ich selbst werde kochen!" „So ein feines Essen am hellen Werktag", meinte die Mutter, „geht's uns aber gut!"

Als dann abends alle um den Tisch herumsaßen und die Jüngste das Tischgebet gesprochen hatte, da fügte der Vater hinzu: „Gott erhalte auch unsern Führer Adolf Hitler gesund, der uns zu all dem verholfen hat, zu Arbeit und Brot, zu Gesundheit und Wohlergehen. Er gebe ihm weiter die Kraft und seinen Segen zu seiner Arbeit für uns alle und für unser deutsches Vaterland."



# Adolf Hitler hilft den Bauern

„Weißt du nicht noch so eine Geschichte wie von den Leuten vom Thüringer Wald, Mutter?" so kamen die Kinder vom Spiel draußen herein. „Eine Geschichte, in der am Ende alles gut wird, weil Adolf Hitler wieder einmal geholfen hat, ja?" sagte die Mutter und mußte lächeln. Laßt mich einmal nachdenken – ja, ich weiß eine! Und die Kinder zogen ihre Schemel herbei und beeilten sich, daß jedes einen guten Platz bei der Mutter bekäme.

Es war einmal ein reicher, großmächtiger Bauer, der hieß nur der Rauscherbauer in seinem Dorf und überall in der Gegend ringsum. Sein Haus und seine Felder lagen an einer besonders schönen Stelle in unserem deutschen Vaterlande. Schon taten die Fragezeichen den Mund auf: „Wo war der Hof und was war dort los?" so wollten sie gleich kreuz und quer fragen. Die Mutter sagte: Wenn ich euch etwas erzählen soll, ihr Naseweise, müßt ihr auch fein still sein und Geduld haben, denn eines kommt nach dem andern. Der Hof vom Rauscherbauer lag mitten in grünen Wiesen und Feldern, die ihm gehörten, und nah an einem blauen,

wunderschönen See im Bayerland. Der Rauscherbauer und seine Bäuerin hatten drei Buben und drei Mädel. Der älteste Junge, der Ludwig, war schon ein großer Bursch, größer als unser Hermann hier. Er ging gerade das letzte Jahr zur Schule und half tüchtig mit auf den Feldern und im Stall. Die Tiere im Stall – an denen hing sein ganzes Herz! Da standen die Kühe in einer stattlichen geraden Reihe. Blank glänzte ihnen das schwarzweiße Fell, schnurgerade sahen ihre Rücken über die Seitenwände im Stall hinweg. Sie schnaubten leise und klirrten mit den Ketten, wenn der Rauscher-Ludwig zu ihnen trat. Er half sie füttern, er arbeitete mit, um den Stall rein zu halten, und konnte sogar schon melken, daß die köstliche weiße Milch in den Milcheimer spritzte. Und das ist keine leichte Arbeit, müßt ihr wissen, ihr Stadtkinder, ihr! – An der andern Seite des Stalles standen die Pferde, sechs an der Zahl. Es waren stattliche, große Tiere und Ludwig verstand sich schon darauf, sie anzuschirren und einzuspannen, wenn sie im Frühjahr den Pflug und die Egge durch die Felder ziehen mußten oder im heißen Sommer die vollen Fuhren mit dem gelben Getreide auf den Hof bringen sollten. Kam etwa mal ein Fremder auf den Rauscher-Hof und fragte den Ludwig, was er werden wollte, dann sagte er ganz erstaunt: „Bauer halt, was denn sonst?“ Er konnte sich gar nichts anderes denken, als daß er einmal, wenn der Vater alt sein würde, den Hof übernehmen und darauf wirtschaften würde. Denn seht ihr, so war es immer gewesen auf dem Rauscher-Hof, schon seit vielen hundert Jahren. Wurde der Bauer zu alt für die schwere Bauernarbeit und sehnte er sich danach, einmal ausruhen zu können, dann erbte der älteste Sohn den Hof. Der pflügte dann wieder die Felder, so wie er es von seinem Vater gelernt hatte. Er erntete das Korn, er pflegte das Vieh und schaffte mit seiner Bäuerin den ganzen Tag. Der Hof und die Felder waren für den Bauern ein Heiligtum. Gott ließ in Sonne und Regen, in Wind und Wetter das Korn auf den Äckern wachsen – Gott selbst wollte, daß der Bauer am Hof festhielt und ihn dereinst an seinen Sohn weitergab, damit dieser wiederum ein tüchtiger deutscher Bauer sein konnte. – Wer zur Familie gehörte, hatte seine Heimat auf dem Rauscher-Hof. Er konnte dort bleiben und mitarbeiten oder er konnte sein Glück draußen in der Welt ver-

suchen. Der Rauscherbauer würde ihm dabei helfen, soviel in seinen Kräften stand. Es wohnten auch jetzt mit dem Vater und der Mutter und allen Rauscherkindern noch zwei Brüder vom Bauern auf dem Hof, das waren der Onkel Sepp und der Onkel Hans von den Rauscherkindern. „Erzähl uns weiter von den Kindern, Mutter, und was sie alles taten", so bettelten die kleinen Plagegeister.

Also gut. Der jüngere Bruder vom Ludwig hieß Matthias und wurde Hiasl gerufen. So wie der Ludwig gern im Stall und auf den Feldern war, so war Hiasl für sein Leben gern drunten am See! Er schwamm wie ein Fisch. Aus Baumrinden und Holzstücken schnitzte er sich kleine Boote und bettelte der Mutter ein Stückchen Stoff ab, damit er sich kleine Segel daraus machen konnte. Dann ließ er bei gutem Winde die Schifflein aufs Wasser hinausfahren. Ja, er hatte einen alten, morschen Kahn aus der Scheune am Hof hervorgezogen und nicht geruht, bis er ihn unten am See hatte. Darin ruderte er weit, weit hinaus. Kam dann plötzlich ein Sturm oder ein Gewitter auf, dann lief die Mutter besorgt vors Haus. Sie hielt die Hand über die Augen, sah zum See hinunter und sagte zum Bauern: „Wird ihm doch nichts zustoßen, dem Hiasl?" Der Bauer aber lachte und sagte: „Dem geschieht nichts, Mutter, auf dem Wasser nicht und nicht im Wasser! Ein nichtsnutziger Bub ist er halt, aber so müssen sie sein." Fragte den Matthias jemand, was er werden wollte, so sagte er: „Schiffe will ich bauen lernen!" Der Vater hatte ihm versprochen, ihm zum Bootbauer drüben am andern Ufer in die Lehre zu geben und ihn später auf eine Schule in die große Stadt zu schicken, damit er richtig lernen konnte, wie man Boote baut. Und wenn er einmal größer war – ja, dann würde er sein Glück versuchen und hinauffahren an das große Meer. Dort sah man kein Ufer mehr am anderen Ende, wie hier am See, nein! Die Leute dort verstanden sich ganz besonders gut aufs Bootebauen und auf Schiffe. Ja, dort wollte er hin.

Der jüngste Bruder vom Ludwig und vom Matthias war der Xaverl, der war noch recht klein. Er war ein sonderbarer, stiller Bub. Am liebsten hielt er sich in der Scheune auf. Dort wurde im Herbst und Winter auf der Tenne das Korn aus den Ähren gedroschen. Sonst aber war es ganz

still und heimlich dort. Ab und zu kam ein Knecht und holte Heu und Futter heraus für die Tiere im Stall. Dann sagte er wohl zum Xaverl: „Na, Xaverl, magst net spielen mit den andern draußen vor dem Haus?“ Aber der Xaverl schüttelte den Kopf, kroch tiefer ins Heu hinein und dachte sich lange, wunderbare Geschichten aus. Dabei war er glücklich. „Ich mein alleweil, der studiert einmal!“ sagte sein Vater von ihm.

„Aber kleine Mädel gab's auch auf dem Rauscher-Hof, ja?“ meldete sich Gertrud. „Erzähl von denen auch einmal.“ Die älteste hieß Gretel, sie war nur ein Jahr jünger als Ludwig. Tüchtig mußte sie der Mutter helfen und sie tat es auch gern. Wenn am Herd in der großen Küche gekocht wurde, dann stand sie vor den Töpfen. Über dem Herd hingen fein säuberlich geputzt die blanken Pfannen aus Kupfer und Messing. Auf den Borden an der Wand standen ganze Stöße von Tellern neben schönen, bunten Töpfen und Krügen. Die Gretel verstand sich schon darauf, eine große Schüssel voll Knödel zu machen oder einen guten Schmarrn. Ab und zu lief sie ins Zimmer nebenan. Da stand das Bettchen mit der jüngsten Schwester, der kleinen Vroni. Die war noch ein ganz kleines Kind. Gretel half sie versorgen, gab ihr reine Windeln und fütterte sie, wenn es an der Zeit war. Sie hatte außer der Vroni noch eine Schwester, das war die Zenzi. So klein die Zenzi war, sie l atte besonders geschickte Finger! Sie verstand sich schon aufs Stricken und strickte dicke, warme Socken für den Vater und die Brüder. Sie half der Mutter flicken und die Kleider von den Geschwistern und den Knechten in Ordnung halten. Seht ihr, so waren schon die kleinen Rauschermädel fleißig von früh an. Sie sahen ja auch nichts anderes von ihrer Mutter.

„Du bist ja auch immer fleißig, Mutter“, meinte Gertrud. Ja, mein Kind, aber so eine Bäuerin auf dem Lande arbeitet doch noch ganz anders als wir Stadtfrauen. Was hat sie nicht allein zu kochen! Wenn es Mittag wird, kommen die Kinder aus der Schule. Bei der Rausd erbäuerin standen schon fünf um den Tisch herum. Dann kam der Bauer, die Knechte und die Mägde. Die stellten sich dazu und warteten, bis das kurze Gebet gesprochen war und sie sich's schmecken lassen konnten. –

Dann hat die Bäuerin ihren Gemüsegarten, sie geht nicht einkaufen, wie wir in der Stadt! Nein, sie zieht ihren Salat und ihre Suppenkräuter, ihre gelben Rüben und ihr Kraut selbst. Das ist auch wieder eine Arbeit. Und dann das große Haus, das muß sauber gehalten werden! Die Rauscherbäuerin sah streng darauf, daß alles in Ordnung war. An den Fenstern hingen blaugewürfelte Vorhänge, die Fußböden mußten sauber sein, die Betten tadellos. Oben auf dem Balkon standen Blumen, viele, viele Blumen. Das sah im Sommer wunderschön aus. – Die Hühner und die Schweine mußte auch die Bäuerin versorgen. Es war ihr Stolz, wenn das ganze Hühnervolk fleißig Eier legte. Gretel und Zenzi holten sie jeden Morgen aus den Nestern. Dann waren die Eier noch warm und die Hühner machten ein großes Gegacker darüber. „Und was werden die Gretel, die Zenzi und die Vroni, wenn sie einmal groß sind?" wollte Gertrud wissen, die nun einmal an den Rauschertöchtern besonderen Anteil nahm. Weißt du, ich denke mir, sie heiraten dann einen jungen Bauern und werden Bäuerinnen wie ihre Mutter auch und haben wieder Jungen und Mädel. „Ja, wie ich, ich will ja auch eine Mutter werden, so wie du", rief die kleine Gertrud befriedigt aus.

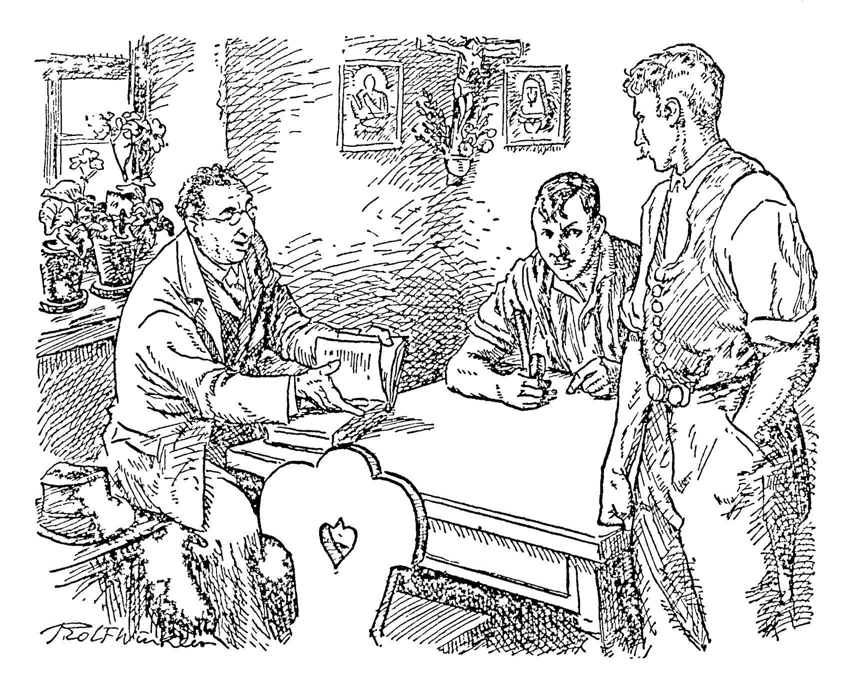
Jetzt aber hört weiter, was sich auf dem Rauscherhof zutrug. Der Onkel Hans fuhr eines Tages in die Stadt zum Markt, um dort Vieh zu verkaufen, das der Rauscherbauer in seinem Stall großgezogen hatte. Am Abend wollte er wieder zurückkommen. Die Kinder freuten sich schon darauf. Denn wenn der Onkel Hans das Vieh gut verkaufte, dann würde er ihnen etwas mitbringen aus der Stadt. So standen sie denn vor dem Haus und sahen auf die Straße hinunter. Aber es wurde später und später, es dunkelte und der Onkel Hans kam nicht. Schließlich mußten sie ins Bett und durften nicht länger warten. – Spät am Abend kam der Onkel Hans dann aber doch heim. Er hatte ein aufgeregtes, lärmendes Wesen, sein Gesicht war rot und sein Atem roch nach Bier und Wein. Für das Vieh brachte er längst nicht soviel Geld mit, wie der Rauscherbauer für die schönen Kühe erwartet hätte. Das alles gefiel dem Bauer natürlich gar nicht. „Wo treibst du dich herum und wie siehst du aus!" so herrschte er den jungen Burschen an. Der hatte sich sonst

immer dem älteren Bruder, der Herr auf dem Hof war, gefügt. Heute aber pflanzte er sich breitspurig vor ihm auf: „Gar nichts hast du mir zu sagen, du! Bin mein eigener Herr so gut wie du, du großmächtiger Bauer! Und damit du es nur gleich weißt, ich habe es heute in der Stadt erfahren: Der Hof gehört von Rechts wegen gar nicht dir allein, der gehört uns Brüdern allen zu gleichen Teilen! Jeder hat ein gleiches Recht daran und ich will jetzt ein Stück Feld für mich haben und selbst Bauer sein!"

Der Onkel Max sah auf vom Tisch, an dem sie alle saßen. Die Bäuerin am Herd drehte sich erschrocken um. Gottlob, daß das Gesinde und die Kinder schon zu Bett waren und niemand den Streit hörte. „Was ist denn das für ein Unsinn, Hans!" sagte der Bauer, „was nützen dich denn ein paar Felder – hast ja kein Haus und kein Vieh dazu, wie willst du denn da Bauer sein? Bauer kann nur einer sein – der Älteste eben. So war es doch von alters her." „So bleibt's aber nicht!" schrie der Jüngere, „ich hab heute einen Mann getroffen in der Stadt, der hat mir alles erklärt! Ich und der Max, wir haben die gleichen Rechte wie du und da muß der Hof eben geteilt werden!" Der Bauer schüttelte den Kopf: „Hast zuviel getrunken, Hans, geh schlafen." Damit war der Streit für diesmal beendet.

Aber nicht für lang! Der andere Bruder des Bauern wurde angesteckt und machte mit dem Hans gemeinsame Sache. Eines Tages brachten sie den Mann aus der Stadt, der ihnen Ratschläge gegeben hatte, auf den Hof, und der Bauer und die Bäuerin mußten zusehen, wie er sich an ihren Tisch setzte. Auftischen freilich tat die Bäuerin nicht, wie es sonst ihre Gewohnheit war einem Gast gegenüber. Nein, für den Kerl waren ihr das gute Brot, das schöne Tischtuch aus dem alten Schrank und die bunten Tassen und Kannen zu schade! Wie sah der denn aus! Klein und krumm, mit schwarzem, krausem Haar und einer gebogenen Nase, war er kriechend freundlich und redete so viel, wie der Bauer das ganze Jahr nicht. Dabei fuchtelte er immer mit den Händen in der Luft herum. Ihr wißt nun schon, was für Leute das sind, die so aussehen – die Juden sind's! Er brachte ein dickes Buch mit und daraus wollte er dem Rauscherbauern beweisen, daß er seinen Hof – den schönen, alten

Hof! – teilen müßte. Aber dann geht er ja zugrunde, sagte der Bauer. Ich kann doch ohne die Wiesen das Vieh nicht halten und ohne diesen und jenen Acker nicht genug Korn bauen. Den Brüdern wiederum nützt ein kleines Stück Land ohne Haus ja auch nichts! Das sei einerlei, sagte der Jude, Recht ist Recht und so steht's geschrieben. „Was ist denn das für ein Recht, das uns alle zugrunde richtet!" schrie der Bauer schließ-



lich. „Scher dich vom Hof, du fremder, schwarzer Teufel, du hast hier nichts zu suchen!"

Die Bäuerin hatte Angst, daß es jetzt eine Rauferei geben würde. Aber nein, da tat der Jude nicht mit. Er dienerte und lächelte nur höflich, packte sein Buch zusammen und meinte: Wie der Rauscherbauer wünsche – er würde ja sehen. Seit jenem Tag war kein Frieden mehr auf dem Rauscherhof. Die Brüder gaben keine Ruh, sie wollten ihren Anteil haben. Der Bauer wehrte sich lang: „Die Felder kann ich euch nicht

geben, wie soll ich sonst das Korn herbringen zum Brot für uns alle und das Futter für das Vieh! Könnt ihr denn nicht verstehen, daß uns dann der Hof zugrunde geht!" so erklärte er den Brüdern. „Dann gib uns soviel Geld, wie die Felder wert sind", meinten diese. „Soviel Geld hab ich aber doch nicht, woher soll ich's denn nehmen?" fragte der Rauscherbauer schon ganz verzweifelt. „So laß den Juden wieder kommen aus der Stadt, den du damals fortgejagt hast, der wird dir's leihen." Davon wollte der Bauer lange nichts hören. In einer Nacht aber, als er vor lauter Unfrieden und Sorgen nicht schlafen konnte, besprach er sich in der großen Schlafstube mit der Rauscherbäuerin. „Tu halt, was deine Brüder wollen, es wird so gefährlich nicht sein mit dem Juden", meinte sie. „Gib den Brüdern das Geld, dann ist endlich wieder Ruhe bei uns."

So durfte denn der Jude nochmals kommen. Daß der Bauer ihn einmal hinausgeworfen hatte – ach, das hatte er ganz und gar vergessen! Er war so freundlich und höflich wie man nur sein kann. Geld? Freilich, das konnte der Bauer haben! Er brauchte nur ein kleines Stück Papier unterschreiben, das war alles. Der Bauer traute dem Frieden nicht, er wollte das Papier sehen. Darauf stand zu lesen, daß nun auch der Jude ein Recht auf den Acker habe und auf das Haus und das Vieh. Davon wollte der Bauer zunächst gar nichts hören! Der Jude aber redete und redete. Er saß ja in der Stadt, ihm sei der Hof gleich. Der Bauer könne das Geld langsam zurückzahlen und was derlei Reden mehr waren. An der einen Seite des Tisches stand der Onkel Hans, an der andern der Onkel Max. Sie drängten und wollten Geld, immer nur Geld! Da gab der Bauer nach. Als er unterschrieben hatte, holte der Jude aus seinem Bündel ein ganzes Säckchen voll Goldstücke heraus und zählte sie dem Bauer auf den Tisch, dann ging er dienernd und lächelnd wieder in die Stadt zurück.

Der Bauer aber setzte sich mit seinen Brüdern noch einmal an den Tisch und fing an, das Häufchen Gold und Geld zu teilen. „Soviel ist der Acker am Walde wert, Hans", und er zählte dem Hans sein Häufchen Geld hin. „Und soviel gelten die Kartoffeläcker, von den n du und der Jude meinen, daß sie dir gehören, Max. Und jetzt sind wir qui t.

Jetzt schert euch aber auch vom Hof!" schrie der Bauer. „Heimkommen braucht ihr nicht mehr! In eurer Habgier habt ihr vor der heiligen Erde selbst nicht halt gemacht und darum habe ich mit euch nichts mehr zu schaffen!" – In ein paar Stunden hatten die Brüder ihre Habe gepackt. Dann ließ der Bauer sie vom Knecht zur Bahn fahren und so zogen sie in die Stadt. Die Kinder standen wieder vor dem Haus und sahen den beiden nach. Wie konnte denn das sein, daß sie auf einmal fortgingen von der Heimat? Die Jüngeren konnten noch nichts davon verstehen, die Gretel und der Ludwig aber wußten: Das hat der Vater getan, damit alle Felder und Äcker beim Hofe bleiben und der Ludwig hier einmal Bauer sein kann, so wie der Vater jetzt.

Dann schien es, als sei wieder alles in Ordnung auf dem Rauscherhof. Der Ludwig brauchte nicht mehr zur Schule gehen und half nun immer daheim. Ebenso ging die Gretel mehr und mehr der Mutter zur Hand. Der Hiasl und der Xaverl wurden immer größer und auch die kleine Vroni lief schon munter ums Haus herum. Die Rauscherkinder waren alle gesund und fröhlich. Aber trotzdem hatte der Rauscherbauer viel Sorgen in letzter Zeit und die Falten auf seiner Stirn wurden immer tiefer. – Eines Tages fuhr der Bauer zur Stadt, um dort mancherlei zu verkaufen. Onkel Hans und Onkel Max, die das früher immer getan hatten, waren jetzt ja nicht mehr da. Er hatte dicke, volle Säcke mit Korn auf seinem Wagen und auch einen großen Ballen frische Butter. Aber denkt nur, wie er in die Stadt kam, wollte niemand seine Sachen kaufen! „Butter?" sagte der Butterhändler, „nein, danke, wir haben Butter aus Dänemark, die ist besser und billiger als eure!" „Korn?" sagte der Müller, „laßt euch doch nicht auslachen! Wir bekommen den feinsten Weizen aus Amerika für weniger Geld, wer wird da euren Roggen kaufen und mahlen! Die Leute in der Stadt wollen ohnehin nur mehr feines, weißes Brot essen." Da hatten sich die Sorgenfalten im Gesicht des Rauscherbauern noch tiefer eingegraben. Er wendete seine Fuhr um und fuhr langsam wieder heimwärts. Was sollte aus einem deutschen Bauern werden, wenn niemand mehr das gute Korn wollte, das auf deutschem Boden gewachsen war? Was würde die Rauscherbäuerin sagen, wenn er die Sachen wieder heimbrachte und ihr kein

Geld geben konnte? Der Ludwig brauchte neue Lederhosen, die Gretel ein Paar Schuhe und die andern Kinder auch alle etwas. Woher sollte er das Geld nehmen, um den Matthias und den Xaver etwas Rechtes lernen zu lassen, wenn es so weiterging? Und dann war er ja noch dem Juden das viele Geld schuldig, das er seinen Brüdern ausgezahlt hatte. Was war das für ein Berg von Sorgen, der auf ihm lag.

Es wurde gar nicht besser in der nächsten Zeit, im Gegenteil. Bauer oder Bäuerin zu sein, das wurde immer schwerer. Niemand wollte dem Bauern mehr bei der Arbeit helfen, niemand mehr Knecht oder Magd sein. Die jungen Leute gingen alle in die Stadt und arbeiteten in der Fabrik. Da hatten sie nachmittags um 5 Uhr frei. Das war schöner, als auf einem Bauernhof bis abends zu werkeln, so meinten sie. In der Stadt gab es viel zu sehen und jeden Sonntag war Tanz und Kurzweil, wie auf dem Lande höchstens zur Kirchweih oder zur Fastnacht. Der Rauscherbauer und die Bäuerin konnten sich nicht anders helfen, sie mußten ihre eigenen Kinder arbeiten lassen von früh bis spät, nur um mit dem Nötigsten fertig zu werden. Das Vieh mußte gefüttert, die Äcker bestellt, das Haus in Ordnung gehalten sein. Wie manchesmal reckte sich abends der Ludwig todmüde und sagte: „Vater, ich kann schier nimmer.“ Wie oft weinte die Gretel: „Mutter, ich bin so arg müde, laß mich ins Bett!“ Aber Vater und Mutter mußten ein strenges Gesicht zeigen und sagen: „Schaff nur weiter, ich muß auch schaffen, es hilft uns ja niemand.“

In jener Zeit schien es, als wollten die Leute in der Stadt, ja im ganzen Lande von den Bauern nichts mehr wissen. Ihre Sachen sollten nichts mehr wert sein, man kaufte sie ihnen nicht ab oder nur zu einem ganz niederen Preis. Zahlen aber sollten die Bauern viele harte Taler Steuern! Woher in aller Welt sollten sie das nehmen? Auf einem Hof nach dem anderen ging der Jude aus und ein und lieh den Bauern Geld. Konnte das ein gutes Ende nehmen?

Eines Tages saß der Rauscherbauer wieder einmal voller Sorgen bei seinen Schreibsachen am Tisch und rechnete und rechnete. Der Ludwig kam in die Stube und wollte ihn etwas fragen, aber er schlich still wieder hinaus. Wenn der Vater rechnete und dabei solch ein Gesicht

machte, war es besser, nichts zu sagen, das wußte er schon! Der Bauer brachte die Rechnung nicht zusammen, sie wollte nicht stimmen. Geld hatte er keines im Hause und er hätte einen neuen Pflug gebraucht. Auf einmal horchte er auf. Da ging doch jemand ums Haus herum, aber nicht mit einem festen Bauernschritt wie seine Leute. Nein, der da kam, schlich wie eine Katze und die Hunde bellten ja auch und rissen an ihren Ketten. Sieh an – da kam der Jude zur Tür herein, der ihm das Geld geliehen hatte (wißt ihr, das Säckchen voll Goldstücke, das der Bauer seinen Brüdern ausbezahlt hatte). Diesmal war er nicht so bescheiden und freundlich und nicht so unterwürfig wie das erstemal, nein! Frech kam er herein, wies das unterschriebene Papier vor und erklärte rund heraus: Mein Geld will ich wieder haben! „Ich kann's jetzt nicht zurückzahlen", sagte der Rauscherbauer, „die Zeiten sind zu schwer für uns Bauern, es kauft uns ja niemand mehr etwas ab. Wart halt, bis es besser wird, du kriegst dein Geld, sobald ich nur zahlen kann, glaub mir. Was der Rauscherbauer sagt, das gilt!" Der Jude aber wurde unverschämt. Geld wollte er haben und zwar gleich, sonst – und er wies das unterschriebene Papier vor, müßte der Bauer wegziehen vom Hof und der Hof würde ihm, dem Juden gehören!

Der Bauer dachte nicht anders, als daß der Himmel einfallen sollte! Vom Hof weggehen – er, der Rauscherbauer! Wo vor ihm sein Vater und sein Großvater Bauer gewesen waren, vor diesen wieder sein Urgroßvater und weiter zurück, solange man es nur wußte! Was sollte aus seinem Ludwig werden ohne den Hof, was aus seinen anderen Kindern? Der Jude zuckte gleichmütig die Achsel, wenn auch der Bauer laut schrie in seinem Zorn. Erschrocken kam die Bäuerin gelaufen. Die Kinder drängten sich in eine Ecke der Stube und blickten entsetzt auf den Vater, den sie so zornig noch nie gesehen hatten. Der Ludwig ballte die Fäuste und wäre am liebsten über den Juden hergefallen. Da trat dieser langsam den Rückzug an. Wie der Bauer meint, so sagte er. Aber das Recht wäre auf seiner Seite und der Bauer würde schon sehen. „Das Recht, wieder hast du's mit dem Recht!" schrie ihm der Bauer zornig nach, „was ist das für ein Recht, daß ein Jude möchte Herr werden auf einem alten deutschen Bauernhof?" Da war

der Jude aber schon auf der Straße unten angekommen und trollte sich ins Dorf.

„Und ist er dann wiedergekommen, Mutter?" fragten die Kinder ganz atemlos. Nein, das nicht. Aber er schickte andere Männer aus der Stadt, die drängten und drängten den Rauscherbauern: Das Geld müßte her oder er müßte vom Hof herunter! Und da er nicht zahlen konnte, so kam eines Tages ein Brief vom Gericht in der Stadt, darin stand: An dem und dem Tag muß der Rauscherbauer ausziehen von seinem Hof mit seiner Bäuerin und allen seinen Kindern. „Und mußte er denn wirklich fort, Mutter, und all seine Kinder mit ihm? Hat ihm denn niemand, niemand geholfen?"

Fast wäre es soweit gekommen, ihr Kinder. Da aber kam in letzter Stunde Adolf Hitler und half dem Rauscherbauern. Als er unser Führer wurde, ging es aus einem anderen Ton und der Rauscherbauer hörte Worte, die ihm aus dem Herzen gesprochen waren. Was hat der Jude denn mit einem deutschen Bauern und seinem Hof zu schaffen? So hieß es jetzt. Jagt ihn fort! Er ist uns fremd, er geht uns nichts an und hat uns immer nur schaden wollen. Wißt ihr noch, wie die Juden im Krieg die deutschen Arbeiter aufgehetzt haben, daß sie keine Kanonen mehr bauen helfen sollten, keine Gewehre, kein Pulver und keine Kugeln mehr herstellen? Wie sie Leuten wie den armen Wielands, die keine Arbeit hatten und denen es schlecht ging, ihre letzte Habe abkauften für wenig Geld? Wie sie uns Deutsche gegeneinanderhetzten, daß nur recht viel Streit und Haß sein sollte? Wie sie sich überall breit machen und frech und dreist sind? Und jetzt wollen sie gar noch ihre schmutzigen Finger in die deutschen Bauernhöfe stecken! Das darf nie und nimmermehr sein.

Seit Adolf Hitler unser Führer ist, haben die Juden in Deutschland nichts mehr zu sagen und zu befehlen, dafür hat er gesorgt. Dann aber kümmerte sich unser Führer um die Bauernhöfe selbst und befahl: Es darf nicht sein, jetzt und nimmermehr, daß solch ein uralter Hof mit seinen Äckern und Wiesen zerstückelt und zerteilt wird. Seit undenklichen Zeiten gehört er den Rauscherbauern und muß ihnen weiterhin gehören. Vom Vater erbt ihn immer der Sohn. Die andern Schwestern und

Brüder, die den Hof nicht bekommen, dürfen nicht einfach ein Stück Land wegnehmen oder das Geld dafür verlangen, denn dann ginge der Hof zugrunde! Der Bauer muß der ganzen Familie helfen, soviel er kann. Er gibt den Töchtern oder Schwestern ihr Heiratsgut, wenn sie heiraten, und hilft den andern Söhnen oder Brüdern selbst einen neuen Hof anzufangen oder sonst etwas Rechtes zu werden. Der alte Erbhof aber bleibt ihre Heimat. Kommen sie jemals in Not, dann können sie dorthin zurückkehren. Der deutsche Boden, auf dem das Haus steht, auf dem das Korn wächst und das Vieh weidet, ernährt und erhält sie alle und mit ihnen unser ganzes deutsches Volk. Deshalb ist der deutsche Boden etwas Heiliges! Man kann damit nicht schachern und Handel treiben und sagen: Heute gehört er mir und morgen dir!

Es darf auch nicht mehr sein, daß der Rauscherbauer mit seiner Butter zu Markt fährt und mit seinem Getreide zur Mühle und umkehren muß, weil's ihm niemand abkaufen will. Wir wollen keine Butter aus Dänemark und keinen Weizen aus Amerika mehr haben! Unser Rauscherbauer und die andern deutschen Bauern alle sind doch tüchtige Leute, die sollen fleißig schaffen und zusehen, ob nicht auf unseren deutschen Feldern all das wachsen kann, was wir brauchen. – Da horchte der Rauscherbauer und mit ihm die andern deutschen Bauern auf. Ja, das war freilich etwas anderes! Wenn ihnen das Korn und die Kartoffeln, die Milch und die Butter immer abgekauft wurden, wenn sie das ganz genau wußten – dann wollten sie wohl sehen, jeder von ihnen, daß sie aus ihrem Hof möglichst viel herauswirtschafteten! Aber – wie sollten sie das alles schaffen? Es wollte ja schon gar niemand mehr Bauernarbeit tun und sie fanden kaum mehr Knechte und Mägde.

Unser Führer aber hatte auch daran gedacht. Wißt ihr, was er tat? Er schickte seine Arbeitsmänner und die Arbeitsmaiden zu den Bauern. Auch zum Rauscherbauer kamen sie gerade zur Erntezeit. Das Korn war gemäht auf den Feldern und sollte eingefahren werden. Der Bauer sah mit Ludwig besorgt zum Himmel hinauf – es schien, als ob bald ein Regen käme! Es waren eben viel zu wenig Hände auf dem Hof für alle Arbeit, so dachten sie bedrückt. Da hörten sie auf der Landstraße ein munteres Lied:



Kameraden! Ob der Regen rinnt,
Kameraden, ob bei Sturm und Wind,
Wir graben treu in Moor und Feld
Bis der letzte Acker ist bestellt.
Kameraden, wenn die Welt uns droht,
Kameraden, wenn die Grenze loht,
Dann stehen wir für Haus und Herd
Mit dem Spaten und mit dem Schwert.

Ein Trupp junger Burschen marschierte stramm in Reih und Glied. Sie trugen graue Arbeitsanzüge und jetzt – wahrhaftig, jetzt schwenkten sie in den Weg ein, der zum Hofe führte! Auf ein Kommando ihres Anführers standen sie vor dem Rauscherbauern still. Der machte große

Augen: „Was wollt denn ihr hier?“ fragte er. Der Führer der jungen Burschen aber erklärte ihm: Sie waren gekommen, um ihm bei der Ernte zu helfen und mit dafür zu sorgen, daß das Korn unter Dach käme, ehe es regnet. „Versteht ihr denn auch etwas von der Bauernarbeit?“ fragte der Rauscherbauer ein wenig mißtrauisch. Da lachten die jungen Burschen und riefen: „Ja!“ Und dann ging's hinaus auf die Felder.

Kaum waren die Männer vom Hofe weg, da klopfte es bei der Rauscherbäuerin an die Küchentür. Draußen standen zwei junge Mädel in blauen Leinenkleidern und roten Kopftüchern: „Wir sind Arbeitsmaiden und sollen hier helfen!“ So sagten sie. Die Bäuerin wußte vor Arbeit gerade nicht aus noch ein. Sie sollte kochen, sie mußte Futter für das Vieh richten und wußte schier nicht, wo sie zuerst anfangen sollte. Aber die Mädel vom Arbeitsdienst stellten sich gleich gut an. Sie halfen das Gemüse putzen, damit das Essen auf den Herd kommen konnte, und faßten beim Vieh mit an. Als die Männer zur Mittagszeit gerade wieder mit ihren Getreidefuhren auf den Hof kamen, fanden sie eine ordentliche Küche, ruhige und vergnügte Kinder und ein gutes Essen vor.

So wie beim Rauscherbauern ging's noch auf manchem anderen deutschen Hof zu. Ja, unser Führer hat die deutschen Bauern gern und hält gar große Stücke auf sie. Damit schon die Jungen und Mädel sehen und lernen können, was Bauernarbeit ist, schickt er seine Hitlerjungen und Hitlermädel aus den Städten heraus aufs Land. Denn, so sagt er: Es waren früher einmal Zeiten in Deutschland, da gab es noch gar keine Städte – aber Bauern, die hat es immer gegeben und ohne die geht es nicht. So gehen denn die Hitlerjungen und Mädel vom BDM aufs Land hinaus und dienen dort ihr Landjahr ab. Manchen gefällt dies so, daß sie immer auf dem Lande bleiben. Die andern kommen braun gebrannt und gesund in die Stadt zurück. „Wir möchten auch einmal aufs Land, Mutter, zu den Bauern! Wir möchten den Rauscherbauern und seinen Hof sehen!“ Das sollt ihr auch, entweder in den Ferien mit dem Vater und mir oder später mit der Hitlerjugend.

Seht ihr, so hat unser Führer den deutschen Bauern geholfen. Ihm haben sie es zu danken, daß sie ruhig und ohne große Sorgen auf ihren

Höfen arbeiten können. Unser Führer sorgte dafür, daß der Rauscherbauer nicht durch einen frechen Juden von seinem Hof vertrieben werden konnte und daß sein Ludwig wieder Bauer werden kann. Deshalb läßt der Rauscherbauer und seine ganze Familie nichts auf Adolf Hitler kommen. Deshalb halten aber auch die anderen deutschen Bauern fest zu ihm. Einmal im Jahr wollen sie ihm das auch zeigen. Wenn der Sommer vorüber und die schwerste Arbeit getan ist, wenn das Korn in den Scheunen liegt und der liebe Gott alles hat wohl geraten lassen, dann feiern die Bauern von jeher ein großes Fest. Sie winden bunte Kränze aus Ähren und Blumen und schmücken damit die Häuser und die Scheunen. Die Bäuerin brät und bäckt und sorgt für ganze Berge guten Essens. Die Bauersleute, die Knechte und Mägde ziehen ihre besten Kleider an. Und ihr wißt ja, die haben keine so langweiligen Kleider wie wir in der Stadt, nein, sie haben ihre schönen, bunten Bauerntrachten. Die Frauen und Mädchen tragen bunte Mieder und seidene Schürzen und schöne Kopftücher. Auch die Männer sind schön und stattlich angezogen. An solch einem Erntefest – so nennen es die Bauern – lassen sich die Landleute Essen und Trinken wohl schmecken. Dann wird getanzt auf der Tenne, in der Scheune oder unter freiem Himmel und jeder freut sich darüber, daß die Erntearbeit nun getan ist.

Seit einigen Jahren nun feiern die deutschen Bauern ein großes Erntedankfest am Bückeberg. Das ist ein Berg im Nordwesten Deutschlands, am schönen Weserfluß. Da kommen sie zusammen aus allen Richtungen – von Bayern und von Schleswig-Holstein, vom Rhein und aus Schlesien und alle tragen ihre schmucken Trachten. Der Rauscherbauer, sein Ludwig und seine Gretel waren auch schon dort! Und dann kommt Adolf Hitler und spricht zu ihnen. „Und was sagt er den Bauern?" wollten die Kinder wissen. Er dankt ihnen dafür, daß sie ein Jahr getreulich ihre schwere Arbeit getan haben und daß das deutsche Volk durch ihren Fleiß nun wieder Brot hat. Er spricht zu ihnen davon, daß ein Volk ohne seine Bauern nicht leben kann, und er erinnert sie daran, wie schlecht es noch vor wenigen Jahren dem deutschen Bauern ging. Dann bittet er sie, auch weiter fleißig zu arbeiten. Der ganze Berg steht voll von tausend und aber tausend Bauern und Bäuerinnen, jungen und alten. Sie

alle hören so aufmerksam zu, wie sie nur können, damit ihnen ja kein Wort des Führers verlorengeht. Zum Schluß aber ist solch ein Jubel um Adolf Hitler, daß er sich kaum davor retten kann!

## Der 9. November in München. Der Reichsparteitag in Nürnberg

Wenn Adolf Hitler bei seiner vielen, vielen Arbeit in der Reichskanzlei in Berlin einmal einen Augenblick innehielt und sich in seinem Deutschen Reich umsah, dann muß er sich wohl von Herzen gefreut haben – meint ihr nicht auch? Was hatte er in kurzer Zeit nicht alles erreicht für sein Land und für sein Volk! Alle hatten wieder Arbeit, Verdienst und Brot, es gab keine Arbeitslosen mehr. Die böse, schlimme Not war verschwunden, weil wir Deutschen wie eine große Familie geworden sind und einer dem andern hilft – ihr wißt doch die Geschichte von den Leuten aus dem Thüringer Wald. Die Bauern, ohne die wir alle nicht leben können und ohne deren Arbeit wir nichts zu essen hätten, hatte er retten können vor den Juden und vor dem Unverstand anderer. Wie vielen, vielen Menschen in Deutschland hatte er geholfen und sie aus aller Not gerettet! Haben wir da nicht allen Grund, zufrieden zu sein und uns zu freuen?

Aber die Menschen sind vergeßlich, das weiß unser Führer ganz genau. Je besser es ihnen geht, desto mehr wollen sie haben, gerade wie ihr auch. Gibt man euch einmal ein Stückchen Schokolade, so hört das Betteln und Quälen nicht auf, bis die ganze Tüte leer ist und zum Schluß heißt es unzufrieden: Und nun hast du gar nichts mehr, Mutter? Die großen Leute sollten ja eigentlich vernünftiger sein, aber leider sind sie es oft nicht. Deshalb meint unser Führer: Einmal im Jahr sollen wir uns darauf besinnen, wem wir es zu verdanken haben, daß es uns wieder gut geht. Einmal im Jahr wollen wir uns daran erinnern, welch böse,

böse Zeiten hinter uns liegen und wie schlecht es damals ums deutsche Vaterland stand. Einmal im Jahr sollen alle, die treu zu Adolf Hitler stehen, sich zusammenfinden an einem Ort, sich miteinander besprechen, einander in die Augen sehen und wissen: So wie bisher arbeiten wir auch weiter zusammen. So wie bisher bleiben wir auch weiter die besten, treuesten Freunde, Freunde untereinander und getreue Anhänger unseres Führers.

„Aber wir haben es doch Adolf Hitler zu verdanken, daß es uns wieder gut geht, nicht, Mutter?" fragte der große Hermann. Natürlich mein Junge. Aber er selbst wird nicht müde, immer wieder zu erinnern an die Männer, die von Anfang an zu ihm gehalten und mit ihm gekämpft haben, ja besonders an die, die dabei ihr Leben gelassen haben. Die ersten, die für Adolf Hitler und sein Deutschland gefallen sind, waren die sechzehn Männer in München an der Feldherrnhalle am 9. November 1923. Ich habe euch schon davon erzählt – wißt ihr es noch? Schon damals wollte Adolf Hitler uns führen und wollte alles in Deutschland in seine starken Hände nehmen. Er marschierte mit seinen Männern in einem friedlichen Zug durch München, um dem Volk zu zeigen: Wir sind da, wir wollen helfen! Aber ach, damals verstanden ihn viele noch nicht. An der Feldherrnhalle schossen die Gegner unseres Führers in den marschierenden Zug hinein. Sechzehn Männer wurden getötet, Adolf Hitler und viele seiner Freunde wurden gefangen genommen und auf die Festung Landsberg gebracht. So wie die sechzehn Männer damals ihr Leben gelassen haben, hat noch manch wackerer SA-Mann, mancher SS-Mann, ja sogar mancher Hitlerjunge den Tod gefunden. Böse Menschen trachteten ihnen nach dem Leben, nur deshalb, weil sie so treu zu Adolf Hitler hielten und ihm gehorchten. – All dieser Toten wollen wir jedes Jahr am 9. November gedenken, so befahl Adolf Hitler. Sie dürfen nicht vergessen werden! Von ihnen sollen unsere Jungen lernen. „Was sollen wir denn von ihnen lernen?" fragte Fritz. Daß man mutig sein und bis zuletzt zu Adolf Hitler und zu Deutschland halten muß, selbst wenn das Leben dabei in Gefahr gerät. „Und das will ich auch, wenn ich erst Soldat bin, Mutter", versicherte Hermann, ind s der kleinere Bruder ein wenig nachdenklich und betreten schwieg. „Ich will

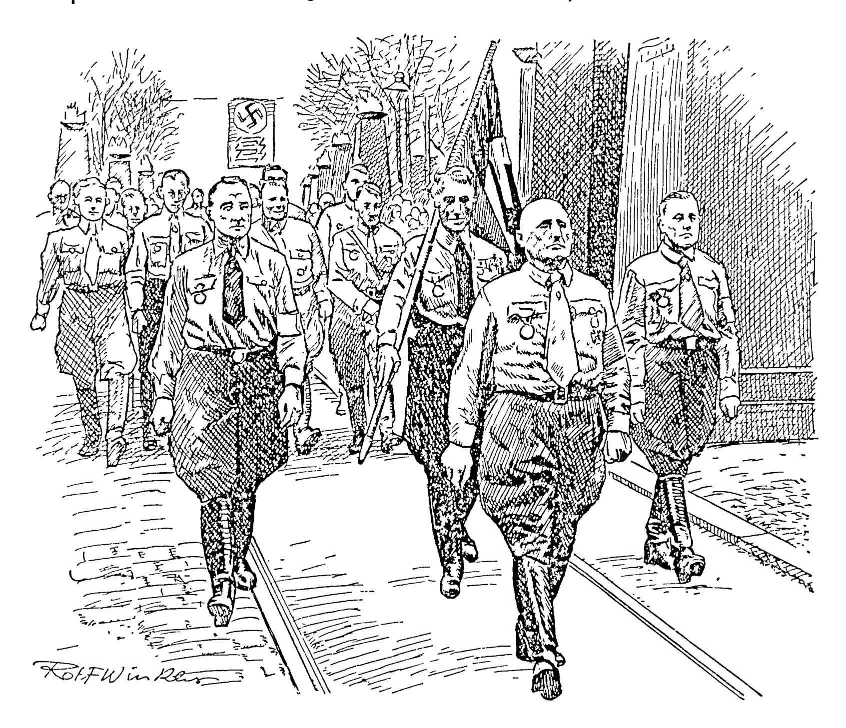
mich nicht fürchten, auch dann nicht, wenn die ganz großen Kanonen schießen!"

Jetzt hört zu, wie der 9. November in jedem Jahr gefeiert wird. Am Abend vorher kommen all die Männer, die damals im Jahre 1923 mit Adolf Hitler durch München marschiert sind, wieder im Bürgerbräukeller in München zusammen in einem riesengroßen Saal. Denn so ist es ja im Jahr 1923 auch gewesen. Aber wie anders ist ihnen heute zumute! Ein frohes Wiedersehen wird da gefeiert und das herzliche Händeschütteln und Erzählen will gar kein Ende nehmen. Einige von diesen Männern sind die nächsten Mitarbeiter unseres Führers und stehen in Deutschland mit an erster Stelle. Da ist Hermann Göring und der Reichsführer der SS, dem all die vielen SS-Männer gehorchen. Da sind die Gauleiter, die Reichsstatthalter, die Führer der Hitlerjugend und viele andere mehr. Mitten unter ihnen sitzen ganz gemütlich andere Männer aus dem Zug von damals. Sie sind dasselbe geblieben, was sie vorher schon waren: Arbeiter in einer Fabrik, Kaufleute oder Handwerker, und sie tun heute noch genau die gleiche Arbeit, die sie vor Jahren getan haben. Sie alle tragen auf ihrer Brust an rotem Band einen Orden, den Adolf Hitler ihnen verliehen hat. Er heißt der Blutorden und ist das Zeichen dafür, daß sie damals bereit waren, ihr Blut hinzugeben für den Führer und für Deutschland.

Dann kommt der Führer zu ihnen und der riesige Saal dröhnt vor lauter Jubel, so daß man meint, die Wände würden einstürzen. Adolf Hitler kann schier nicht vorwärts kommen, so viele Hände werden ihm entgegengestreckt. Alle guten, alten Freunde wollen ihm die Hand drükken, ihm in die Augen sehen und damit sagen: Wir gehören dir – heute genau so wie damals, als du noch nicht der Kanzler des Reiches warst und als du so schwer zu kämpfen hattest! Endlich aber gelangt Adolf Hitler doch nach vorn bis zum Rednerpult und dann spricht er zu seinen Freunden. Er erinnert sie an früher und an jenen ersten 9. November im Jahr 1923. Damals, nach den Schüssen an der Feldherrnhalle zu München, als sechzehn treue Männer tot auf dem Pflaster lagen, da schien alles verloren! Und doch fing damals unser neues, herrliches Deutsches Reich zu wachsen an aus dem roten Blut dieser tapfe-

ren Männer. So wie ein Baum war es erst nur ein kleines Pflänzchen und dann wurde es immer größer und größer. Jetzt endlich steht es mächtig und herrlich da. Daraus kann man vieles lernen, erklärt Adolf Hitler seinen Männern. Auch wenn einmal das Unglück kommt und man einen schweren Schlag erhält, so schadet das nichts. Man darf nur den Mut nicht verlieren, man muß immer wachsam bleiben und entschlossen sein, sich zu wehren! – Aber ich kann euch gar nicht so recht erzählen, was er dann alles sagt. Man muß ihn selbst hören, denn so wie er kann keiner sonst sprechen und an die Herzen der Menschen rühren. Jedenfalls beschließen alle den Abend im Bürgerbräukeller zu München mit großem Jubel und großer Freude darüber, daß sie den Führer wieder haben sehen und hören dürfen.

Am nächsten Tag wird in der schönen Stadt München eines der größten Feste gefeiert, die das Jahr bringt. Dennoch ist es ein ernster, ruhiger Tag. Warum? Weil wir ja dabei der vielen Toten gedenken, die für Deutschland ihr Leben gelassen haben. Alle Straßen, durch die Adolf Hitler im Jahr 1923 mit seinen Männern marschiert ist, sind geschmückt. Dunkelrote Banner mit dem Hakenkreuz und anderen alten deutschen Zeichen, den Runen, sind quer über die Straßen gespannt. Vom Bürgerbräukeller sind damals die Männer abmarschiert und von dort bis hin zur Feldherrnhalle stehen auf den Straßen große Säulen. Auf jeder Säule ist oben eine große Schale angebracht und darin brennt ein Feuer. An jeder Säule steht der Name eines Toten und das Feuer leuchtet feierlich und still in den trüben Herbsttag hinein zu seinem Gedächtnis. – Mittags um 12 Uhr kommt der Führer und stellt sich am Bürgerbräu unter seine Männer. Keiner von ihnen trägt an diesem Tag eine schöne Uniform oder viele Orden – nein, wie damals bei jenem ersten Marsch tragen sie nur ein schlichtes Braunhemd und auf diesem den Blutorden am roten Band. Sie marschieren ohne Mütze. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. An der Spitze geht Julius Streicher. Er kommt aus Franken, aus der schönen, alten Stadt Nürnberg, von der ich euch noch erzählen werde. Sie nennen ihn den Frankenführer. Hinter ihm geht der Sturmbannführer Grimminger. Er trägt die alte Fahne, die damals im Jahre 1923 auch vorangetragen wurde. Das




ist die Blutfahne, die heilige Fahne für alle Nationalsozialisten, von der ich euch schon erzählt habe. – Dann kommt in breiter Reihe der Führer mit seinen nächsten Freunden. Darunter ist wieder Hermann Göring, der damals an der Feldherrnhalle schwer verwundet wurde. Hinter ihnen kommen all die andern Männer, die mitmarschiert sind. Zum Schluß marschieren die Offiziere mit, die Führer der SA und SS und noch andere.

So gehen sie jedes Jahr am 9. November den Weg noch einmal, den sie damals gegangen sind. Auf den Gehsteigen stehen Tausende und Abertausende von Menschen. Sie alle wollen den Zug, sie wollen den Führer sehen. Aber da hört man keinen lauten Jubel und keine begeisterten Heilrufe wie sonst, wenn der Führer sich zeigt! Nein, ganz stumm und still nur grüßen die Menschen den Deutschen Gruß mit erhobenem

Arm. Auf den Straßen sind Lautsprecher aufgebaut. Aus ihnen hallen ernst und schwer die Namen der vierhundert Toten, die für Adolf Hitler und Deutschland gefallen sind. So kommt der Zug schließlich zur Feldherrnhalle, an jenen Platz, an dem vor Jahren die Schüsse gegen die wackeren Hitlerleute fielen. Dort hat Adolf Hitler ein schlichtes, schönes Denkmal errichten lassen. Auf einer einfachen Platte stehen die Namen all der Männer, die damals ihr Leben ließen. Darüber schwebt ein Adler, der in seinen Fängen das Hakenkreuz trägt. Dort legt der Führer immer einen großen, herrlichen Kranz nieder. Damals im Jahr 1923 wurde hier der Zug aufgehalten und alles fand in einem wirren, schrecklichen Durcheinander sein Ende. Jetzt aber marschieren die Männer weiter! Sie gehen über einen hellen, breiten Platz hinein in eine schöne Straße und diese führt hin zum Königlichen Platz. Ein bayerischer König hat vor langer Zeit damit begonnen, diesen Platz anzulegen. Adolf Hitler aber hat seine besten Baumeister geholt und hat ihn viel größer und schöner machen lassen als er vorher war. Der riesige Platz ist ganz mit hellen Steinplatten gepflastert. In zwei seiner Ecken stehen herrliche, große Häuser. In einem davon schaffen die Männer, die Adolf Hitler bei seiner vielen Arbeit helfen. Das ist das Parteigebäude. Im anderen arbeitet Adolf Hitler selbst, wenn er in München ist. Das ist der Führerbau. „Wohnt er auch dort?" wollten die Kinder wissen. „Nein, er wohnt in einer Wohnung, die er schon früher gehabt hat und er hat daran gar nichts geändert. Er hat immer einfach gelebt, ohne Pracht und Prunk und will es auch jetzt nicht anders haben. Aber er ist nun doch unser Führer und das Oberhaupt von ganz Deutschland. Da braucht er schon solch ein großes stattliches Haus, in dem er alle empfangen kann, die zu ihm kommen.

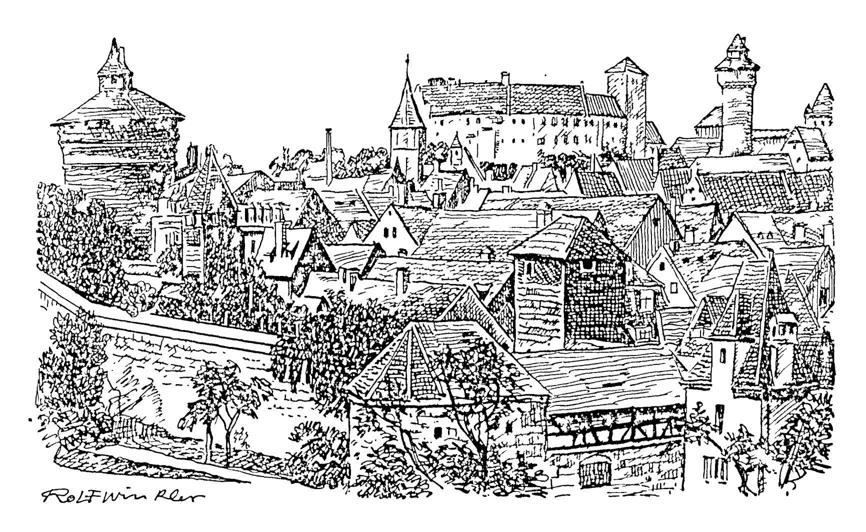
Jetzt aber hört weiter zu. Zwischen diesen beiden großen Häusern hat Adolf Hitler zwei Tempel bauen lassen. Ihre Wände bestehen nur aus Säulen und das Dach ist gegen den Himmel zu weit offen. Man geht ein paar Stufen hinauf. Dann ist oben ein breiter Weg den Säulen entlang und von da aus sieht man, wofür die Tempel geschaffen worden sind: Auf ihrem Boden ruhen die Särge der sechzehn Männer, die an der Feldherrnhalle erschossen worden sind. Vor wenigen Jahren hat

Adolf Hitler sie dorthin bringen lassen, damit sie beieinander an einem würdigen, schönen Platz ruhen. Er hat sie aber auch deshalb dahin bringen lassen, damit jedermann in München und jeder Fremde, der nach München kommt, zu ihnen gehen und sie sehen kann. Es gehen denn auch ununterbrochen viele, viele Menschen in diese Ehrentempel hinein und an den Särgen vorbei. Vorn an den Stufen stehen zwei SS-Männer, die halten stumm und ernst die Ewige Wache. Tag und Nacht stehen sie dort, ebenso wie am Mahnmal an der Feldherrnhalle. Dort wie hier hebt jedermann den Arm zum Gruß, der diese heilige Stätte betritt. Die Menschen stehen still und ernst vor den Särgen und gedenken der tapferen toten Männer darin. Alle Hitlerjungen und alle Mädel vom BDM, die auf fröhlicher Fahrt in das schöne München an der grünen Isar kommen – keines von ihnen versäumt, zur Feldherrnhalle und zu den Ehrentempeln am Königlichen Platz zu gehen, um die toten Helden zu grüßen.

Am 9. November steht dann immer der ganze Königliche Platz voll von SA, SS und vor allem von Hitlerjugend. Vorn an den Ehrentempeln dürfen die Angehörigen der Männer Platz nehmen, die in den Särgen ruhen. Dann werden ihre Namen verlesen. Der Führer geht in die Tempel und legt an den Särgen Kränze nieder. Zum Schluß werden das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied gesungen, die Fahnen gehen hoch und die Feier ist zu Ende. – Seht ihr, so ist der 9. November alljährlich für uns zum großen Feiertag geworden. Wer an jenem Tag in München nicht mit dabei sein kann, der denkt doch dorthin und er denkt an den Führer und seine Männer, die so tapfer waren und ihr Leben gegeben haben. –

Noch einmal im Jahr versammelt Adolf Hitler seine treuen Freunde um sich. Diesmal aber nicht nur seine alte Garde, die er schon so lange kennt, nein, Tausende und Hunderttausende von denen, die in ganz Deutschland an ihm hängen, ihn lieben und zu seiner Sache stehen. Da kommen junge und alte Leute aus allen deutschen Gauen zum Parteitag nach Nürnberg. Von dem will ich euch jetzt erzählen. – Nürnberg ist eine wunderschöne, alte deutsche Stadt. In den meisten Straßen dort stehen die Häuser nicht gerade in Reih und Glied wie anderswo, nein,

ein Haus schiebt sich vor das andere und eines sieht hinter dem anderen vor. Die Häuser haben schöne Giebel, Türen und Erker. An vielen finden sich kunstvolle Steinbilder. Geht man durch solch eine Haustür hindurch, so kommt man in einen schönen Hof. Oft ist ein Brunnen darin und kunstvolle Treppen führen innen an den Häusern hoch. Geht man durch die Straßen, so trifft man schier auf jedem Platz eine alte Kirche und eine ist immer kunstvoller gebaut und reicher geschmückt als die andere. Mauern und Türme trifft man auch überall in der Stadt.




Denn vor vielen hundert Jahren war Nürnberg nur klein und damals bauten sich die Bürger eine starke Mauer um ihre Stadt mit Türmen, darin sie nach dem Feind Ausschau halten konnten. Bald aber wurde die Stadt immer größer und die Mauer wurde ihr zu eng, so wie einem ein Kleid zu eng wird. Da bauten die Leute weiter draußen abermals eine Mauer mit Türmen und so ging das mehrmals. Teile und Stücke dieser Mauern stehen heute noch.

Durch die Stadt fließt ein Fluß, die Pegnitz. Viele Häuse nah an ihrem Wasser, ja das Wasser fließt unter ihnen durch. ange und Brücken führen über den Fluß und ihr könnt euch gar nicht denken,

wie schön diese Stadt ist – an jeder Ecke gibt's etwas anderes zu sehen! Mitten in der Stadt steigt ein Berg auf. Oben auf dem Berg steht die alte Burg von Nürnberg. Ein deutscher Kaiser soll sie erbaut haben und sie hat viele deutsche Kaiser beherbergt. Blickt man von der Burg auf die Stadt hinunter, so sieht man unzählig viele Dächer, Giebel und Türme. Weiter draußen sieht man dann die rauchenden Schornsteine der großen Fabriken, die auch zu Nürnberg gehören. Denn dort werden gar viele gute und schöne Sachen gemacht. „Ja, Mutter, die Lebkuchen!" riefen die Kinder, denn das wußten sie schon, daß aus Nürnberg die besten Lebkuchen kamen, immer die ausgenommen natürlich, die die Mutter selbst machte. Ja, und schöne Spielsachen werden dort gemacht und die Bleistifte, die ihr in der Schule braucht. Es gibt dort auch gutes Bier und ausgezeichnete Bratwürste. „Dort wollen wir hin", riefen die Kinder. „Diese Stadt wollen wir sehen und die Bratwürste möchten wir auch versuchen!" „Das glaube ich euch gern. Viel wichtige Ereignisse haben sich in Nürnberg zugetragen. Denkt nur, dort haben kluge Leute die ersten Uhren gemacht! Und von dort aus fuhr vor mehr als hundert Jahren die erste Eisenbahn ins Land hinein. Damals war sie den Leuten unheimlich und sie dachten, das sei ein Teufelswerk. Das können wir nun heute gar nicht mehr recht verstehen.

Nürnberg war von jeher eine reiche Stadt. Immer wohnten viele Männer in ihr, die ein Handwerk oder eine Kunst besonders gut verstanden. Der größte deutsche Maler hat dort gelebt und gearbeitet. Er hat die schönsten Bilder gemalt, die ihr euch nur denken könnt. Der Hase über deinem Bett, Fritz, und das Eichkätzchen über deinem, Gertrud, die hat der Meister Albrecht Dürer in Nürnberg gemalt und die Engelsköpfe über Brigittens Bettchen auch. – In Nürnberg gab es Männer, die machten die schönsten und kunstvollsten Figuren aus Stein oder Erz. Und die Nürnberger Handwerker – wie waren sie alle so tüchtig! Die Goldschmiede und die Tuchmacher, die Schneider und die Bäcker, ein jeder wollte sein Handwerk immer noch besser verstehen als der andere und war stolz darauf. Es gab dort einen Schuster, der hieß Hans Sachs. Er konnte wunderschöne Verse machen, ja er dachte sich ganze Theaterstücke aus. Man könnte gar nicht aufhören von Nürnberg zu erzählen,

von den Schönheiten, Schätzen und Kostbarkeiten dieser Stadt. Die größte Kostbarkeit dort aber waren von jeher die Reichskleinodien der deutschen Kaiser. Von den Reichskleinodien habe ich euch schon einmal erzählt. Könnt ihr euch erinnern an die Geschichte vom König Heinrich, der vor tausend Jahren in Deutschland herrschte? Er trug schon damals diese uralten Zeichen der Kaiserwürde. Von jeher haben die alten deutschen Kaiser als Zeichen ihrer Macht und Herrlichkeit eine wunderbare goldene Krone getragen, die mit Edelsteinen besetzt war. Sie hatten einen goldenen Apfel, den Reichsapfel, das Zepter, mit dem sie regierten (das ist eine Art Stab), und ein uraltes Schwert. Zeigten sie sich bei feierlichen Anlässen dem Volke, hielten sie Beratungen ab oder saßen sie auf dem Kaiserthron, dann bedeuteten diese Reichskleinodien jedermann: Das ist der deutsche Kaiser! – Vor vielen hundert Jahren hat einer der deutschen Kaiser diese Schätze nach Nürnberg gebracht und hat bestimmt, daß sie dort für ewige Zeiten sollten aufbewahrt werden. Vor etwa hundert Jahren aber mußte man sie bei Nacht und Nebel aus Nürnberg wegschaffen, denn die Feinde standen dicht vor der Stadt und hätten die Reichskleinodien geraubt, wenn sie sie gefunden hätten! Damals kamen Schwert und Apfel, Zepter und Krone nach Wien. Dort ruhten sie viele, viele Jahre lang, so lange, bis Adolf Hitler sie wieder nach Nürnberg zurückholte. Davon werde ich euch noch erzählen.

In dieser wunderschönen Stadt treffen sich alljährlich viele, viele Nationalsozialisten. Adolf Hitler und seine Parteigenossen kommen nach Nürnberg und halten dort den großen Parteitag ab. Schon früher hat unser Führer Parteitage abgehalten. Anfangs waren es nur ein paar Männer, die kamen, wenn er sie rief, sogar gegen das Verbot der Polizei. Allmählich aber wurden ihrer immer mehr und mehr und jetzt kommen schier unzählig viele Menschen nach Nürnberg! – Der Parteitag ist solch ein schönes Fest für alle, die treu zu Adolf Hitler und zu Deutschland stehen, daß unser Führer befohlen hat, große und wunderbare Bauwerke in Nürnberg aufzurichten, damit alle Feiern würdig begangen werden können. Er hat sich unsere besten deutschen Baumeister nach Nürnberg kommen lassen und es entstehen dort in fleißiger Arbeit

so wunderschöne und riesige Gebäude, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Sie sind noch nicht alle fertig, dazu bedarf es noch manchen Jahres fleißiger Arbeit. Aber sie wachsen und werden und jeder, der das mit ansehen kann, stärkt und erhebt sein Herz daran.

Schon lange vor dem Parteitag muß sich die ganze Stadt Nürnberg vorbereiten auf die vielen Menschen, die da kommen werden. Endlose Züge laufen auf dem Bahnhof ein. Längst nicht alle Nationalsozialisten können in den Häusern von Nürnberg unterkommen – nein, so viele Häuser gibt es dort gar nicht. Deshalb werden rings um die Stadt Zelte gebaut. Die Männer vom Arbeitsdienst, die SA- und SS-Männer, die Hitlerjugend und die Arbeitsmaiden wohnen in Zelten. Dort geht es lustig zu und an Essen und Trinken ist kein Mangel." „Wir wollen auch einmal in solch einem Zelt schlafen!" riefen die Kinder, denn das gefiel ihnen natürlich gleich. „Ja, aber dann müßt ihr auch so tüchtig sein wie die großen Hitlerjungen. Denn die sagen: Mit der Bahn nach Nürnberg fahren kann jeder! Wir aber wollen hinmarschieren! Und so machen sie sich auf mit ihren Fahnen und marschieren von zu Hause fort viele Tage lang durch das deutsche Land, bis sie nach Nürnberg kommen. Dort dürfen sie dann am Führer vorbeimarschieren. Der hat seine Freude an den strammen Jungen und grüßt sie und ihre Fahnen." „Und da heult dann keiner: Mutter, ich bin müde, Mutter, ich kann nicht mehr! Wie der Fritz immer heult, wenn wir mal einen längeren Weg machen!" meinte der große Hermann verächtlich. „Die sind ja auch viel größer als ich", verteidigte sich Fritz, „wenn ich erst groß bin, marschiere ich auch nach Nürnberg, du wirst schon sehen!" „Aber jetzt erzähl weiter von Nürnberg und wer noch alles hinkommt", meinte Gertrud, „die Jungen sollen nicht streiten!"

Denkt nur an, der Parteitag dauert eine ganze Woche! Ein einziger Tag würde für das viele, was es da zu sehen und zu erleben gibt, niemals ausreichen. Früher, als erst wenige Menschen zu Adolf Hitler hielten, da konnte er seine Freunde alle an einem Tage sehen, an einem Tage sich mit ihnen besprechen und daher ist dieser Name Parteitag geblieben. Heute aber gibt's eine ganze Woche lang zu tun! Gleich am ersten Tag kommt der Führer nach Nürnberg gefahren. Auf den Straßen stehen



dicht an dicht die Menschen, die ihn schon anfangs sehen wollen, und dann herrscht ein grenzenloser Jubel in der alten Stadt. Der Führer wird feierlich im schönen, alten Rathause begrüßt. Von den vielen, vielen Kirchen Nürnbergs läuten alle Glocken zum Zeichen dafür, daß er in der Stadt weilt und nun der Parteitag beginnt. Die ganze Stadt dröhnt und hallt von dem Geläute und allen Menschen ist festlich zumute.

Wollte man von allem erzählen, was sich dann in Nürnberg ereignet – ich glaube, da würde man auch eine Woche dazu brauchen! Draußen vor der Stadt finden auf riesigen, wunderbaren Plätzen und Wiesen die

großen Aufmärsche statt. Gleich in den ersten Tagen dürfen die Arbeitsdienstmänner den Führer sehen. Sie haben ihre Oberkörper bloß, damit jedermann sehen kann, wie sie braungebrannt sind von der Sonne und wie stark und kräftig sie geworden sind vom Arbeiten in Moor und Heide, in Wald und Feld. Über der Schulter trägt jeder Mann seinen Spaten und alle Spaten sind blank geputzt, daß sie nur so in der Sonne blitzen. Auch die Arbeitsmaiden fehlen nicht. Sie tragen weiße Blusen und schmucke Röcke und sehen nicht minder gesund und froh aus. Sie alle dürfen am Führer vorbeimarschieren. Und wie sie marschieren können! Da klappt alles genau so gut wie bei den Soldaten. Schließlich stehen sie alle auf der riesigen Zeppelinwiese vor dem Führer. Dann heben die vielen tausend Arbeitsmänner ihre Spaten und machen damit den Ehrengriff. Ihr habt doch schon gesehen, wie die Soldaten das Gewehr präsentieren. Genau so präsentieren die Arbeitsmänner ihre Spaten – und wie Silber blitzen die vielen tausend Spaten über die Wiese hin. Dann singen die Arbeitsmänner ihre wunderschönen Lieder und schließlich spricht der Führer zu ihnen. Er sagt ihnen, warum sie im Arbeitsdienst sind – damit sie einmal alle die schwere Arbeit des Bauern kennenlernen; damit sie erleben, daß alle jungen Deutschen zusammengehören und keiner etwas Besseres ist als der andere; damit sie lernen, die deutsche Erde und unser deutsches Land zu lieben. Wir sind stolz auf euch, so sagt der Führer, ganz Deutschland liebt euch. Und all die Arbeitsmänner und Arbeitsmaiden rufen begeistert: Heil mein Führer! Zum Schluß marschieren sie alle durch die Stadt Nürnberg. – Am andern Tag darf die Hitlerjugend vor dem Führer aufmarschieren. Viele tausend Hitlerjungen und Hitlermädel versammeln sich im Nürnberger Stadion. Wenn der Führer kommt, wissen sie sich vor Jubel gar nicht zu fassen. Ihre Rufe hallen über das weite Feld und der Führer lacht und strahlt ebenfalls vor Freude, wenn er seine Jungen und Mädel so sieht. Dann marschieren feierlich die Fahnen ein. Auf einem besonderen Platz steht eine große Zahl von Pimpfen und blasen Fanfaren, das ist eine Art Trompete. Dann spricht Adolf Hitler zu seinen Jungen und Mädeln. Gehorchen müssen sie und treu sein; unerschütterlich zusammenhalten und nie den Mut verlieren – dann werden sie einmal richtige deutsche Männer und

deutsche Frauen. Und immer und immer wieder jubeln die Jungen und Mädel ihrem Führer zu!

So wie der Arbeitsdienst und die Hitlerjugend marschieren die SA und ϟϟ in der Luitpold-Arena vor dem Führer auf. Abends gibt es große Fackelzüge, bei denen die Männer alle eine Fackel in der Hand tragen. Dann ist es, als ob ein breites, leuchtendes Band aus Feuer und Licht durch die alten Straßen Nürnbergs marschiert, vorbei am Führer. Einer dieser Abendaufmärsche ist ganz besonders feierlich und schön. Er führt die Männer des Führers hinaus auf das riesige Zeppelinfeld. Dort sind große Tribünen gebaut, in deren Mitte ein großer, feierlicher Säulenbau steht. Der Säulenbau trägt das Hakenkreuz und dort ist der Platz, von dem aus der Führer spricht. Ehe der Führer kommt, marschieren die vielen, vielen Tausende von Hakenkreuzfahnen ein, die die Männer aus ganz Deutschland nach Nürnberg gebracht haben. Rot leuchtet das Tuch durch die Nacht, schwarz spricht das Hakenkreuz aus dem weißen Kreis. Es ist ein wunderbarer Anblick, wenn dann der Führer vor der feierlichen Säulenhalle steht, umgeben von seinen Fahnen und zu seinen Männern spricht. Riesige Scheinwerfer sorgen dafür, daß der Führer und seine Männer es hell haben und einander sehen können. Die Scheinwerfer strahlen ihr Licht hinauf in den nächtlichen Himmel, so daß es aussieht, als wäre aus dem Licht selbst eine große Kirche gebaut, in der die Männer alle stehen. – Am Tage im hellen Sonnenschein aber finden fröhliche Spiele auf den großen Wiesen statt. Da werden schwere Bälle, ja ganze Baumstämme geworfen, es wird um die Wette gelaufen und geritten. Die Mädchen führen schöne Tänze vor. Auch an all dem hat Adolf Hitler große Freude, denn er will, daß jeder Junge und jedes Mädel stark, gesund und mutig ist. Stubenhocker und Feiglinge will er keine haben!

So geht es die ganze Woche über. Dazwischen haben der Führer, seine Männer und auch die Frauen viel, viel Arbeit; sie kommen zusammen, um vielerlei mit einander zu besprechen. Wieder und wieder spricht der Führer zu ihnen, ebenso Hermann Göring, Rudolf Heß, der den Führer vertritt, Doktor Goebbels aus Berlin und noch andere treue Mitarbeiter mehr. Sie berichten darüber, was alles sie durch ihre Ar-

beit im vergangenen Jahr erreicht haben. Bei keinem ist das wenig, das dürft ihr glauben. Sie sagen, was weiter geschehen wird, und mahnen alle, unerschütterlich zusammenzustehen und dem Führer treu und gehorsam zu sein. Denn solange wir das sind, muß es vorwärts gehen bei uns in Deutschland!

So geht der große Parteitag in Nürnberg dann schließlich seinem Ende zu. Am letzten Tag dürfen die Soldaten auf dem großen Märzfeld zeigen, was sie können. Aber wie unser Führer dafür sorgte, daß wir wieder genug Soldaten bekamen – davon habe ich euch ja noch gar nichts erzählt! Das müssen wir gleich nachholen.

## Adolf Hitler schafft die deutsche Wehrmacht

Könnt ihr euch noch erinnern an den tapferen und guten Hauptmann, der mit dem Kaufmann Schmitthammer aus meiner Heimatstadt den ganzen großen Krieg mitgemacht hat? „Ja, Mutter, ja!" so riefen die Kinder, „und als er heimkam, da hat ihn auf dem Bahnhof böses Gesindel überfallen und beschimpft –". Ja, und hat ihm den Degen und die Achselstücke weggerissen, an denen man einen Offizier erkennt. Von diesem Hauptmann sollt ihr jetzt weiter hören.

Als der Krieg zu Ende war, blieb er noch eine Weile bei Schmitthammers wohnen. Ich kann mich noch gut an den Hauptmann Eckersdorff erinnern, so hieß er. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann. Sein Haar war im Kriege grau geworden. Die Stirn war von vielen Falten durchzogen, aber unter ihr sahen ein paar klare, graue Augen streng und gerade in die Welt. Seine Uniform trug er nicht mehr, seit die Bösewichter sie beschimpft hatten. Er trug Anzüge, wie die andern Männer auch. Aber es sah doch immer aus, als ob er eine Uniform anhätte, denn er hielt sich so aufrecht und straff, daß man gleich wußte: Der da kommt, das ist ein deutscher Offizier. Der Hauptmann Eckers-

dorff hat dann wohl an seine Frau einen Brief geschrieben. Sie lebte weit weg in Ostpreußen bei ihren Eltern auf einem Gut. Er hat sie gebeten, mit ihrem kleinen Jungen zu ihm zu kommen. Der war damals zwei Jahre alt. Und als sie dann kam, die stille, blonde Frau mit dem lebhaften, kleinen Bübchen, da fuhren alle drei weg aus meiner Heimatstadt in die große Stadt Köln am Rhein. Dort wollten sie nun versuchen, ein neues Leben zu beginnen.

Offizier sein konnte der Hauptmann Eckersdorff nun nicht mehr. „Warum nicht, Mutter?" fragte der zerstreute Fritz. „Aber Fritz", sagte Hermann vorwurfsvoll, „hast du denn schon wieder vergessen, was Mutter uns erzählt hat? Die Feinde hatten uns doch verboten, ein ganzes großes Heer Soldaten zu haben, so wie früher!" „Ja, so war es. In einer kleinen engen Wohnung in Köln erlebte es der Hauptmann Eckersdorff, wie ein paar Männer aus Deutschland – rechte deutsche Männer waren es nicht! – in Versailles bei Paris das große Buch voll Unrecht unterschrieben, von dem ihr schon wißt. Es traf ihn schwerer als manchen anderen. Sein Vater war Offizier gewesen und dessen Vater wieder. Solange der Hauptmann seine Familie zurückverfolgen konnte, waren alle Eckersdorffs nichts anderes gewesen als Offiziere. Auch er konnte sich gar kein anderes Leben denken, als morgens zum Dienst anzutreten, auf dem Kasernenhof die Rekruten zu exerzieren, die Übungen zu leiten, der Truppe voranzureiten, oder, wenn es sein mußte wie im großen Kriege, ihr voranzugehen in jedem Kampf, und flögen die Kugeln der Feinde auch noch so dicht.

Das war nun aus und vorbei. Jetzt mußte er versuchen, auf irgendeine Weise Geld zu verdienen, damit er, seine Frau und sein kleiner Junge zu essen hatten. Wie sollte er das anfangen? Das war damals gar nicht so einfach. Denn vielen tüchtigen Offizieren ging es ja genau so wie ihm. Auch sie konnten nun nicht mehr Soldaten sein, sondern mußten versuchen, sich ihr Brot anders zu verdienen. Es war eine harte, schwere Zeit für den Hauptmann Eckersdorff und seine Frau. Er versuchte noch einmal etwas Neues zu lernen und sich wieder auf die Schulbank zu setzen – aber es wollte nicht gehen, er war doch schon zu alt dazu und war im großen Krieg zu müde geworden. Er versuchte, ein Geschäft

aufzumachen und es so zu halten, wie er es bei seinem Kriegskameraden Schmitthammer gesehen hatte. Aber er taugte nicht zum Kaufmann. Auch das wollte gelernt und verstanden sein. Schließlich fand er eine Stelle in einem Büro, wo er Tag für Tag Schreibarbeit zu tun hatte. Dort verdiente er das Nötigste zum Leben. Er sprach niemals davon, wie schwer dies alles ihm fiel. Seine Frau wußte es, auch wenn er schwieg. Die richtigen Soldaten klagen eben nicht, wenn sie es schwer haben, sie schweigen lieber.

Wenn er so auf seinem Büroschemel vor dem Schreibtisch saß und in den großen Büchern lange Zahlenreihen zusammenrechnen sollte, dann sah er plötzlich vor sich einen großen, schönen Exerzierplatz voller Soldaten. Er sah sich selbst auf dem Pferd und hörte sich kommandieren: Still gestanden! Das Gewehr über, Kompanie marsch! Und wenn sein Vorgesetzter im Büro vor ihm stand, um ihm eine neue Arbeit aufzutragen, dann hörte er plötzlich gar nicht, was dieser Mann zu ihm sagte. Nein, er hörte den Marsch, bei dessen Klängen sein Regiment damals bei Ausbruch des Krieges nach Frankreich hineinmarschiert war. Dann konnte sein Vorgesetzter mißbilligend sagen: Herr Eckersdorff, Sie hören mir ja gar nicht zu!

Abends saß der Hauptmann daheim, müde und still in einer Ecke und starrte vor sich hin. Immer und immer wieder mußte er denken an das große Buch voll Unrecht, das Buch von Versailles. Die allergrößte Schmach für Deutschland war doch, daß wir keine Soldaten mehr haben durften und keine Waffen mehr. Und am schlimmsten war, daß wir Deutsche selbst unsere Festungen und Schiffe, unsere Flugzeuge und Kanonen zerstört hatten auf den Befehl der Feinde hin. Wir waren wehrlos geworden und das hieß zugleich auch ehrlos sein. Die Ehre des Deutschen Volkes war aber für den Hauptmann Eckersdorff das Höchste, was es gab! Es war zugleich seine eigene Ehre und ohne die konnte er auf die Dauer nicht leben. Er erinnerte sich daran, wie auf dem kleinen Bahnhof meiner Heimatstadt seine Achselstücke und sein Eisernes Kreuz zertreten im Schmutz gelegen waren. Nein, nie im Leben konnte er das vergessen, niemals konnte er wieder richtig froh werden nach all dem! Was hätte sein Vater getan und gesagt, was sein Großvater und Ur-

großvater, wenn sie solches hätten erleben müssen! Und er war nichts Geringeres gewesen als sie – ein tapferer Offizier, der immer seinen Mann gestanden hatte.

Einen Trost aber hatten der Hauptmann Eckersdorff und seine stille Frau in dieser schweren Zeit. Das war ihr kleiner Junge, der Werner. Er wußte noch nichts vom Kummer seines Vaters und verstand ihn vorerst noch gar nicht. Fröhlich und unbekümmert wuchs er heran in der Stadt Köln am Rhein. Kam der Vater abends heim, dann ritt er ihm auf seinem Steckenpferd entgegen. Er trug einen Helm aus Papier auf dem Kopf und sang mit heller Stimme: „Wer will unter die Soldaten . . .“ Soldatspielen tat er am allerliebsten, wie alle anderen Jungen auch. Es steckte ja förmlich in ihm drin von Vater, Großvater und Urgroßvater her. – Als Werner Eckersdorff vier, fünf Jahre alt wurde, da wurde er genau ein solches Fragezeichen, wie ihr beide seid, Fritz und Gertrud. Den ganzen lieben Tag ging es immer „Warum, Mutter?“ und „Wieso, Mutter?“. Kam der Vater abends heim, dann mußte der die Antwort geben auf all die vielen Fragen. Geschichten konnte Werner Eckersdorff auch gar nicht genug hören, genau so wie ihr. Und da er seinen Vater immer wieder darum plagte, so erzählte dieser ihm von früheren Zeiten, wie er als junger Mann Soldat und Offizier wurde, wie dann der Krieg ausbrach und was er in den vier langen Kriegsjahren alles erlebt hatte mit dem Kaufmann Schmitthammer und seinen anderen Soldaten. Er erzählte auch, wie ihm nach einer schweren Schlacht ein hoher Offizier das Eiserne Kreuz an die Brust geheftet hatte, und vieles andere mehr.

Das alles gefiel dem Werner über die Maßen gut. Am liebsten hätte der Vater gar nicht aufhören sollen zu erzählen. Hauptmann sein und den Soldaten voranreiten, wie der Vater früher getan hatte – das war doch etwas anderes als Tag für Tag ins Büro zu gehen und vor einem Schreibtisch zu sitzen, so dachte der kleine Werner. „Du solltest auch lieber wieder eine Uniform anziehen und die Soldaten anführen, Vater!“ so sagte er eines Tages, „warum tust du das jetzt nicht mehr?“ Seht ihr, so fragte Werner Eckersdorff genau wie ihr auch gefragt hättet. Diesmal aber bekam er keine Antwort von seinem Vater. Erschrocken

sah er, wie dessen Gesicht mit einem Mal finster und hart wurde, wie die Lippen sich fest zusammenpreßten. Dann sprang der Vater auf. Er ging aus dem Zimmer und ließ sich an jenem Abend nicht mehr sehen. Der kleine Werner fing zu weinen an. Was hatte er da getan? Er war sich gar keines Fehlers bewußt. Er lief zur Mutter, um sich Trost zu holen und erzählte schluchzend, was sich zugetragen hatte. Die gute Mutter erklärte ihm dann alles und schärfte ihm ein, daß er nie wieder seinen Vater so fragen dürfte. „Sieh einmal an", so sagte sie, „es ist sehr, sehr schwer für den Vater, daß er nicht mehr Offizier sein kann. Er hat ja sein Leben lang nie etwas anderes sein wollen! Jetzt aber kann er nicht mehr Offizier sein, weil wir Deutschen ja keine Soldaten mehr haben dürfen. Da müssen wir ihm helfen, diesen Kummer zu tragen. Wir müssen ihn sehr lieb haben dafür, daß er so tapfer ist und für uns eine Arbeit tut, die er eigentlich nicht gelernt hat und an der er keine rechte Freude finden kann. Wenn du ihn so fragst, wie du getan hast, dann tust du dem Vater weh – und das willst du doch gewiß nicht?"

Nein, das wollte Werner nicht. Er verstand zwar nicht ganz, was die Mutter meinte, er war noch ein wenig zu klein dafür, aber er fragte doch nie wieder so. Und doch machte er seinen Vater noch einmal so zornig, ohne es zu wollen! Eines Sonntags ging er mit dem Vater spazieren, da trafen sie einen Freund von diesem, der auch früher Offizier gewesen war. Dieser Freund hatte Freude an dem kleinen Jungen, er sprach und scherzte mit ihm und fragte zum Schluß: „Weißt du auch schon, was du einmal werden willst, Werner?" Da sagte der kleine Werner, ohne sich zu besinnen: „Soldat will ich werden, Offizier, wie mein Vater!" Gleich darauf aber erschrack er bis in sein kleines Herz hinein. Wie damals so wurde auch jetzt wieder das Gesicht des Vaters finster und hart. Fest faßte er die Hand seines Jungen und sagte mit rauher Stimme: „Soldat kannst du nicht werden und Offizier auch nicht mehr, das gibt es nicht mehr für einen deutschen Jungen, das ist aus und vorbei!" Der kleine Werner fing erschrocken zu weinen an. Der Freund des Vaters wollte ihn trösten und sagte: „Aber, Eckersdorff, nehmen Sie dem Jungen doch nicht die Freude, es ist ja noch nicht aller Tage Abend. Passen Sie auf, wir erleben es noch, wie die deutschen

Jungen wieder Soldaten werden!" Aber Werners Vater schüttelte nur stumm den Kopf. Er glaubte nicht daran und hoffte nichts mehr. Seht ihr, so ging es dem Hauptmann Eckersdorff damals. Er war ganz und gar verzweifelt über das, was in Deutschland geschah, und konnte an nichts Gutes mehr glauben. Was mußte er aber auch nicht alles erleben in der Stadt Köln am Rhein! Nicht nur, daß in all den schönen, deutschen Städten an diesem großen Fluß keine deutschen Soldaten mehr Wacht halten durften – nein, die Feinde hatten uns fremde Soldaten, ihre Soldaten, dort hingesetzt. In die uralte deutsche Stadt Köln kamen englische Soldaten mit ihren Offizieren und spielten sich dort als Herren auf. Das war schon schlimm genug. In die Stadt Mainz aber, die gar nicht weit von Köln entfernt ist, da schickten die Franzosen schwarze Soldaten – Neger aus Afrika! Habt ihr schon einmal solche Schwarze gesehen? Sie haben krauses, wolliges Haar und dicke, aufgeworfene Lippen. Nirgends in der ganzen Welt haben Schwarze über uns Menschen mit weißer Hautfarbe zu befehlen. Nur damals am deutschen Rhein taten uns die Franzosen diese Schmach an! Da standen die schwarzen Kerle überall und hielten Wache vor unseren deutschen Kasernen, an unseren deutschen Brücken und Eisenbahnen, vor den Häusern, in denen französische Offiziere wohnten. Ja, sie badeten sogar im schönen deutschen Rhein!

Nun lernten die Leute am Rhein erst, was es hieß, wehrlos zu sein. Denn die fremden Soldaten taten mit ihnen, was sie wollten. Eines Tages klopfte es laut und hart an die Tür bei Eckersdorff. Neugierig lief der Werner hinter seiner Mutter her, um zu sehen, was es gäbe. Der Vater war im Büro. Draußen stand ein Soldat in fremder Uniform, der drückte Frau Eckersdorff einen Brief in die Hand und sprach ein paar Worte zu ihr, die Werner nicht verstand. Er sah nur, wie seine Mutter blaß wurde vor Schreck. In dem Brief stand, daß sie rasch ihre Wohnung räumen müßten, denn sie wurde für einen fremden Offizier gebraucht. Was würde der Vater sagen, wenn er heimkäme! Aber der sagte nichts, gar nichts. Er starrte nur finster vor sich hin. So weit war es gekommen in deutschen Landen, daß sich deutsche Menschen mußten fortjagen lassen von Fremden. Mit Mühe und Not fanden die Eckers-

dorffs eine andere Wohnung, die kleiner und schlechter als die alte war. Das war nicht leicht für die ganze Familie. Denn gerade in jener Zeit kam Werners Schwester Luise zur Welt und ein Jahr darauf die kleine Friederike. Werner und die kleinen Mädel hätten so gut mehr Platz zum Herumtollen und Spielen brauchen können! Aber das half nichts. Sie mußten sich begnügen so gut es ging.

Nicht ihnen allein war es so ergangen und der Auszug aus der Wohnung war nicht das einzige, was sie erdulden mußten. Die Stadt wimmelte von fremden Soldaten und Offizieren. Auf dem Gehsteig und auf der Fahrbahn mußte man ihnen ganz höflich ausweichen und schön Platz machen – sie waren die Herren hier! Wenn die Militärmusik ihre fremden Lieder spielte, mußten die deutschen Männer und Jungen die Hüte abnehmen. Aber Deutschland, Deutschland über alles, das durfte nicht gespielt werden! – Nach 9 Uhr abends durfte niemand mehr auf der Straße sein und die Feinde benahmen sich, als ob wir Deutschen allesamt noch kleine Schuljungen wären. Wehe, wenn ihnen jemand nicht gehorchte! Den hielten sie fest, steckten ihn ins Gefängnis und seine Verwandten wußten nicht, ob sie ihn jemals wieder sehen würden. – Damals verlernten die Leute in Köln das Lachen. Werners Vater wurde immer noch ernster und stiller, sein Haar immer grauer, sein Gesicht sah immer älter aus. Werner selbst ging nun schon zur Schule, er war auch nicht mehr so ganz klein und dumm. Viel früher als sonst die deutschen Jungen lernte er auf diese Weise, was es heißt, wenn die Deutschen keine Waffen mehr haben und keine Soldaten mehr. Dann sind sie nicht mehr die Herren im eigenen Land, dann können die Fremden, die Feinde mit ihnen tun was sie wollen. – Niemand half damals den Leuten am Rhein und sie selbst konnten sich nicht helfen. Einen Trost aber hatten sie: Die Feinde würden nur ein paar Jahre dableiben, so war es ausgemacht. Einmal mußten die Schmach und die Schande ein Ende nehmen, daß fremde Soldaten als Herren am deutschen Rhein und in den deutschen Städten herumspazierten.

Werner war schon ein recht großer Schuljunge, als es endlich auch für die Stadt Köln so weit kam. Noch einmal traten die fremden Soldaten vor ihren Offizieren an. Dann wurden die fremden Fahnen von

den Gebäuden der Stadt heruntergeholt. Die Offiziere räumten die Wohnungen und das ganze fremde Soldatenwesen zog ab. An jenem Tag läuteten in Köln alle Glocken und die Stadt feierte ein großes Freudenfest. Wie alle anderen Jungen in Köln so war auch Werner Eckersdorff aus dem Häuschen! Nun durften sie ihre deutschen Lieder wieder singen – die Feinde waren fort! Nun würde endlich, endlich auch der Vater wieder einmal froh werden und lachen – ach, darauf freute er sich ganz besonders! So schnell er nur konnte lief er aus der Schule heim. Aber es kam nicht ganz so, wie er sich gedacht hatte. Wohl schien dem Vater ein wenig freier zumute zu sein, wohl sprach er mehr als sonst. Aber freuen, so wie die ganze Stadt sich freuen tat – nein, das



tat Hauptmann Eckersdorff nicht! „Was heißt denn frei, mein lieber Junge?“ so fragte er Werner, „wo sind denn unsere deutschen Soldaten? Wenn es den Feinden wieder einfällt, so können sie jeden Tag von neuem in unser Land hereinmarschieren. Wehren können wir uns nicht, denn wir haben keine Soldaten und keine Waffen. Nein, nein, Werner, frei sind wir nicht! Wer wehrlos ist, ist niemals frei, merk dir das!“ Und Werner sah ein, daß der Vater recht hatte. Nun konnte er sich auch nicht mehr so freuen wie vorher.

Danach ging in der Stadt Köln das Leben weiter seinen Gang. Werner wurde immer größer und größer, er rückte von einer Schulklasse in die nächste auf. Allmählich wurde es wirklich Zeit, daß er sich überlegte, was er nun werden wollte. Aber soviel er auch nachdachte, er kam immer zu demselben Schluß: Offizier wollte er werden! Das gab er zur Antwort, wenn jemand ihn fragte. Er sprach auch mit seiner guten Mutter darüber, nur mit seinem Vater nicht. In seinem trotzigen Jungenherzen konnte er es einfach nicht glauben, daß es unmöglich sein sollte für einen deutschen Jungen, Offizier zu werden. Wenn der Vater im Büro war und die Mutter an ihrem Nähtisch saß, dann sah er sich immer wieder die Bilder an, die bei Eckersdorffs im Wohnzimmer hingen. Es waren alles Bilder von Offizieren und diese Offiziere waren sein Vater und seine Vorfahren. Die Mutter erzählte ihm dazu.

Als erster war da Hans Jürgen Eckersdorff. Er hatte dem König Friedrich dem Großen, von dem ihr auch schon gehört habt, bei den Dragonern als Offizier gedient. Unter weißgepudertem Haar sah ein frisches, verwegenes Gesicht hervor. War es nicht drollig, daß damals die Männer, ja sogar die Soldaten Zöpfe trugen, wie heute nur noch die Mädchen? Prächtig war er anzusehen in seinem blauen Uniformrock. Der Kragen und die Umschläge des Rockes waren schwarz und der ganze Rock war mit silberner Stickerei verziert. Im Hintergrund des Bildes sah man Reiter zu Pferde und ein paar Kanonen, wie es sie heute gar nicht mehr gibt. Hans Jürgen Eckersdorff hatte die Schlacht bei Roßbach mitgemacht. Damals hatten die Preußen unter ihrem großen König und dem tapferen General Seydlitz einen herrlichen Sieg über die Feinde errungen. „Seydlitz – so heißt ein großes Schiff, Mutter!“

rief Hermann. „Ja freilich! Adolf Hitler hat ihm diesen Namen geben lassen, damit es uns an diesen tapferen General erinnert. Wir hatten während des großen Krieges schon einmal ein schönes Schiff mit diesem Namen, müßt ihr wissen. Daran soll uns unser neues Schiff auch wieder erinnern. Denn die Offiziere und Matrosen haben damals im Krieg sehr tapfer und mutig darauf gekämpft.“

Aber hört weiter von den Bildern, die in Werner Eckersdorffs Elternhaus hingen und die er sich anzusehen pflegte. Der Offizier auf dem nächsten Bild sah ganz anders aus. Er trug sein Haar nicht mehr weiß gepudert und hatte auch keinen Zopf mehr. Der hatte bei den Kürassieren gedient, erzählte Werners Mutter, und er hieß Friedrich Wilhelm Eckers-



dorff. Sein Gesicht war ernst und trotzig, es erinnerte Werner so sehr an seinen Vater! Friedrich Wilhelm Eckersdorff hatte die schwere Schlacht bei Jena mitgemacht, damals, als die preußischen Soldaten vom französischen Kaiser Napoleon bis aufs Haupt besiegt worden waren. Ja, auch damals war die Zeit schwer gewesen für Deutschland. Die fremden Soldaten standen nicht nur am Rhein, nein, bis nach Berlin und weiter hinauf noch herrschten die Feinde! Dann aber hatte das Land sich erhoben wie ein Mann, so wußte Werner, und die Deutschen hatten so lange gekämpft, bis sie frei waren. In der Schlacht an der Katzbach hat der tapfere Friedrich Wilhelm sein Leben gelassen für Deutschland, unter dem großen Feldherrn Blücher, den sie nur den Marschall Vorwärts nannten. – Das nächste Bild zeigte Werners Urgroßvater, Heinrich Günther Eckersdorff. Der war bei den preußischen Füsilieren Offizier gewesen. Er hatte den Krieg von 1870/71 mitgemacht und die große Schlacht bei Sedan. Da stand er, die Hand leicht auf seinen Degen gestützt. Schmuck sah er aus im blauen Uniformrock mit roten Aufschlägen, auf dem Kopf den Helm, das große Portepee an der Seite. Es hieß, daß er, Werner, ihm ähnlich sah. – Dann kam ein Bild seines Großvaters, dann sein Vater als junger Leutnant. Sonderbar einfach und schmucklos sah er aus in der bunten Reihe der Bilder. Er hatte nur einen feldgrauen Rock an und trug keine so prächtige Uniform wie die anderen. Ja, der letzte Krieg war der größte und schwerste gewesen, der je über Deutschland gekommen war. Die deutschen Soldaten hatten damals alle den gleichen feldgrauen Rock getragen. Und nun sollte es in dieser Reihe kein neues Bild mehr geben? Kein Bild von ihm selbst, von Werner Eckersdorff als jungem Offizier? Das konnte er nicht glauben, das war nicht möglich!

Je größer und älter Werner Eckersdorff wurde, desto mehr nahm ihn sein Vater auf Spaziergängen mit. Er durfte ihn manchmal auch abends begleiten, wenn er ausging, um alte Freunde zu treffen. Viele von ihnen waren Offiziere gewesen wie Werners Vater, andere wieder hatten den Krieg als einfache Soldaten mitgemacht. Ehemalige Soldaten waren sie jedenfalls alle. Unter ihnen hörte Werner zum erstenmal von Adolf Hitler und seinem Kampf. Ein paar Kriegskameraden von Werners

Vater hatten sich ihm mit Haut und Haar verschrieben! Sie waren SA-Männer geworden und glaubten fest an Adolf Hitlers Sache. „Eckersdorff", so sagten sie, „kommen Sie in die Partei, kommen Sie zu uns! Kämpfen Sie mit, wie früher im Krieg, so auch jetzt! Glauben Sie nur, Adolf Hitler wird unser aller Führer. Er wird dafür sorgen, daß wir wieder Soldaten bekommen und dann wird Deutschland wieder frei!" Mit heißen Wangen und glänzenden Augen hörte Werner zu. Wie herrlich wäre es, wenn das wahr würde! Aber sein Vater konnte nicht recht daran glauben. Wie – Adolf Hitler? Wer war denn das? Ein einfacher, unbekannter Soldat aus dem Krieg! Was unsere großen Feldherrn Hindenburg und Ludendorff nicht fertig bekommen hatten, das wollte dieser eine, unbekannte Mann zustande bringen? Nein, das war wohl nicht möglich! So blieb der Hauptmann Eckersdorff weiter abseits stehen für sich allein. Sein Werner aber war nicht mehr zu halten. Er wurde erst ein Hitlerjunge, dann ein SA-Mann und war mit ganzem Herzen bei Adolf Hitler und seinem Kampf um Deutschland. Der Vater duldete alles stillschweigend und redete ihm nichts drein. Zusammen mit seinem Jungen erlebte er dann, wie Adolf Hitler unser Führer wurde. Aufmerksam sah der Hauptmann Eckersdorff zu, wie Not und Elend im Lande verschwanden, wie die Menschen wieder Arbeit fanden und wie ein neues Leben in Deutschland begann. Tief in seinem Herzen freilich mußte er immer an eines denken: Das große Buch voll Unrecht, das Buch von Versailles – es war noch immer nicht aus der Welt geschafft! Noch immer waren wir wehrlos, noch immer hatten wir keine Soldaten! Was sollte alles andere nützen, solang sich dies nicht änderte? Ob Adolf Hitler wohl auch daran denken würde? Ob es ihm gelingen würde, dem deutschen Vaterland die Ehre wieder zu geben?

An einem wunderschönen Maientag machte der Hauptmann Eckersdorff zusammen mit seinem Werner eine kleine Wanderung. Sie wanderten in ein Dörfchen am Rhein. Dort war ein kleines Fest. Sie saßen mit vielen fröhlichen Menschen im Frühlingssonnenschein unter grünen Kastanienbäumen in einem Wirtsgarten bei einem Glas Wein. Da stellte der Wirt plötzlich den Lautsprecher an und es ertönte eine Stimme, so ernst und machtvoll, daß das fröhliche Lachen und Sprechen sofort

verstummte. Die Menschen hörten wie gebannt ganz aufmerksam zu. „Der Führer spricht, Vater!" so flüsterte Werner Eckersdorff. Was würde er ihnen, was würde er der ganzen Welt sagen? Und nun hörte der Hauptmann endlich, endlich die Worte, auf die er so lange schon gewartet hatte. Er hätte sie längst von Adolf Hitler hören können, wenn er sich früher darum gekümmert, in seine Versammlungen gegangen wäre oder sein Buch gelesen hätte! Da sprach der Führer zum ganzen deutschen Volk, ja zur ganzen Welt von dem Unrecht, das uns Deutschen geschehen war und das aufgezeichnet steht im Buch von Versailles. Er sprach davon, wie wir unsere Waffen weggelegt hatten im Vertrauen auf das Wort unserer Feinde. Sie hatten uns ja versprochen, das gleiche zu tun! Dann aber hatten sie ihr Wort gebrochen und hatten Deutschland so schwer bedrückt, gedemütigt und geknechtet, wie es noch niemals in der Welt geschehen war. Er forderte die andern Völker auf, nun endlich einzuhalten mit diesem Unrecht und mit uns Deutschen von neuem anzufangen. Denn wir sind wahrhaftig kein schlechteres Volk als andere, wir haben unser Wort gehalten! Aber wir wollen und können nicht länger wehrlos und ehrlos bleiben, während alle Völker rings ums uns Waffen und Soldaten haben im Überfluß. – Wir sind nicht schuld gewesen am Krieg, so sagte Adolf Hitler, und wollen auch diese Lüge nicht länger hinnehmen. Und nun, sagte unser Führer, sollen die anderen Völker auch endlich halten, was sie versprochen haben. Sie sollen ihre Waffen weglegen, wie wir sie weggelegt haben, und sollen ihre Soldaten heimschicken, so wie wir zum Kriegsende taten. Dann wollen wir uns zufrieden geben.

Nun, ich kann euch das natürlich nicht so schön sagen wie er – das kann überhaupt kein zweiter Mensch, glaube ich. Die Leute in jenem grünen Garten am Rhein waren tief ergriffen von der Rede unseres Führers. Sie standen auf und sangen das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied, als er geendet hatte. Dann machten sich Werner und sein Vater auf den Heimweg. Sie sprachen lang nichts. Werner sah seinen Vater heimlich von der Seite an. Schien es nicht, als ob seine Gestalt sich streckte und er größer wurde? Hielt er sich nicht auf einmal wieder so straff wie auf dem Bild, das ihn als jungen Leutnant zeigte? Ja, nun

glaubte und hoffte auch der Hauptmann Eckersdorff. Nach dieser Rede konnte er ja wohl nicht anders. Adolf Hitler würde dafür sorgen, daß wir nicht länger wehrlos blieben. Wie aber würde er das anfangen? Leicht würde er es dabei gewiß nicht haben! War doch die ganze Welt gewohnt, daß sie mit dem Deutschen Reich tun konnte, was ihr beliebte. Die Deutschen hatten sich ja so lange alles gefallen lassen. Und nun kam dieser neue Reichskanzler Adolf Hitler und redete von gleichem Recht für die Deutschen! In den großen Städten der anderen Länder schrien sie: Das ist ja unerhört! Die Deutschen wollen wieder Krieg anfangen! Auf, laßt uns zusammenstehen und gegen sie ziehen! – Ja, da fiel manchem in Deutschland das Herz in die Hosen, das könnt ihr glauben. O weh, o weh, so jammerten die Angsthasen, was soll nur werden, wenn die Franzosen wieder hereinmarschieren in unser Land! Ach, der Führer, der Führer – ob er nicht doch zuviel wagt?

Hauptmann Eckersdorff aber und sein Werner gehörten nicht zu diesen Angsthasen. Wenn sie auch keine Uniformen trugen und keinen Dienst als Soldaten taten – in ihren Herzen und ihrem Sinn waren sie Soldaten und darauf kommt es an! Nun hatte der Hauptmann einmal Vertrauen gefaßt zum Führer und nun war dieses Vertrauen auch unerschütterlich. Denn es ist nicht die Art eines deutschen Offiziers, heute an jemand zu glauben und morgen wieder nicht. Die Unruhe in der ganzen Welt wurde immer größer, aber Werner und sein Vater wußten: Der Führer weiß, was er will, und was der Führer tut, ist richtig. – Mitten in all der Unruhe rief uns der Führer zu einer Wahl auf. Denn seht ihr, wenn es um ganz wichtige Dinge geht, dann will der Führer hören, was wir alle dazu meinen. Er fragte uns: Deutsches Volk, bist du einverstanden mit dem, was ich tue? Ihr wißt ja schon, wie solch eine Wahl vor sich geht. Wie früher, so fuhr auch diesmal der Führer im Lande herum, sprach zu vielen Menschen und erklärte ihnen, worauf es jetzt ankäme: Daß wir wieder einmal alle zusammenhalten und der Welt zeigen müssen, daß wir uns nicht unterkriegen lassen. Wir leiden kein Unrecht mehr und keine fremde Gewalt! Wir wollen Herr sein im eigenen Haus und uns wehren können, wenn es sein muß! Und das ganze große deutsche Volk ging zur Wahl und sagte Ja! aus vollem Herzen.

Hauptmann Eckersdorff natürlich auch, das könnt ihr euch denken. Sein Werner wählte noch nicht, er war noch zu jung dazu.

Dann gingen wieder ein paar Monate ins Land. Da kam Werner Eckersdorff eines Tages wie wild in das Zimmer gestürzt, in dem seine Eltern beim Frühstück saßen. Er war nun kein Kind und kein Schuljunge mehr, nein, er war ein richtiger junger Mann. „Junge", sagte sein Vater ärgerlich, „wie benimmst du dich denn? Kannst du nicht anständig zum Frühstück kommen wie ein vernünftiger Mensch?" „Vater, Vater!" rief Werner ganz atemlos und schwenkte die Morgenzeitung in der Hand, „Vater, jetzt werde ich doch noch Soldat! Hier, hier steht es: Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht!" Wißt ihr, was das bedeutet, Kinder? Es heißt: Wie früher, so soll auch jetzt wieder jeder junge deutsche Mann Soldat werden und dem Vaterlande dienen. Wir Deutschen lassen uns das von niemandem mehr verbieten. Unsere Kasernen, die so leer und tot dagestanden sind, seit der Krieg zu Ende ging – sie müssen sich wieder füllen mit jungen fröhlichen Soldaten.

Adolf Hitler hatte in klaren, eindringlichen Worten nochmals in die Zeitung drucken lassen, warum das so sein muß. Da sprang der Hauptmann Eckersdorff auf und mit ihm seine Frau. Vorbei das eine große Unrecht, das ihn am tiefsten geschmerzt hatte! Diese Seite in dem Buch von Versailles hatte Adolf Hitler herausgerissen! Nicht mehr wehrlos war das Land und nicht mehr ehrlos! Stumm sahen alle drei einander an. Es fehlten ihnen die Worte für ihre große Freude. Dann aber fing Werner an zu sprechen: „Vater, ich bin unter den ersten, die einrücken werden in die Kasernen! Siehst du, Vater, ich werde doch noch Soldat und Adolf Hitler hat dafür gesorgt! Ich werde es bestimmt zum Offizier bringen wie du auch und werde dir und denen da (er zeigte auf die Bilder seiner Vorfahren) keine Schande machen, dem Führer aber auch nicht!"

Werner Eckersdorff ging zur Musterung und wurde für tauglich befunden, Soldat zu werden. Die Mutter richtete seine Wäsche und seine Sachen und eines Tages zog er strahlend mit einem kleinen Köfferchen zur Bahn und fuhr davon in eine andere Stadt, in die Kaserne, die ihn aufnehmen sollte. Wie freute sich da der Hauptmann Eckersdorff! Wie war das Leben wieder froh und schön geworden! Nun tat er gern seine

Arbeit im Büro – war doch wenigstens sein Werner Soldat. Er sollte aber nicht lange mehr im Büro bleiben. Als er eines Tages nach Hause kam, fand er einen großen Brief vor. Er kam von seinem alten Regiment – was wollten sie denn von ihm? Er mußte den Brief zweimal lesen, ehe er ihn ganz begriff. In knappen Worten, wie es Soldatenart ist, schrieb ihm der Regimentskommandeur und fragte ihn, ob er wieder als Offizier in das Regiment eintreten wollte. Und ob er das wollte, das könnt ihr euch denken! Es dauerte nicht lange, da ging er zum letztenmal in sein Büro, klappte den Schreibtisch zu und schob den Stuhl darunter – aus und vorbei! Hinein in die Uniform, hinauf aufs Pferd und wieder den Soldaten vorangeritten wie ehedem! Er wollte ihnen die Flötentöne beibringen, den jungen Kerlen! Lernen sollten sie aus all dem, was er im letzten Krieg in langen, schweren Jahren hatte erfahren müssen. Und was alles sie Adolf Hitler zu verdanken hatten, das wollte er ihnen immer und immer wieder erklären, nahm er sich vor.

Frau Eckersdorff aber machte sich ans Packen. Es hieß ja nun umziehen, weg aus Köln und fort in die Stadt, in der das Regiment seine Garnison hatte. „War das nun dort, wo auch der Werner war?“ wollten die Kinder wissen. Nein, der war in einer anderen Stadt und in einer anderen Kaserne. Das kann man sich als Soldat nicht heraussuchen. – Eines Tages kam ein großer Möbelwagen vor das Haus gefahren, in dem die Eckersdorffs wohnten, und lud all ihre Sachen auf. Lustig turnten Luise und Friederike in all dem Durcheinander herum. So vergnügt aber wie die gute Frau Eckersdorff ist wohl selten eine Hausfrau beim Umzug gewesen, das könnt ihr glauben.

Als der Hauptmann Eckersdorff in seiner neuen Uniform zum erstenmal wieder in die Kaserne seines Regimentes kam, lachte ihm das Herz im Leib vor Freude. Da waren sie wieder, die deutschen Soldaten, genau wie damals, als er ein junger Leutnant gewesen war. Jung und frisch und eifrig; manchmal noch ein wenig ungeschickt – aber zum Donnerwetter, dann sorgten die altgedienten Unteroffiziere und Feldwebel schon dafür, daß sie ihre Sache besser machten! Der Kasernenhof hallte wider von scharfen Kommandos, in den Stuben der Mannschaft aber w rde abends fröhlich gesungen. Und in jeder Stube hing ein Bild von A olf

Hitler! – Auf den deutschen Straßen sahen die Leute wieder ihre Soldaten marschieren in Reih und Glied, beladen mit Gewehr und Gepäck, wenn sie zu einer Übung hinauszogen, oder aber auch fein geputzt, daß alles nur so blitzte und blinkte, wenn es zu einem Aufmarsch oder zur Parade ging. Auf den Gehsteigen blieb alles stehen. Die Männer schmunzelten und sagten: So ist's recht, das brauchen die jungen Kerle. Die Buben rannten nebenher – wenn sie doch auch schon dabei sein könnten! Die Mütter sahen ihnen gerührt nach und dachten an den eigenen Sohn, der auch irgendwo im neuen Deutschen Reich mitmarschierte. Die jungen Mädchen aber – na ja, die sehen eben immer Soldaten gern! – Nicht nur Soldaten allein sahen wir marschieren auf unseren deutschen Straßen – nein, unsere neuen Kanonen und Tanks rollten daher. Große Panzerautos, ganz komisch fleckig angemalt, zogen voran. „Aber Mutter", sagte Hermann, „das ist doch nicht komisch! Die sind doch so angemalt, damit der Feind sie im Gelände nicht erkennen kann!" Weiß schon, mein Junge, weiß schon! Und dann die Flieger! Einzeln und in Gruppen, ja in ganzen großen Geschwadern ziehen sie wie Vögel über den deutschen Himmel und zeigen uns: So leicht kann euch da unten niemand mehr etwas tun, ihr Leute in Deutschland.

Es war eine ungeheure, riesengroße Arbeit, das alles wieder herbeizuschaffen und aufzubauen – dieses wunderbare große Heer mit den vielen Soldaten, all die Ausrüstungen und Geschütze, die Autos und Flugzeuge. Tag und Nacht wurde in den großen Fabriken dafür gearbeitet und die Maschinen und die Hände der Arbeiter ruhten niemals. Es ist nur gut, daß unser Führer einen Mann zur Seite hatte, der ihm bei dieser großen Aufgabe aus allen seinen Kräften half. Das ist Hermann Göring, unser Generalfeldmarschall. Er ist Adolf Hitlers Freund, so nennt ihn der Führer selbst. Im großen Krieg war er ein tapferer Flieger und hat gekämpft als ein echter deutscher Held. Er hat den höchsten Orden bekommen, den ein deutscher Soldat sich verdienen kann, und trägt ihn noch heute an einem Band um den Hals. Der Orden heißt: Pour le Mérite, das ist französisch und heißt auf deutsch: Für Verdienst. Nach dem schrecklichen Ende des Krieges schloß er sich sehr früh an Adolf Hitler an und ihr wißt, daß er den Marsch zur Feldherrnhalle mit-

gemacht hat. Schwer krank und verwundet mußte er damals fliehen, um nicht ins Gefängnis zu kommen! Als Adolf Hitler unser Führer wurde, bekam Hermann Göring Arbeit über Arbeit – immer wieder ein neues Amt und immer noch mehr Arbeit, man staunt nur darüber, wie er das alles schaffen kann. Weil er Soldat war von jeher und eben im Herzen ein echter Soldat ist, deshalb sorgt er vor allem für unsere Soldaten. Und weil er einer der ersten Flieger war zu jener Zeit, als man gerade anfing, das Fliegen zu lernen, hat er eine große Liebe zu den Fliegern. Er hat es zustande gebracht, daß wir in Deutschland die tüchtigsten Flieger und die besten Flugzeuge haben. „Ich will auch zu den Fliegern, Mutter!" verkündete Hermann, „das möchte ich am allerliebsten!" Das glaube ich dir. Dann mußt du trachten, groß, stark, ganz gesund und auch gescheit zu sein, damit dich Hermann Göring auch brauchen kann bei der Fliegerei! – Seht ihr, so haben unser Führer und Hermann Göring in unermüdlicher Arbeit dafür gesorgt, daß wir wieder ein herrliches Heer und starke Waffen in Deutschland haben. All die Offiziere, die wie der Hauptmann Eckersdorff im großen Krieg ihren Mann gestanden haben, die haben ihm dabei geholfen.

Aber denkt euch nur, die Leute in Köln und in den anderen Städten am Rhein sahen keine Soldaten auf ihren Straßen marschieren! Ihre Kasernen standen leer, die Kasernenhöfe lagen tot und still. Keine Panzerautos und Tanks sahen sie fahren, keine Flieger flogen über den blauen Himmel des Rheinlands dahin. „Warum denn, Mutter?" fragten die Kinder, „hatte Adolf Hitler vergessen, auch nach Köln Soldaten zu schicken?" O nein, vergessen hatte er das nicht. Aber in dem großen Buch voll Unrecht, im Buch von Versailles, da steht auf einer Seite, daß wir Deutschen in unserem deutschen Land am Rhein keine Soldaten haben dürfen, keine Kanonen und andere Waffen! Das hatten die Franzosen von uns verlangt, damals, als wir den großen Krieg verloren haben. „Wie kommen sie denn dazu, warum denn?" Die Kinder konnten das gar nicht verstehen. Nun, damit eben dieses Stück Land ganz wehrlos war und sie hineinmarschieren konnten, wenn es ihnen paßte.

Als nun wieder unsere Soldaten über die deutschen Straßen marschierten und am Himmel die Motoren unserer Flieger donnerten, da

tobte rings um Deutschland die ganze Welt vor Wut und schrie: Das dürft ihr Deutschen nicht, das ist euch verboten worden, damals in Versailles! Wir leiden es nicht und werden euch unsere Macht schon zeigen! – Und sie versuchten, dem Führer und dem deutschen Volk den Mut zum Soldatenwesen und zu den Waffen zu nehmen mit wilden Drohungen und wüstem Geschrei. Aber wie immer, so war auch diesmal Adolf Hitler unerschütterlich. Er versuchte der Welt zu erklären, daß, wenn alle Länder Soldaten und Waffen hatten, nicht gerade wir ohne Soldaten und Waffen bleiben konnten. „Wozu braucht der Igel seine Stacheln?“ so sagte er. (Ihr habt doch auch schon einmal einen Igel gesehen, nicht wahr? Und die Kinder riefen ja, ja!) „Er greift damit ja niemanden an. Man braucht dem Tier nur seine Ruhe zu lassen, dann tut es niemandem etwas zuleide. Es hat noch kein Igel angegriffen, er wurde denn selbst bedroht. Das möchten auch wir uns vornehmen und niemand soll uns zu nahe treten!“ – Dann aber kümmerte er sich nicht weiter um das ganze Gekläff der anderen, sondern redete ruhig mit jedem Land und zeigte deutlich, daß er gar nicht an Krieg dachte. Wer sein eigenes Volk liebt, wird andere Völker immer achten, so lehrte er uns und so zeigte er es auch der Welt. Einige Länder waren vernünftig und sahen das ein. Sie ergriffen die offene Hand des Führers und schlossen mit ihm Freundschaft. Andere Länder aber waren wie blind und taub. Sie wollten seinen guten Willen zum Frieden nicht sehen und wollten nicht auf ihn hören. Lieber wollten sie sich gegen Adolf Hitler verbünden, lieber wieder einen Krieg anfangen gegen Deutschland! Leider war darunter auch das Land Frankreich, das unweit von Köln beginnt. Und deshalb konnte unser Führer den deutschen Rhein mit allen schönen Städten, darunter auch die Stadt Köln, nicht länger ohne den Schutz der deutschen Soldaten lassen.

Niemand in ganz Deutschland wußte etwas von dem, was der Führer vorhatte. Hauptmann Eckersdorff bekam in der Stadt, in der sein Regiment in Garnison lag, den Befehl, am Abend um 8 Uhr mit seinen Soldaten auf dem Bahnhof zu sein. Werner Eckersdorff machte sich in einer andern Stadt in seiner Kaserne marschbereit und alle andern Soldaten mit ihm. Wenn einem Soldat etwas befohlen wird, dann fragt er nicht warum? und wieso? Er sagt nicht, wie ihr das so oft tut: Ach, lieber

erst morgen! Nein, er hält seinen Mund und gehorcht, merkt euch das, Fritz und Hermann! – Als Hauptmann Eckersdorff mit seinen Soldaten abends auf den Bahnhof kam, da wimmelte der ganze Bahnhof schon



vor lauter Uniformen. Und was war denn das? Es rollte ja ein Zug nach dem anderen durch den Bahnhof durch – Soldaten, nichts als Soldaten, die nach dem Westen fuhren! Die Offiziere schwiegen. Es hätte sich für sie nicht geschickt zu fragen und zu reden. Die jungen Soldaten waren vorwitziger und versuchten, vom Zugführer zu erfahren, wo es denn eigentlich hingehen sollte? Aber der wußte es auch nicht. So setzten

sie sich in den Zug und schliefen erst einmal ein paar Stunden. Als sie aber aufwachten, wurde ihnen klar: Sie fuhren ja an den Rhein! Geradewegs nach Köln fuhren sie! Und dann hieß es das letzte Stück marschieren.

Plötzlich, da vorn – da war der Rhein! Da war die große Rheinbrücke von Köln! Und da – die Straßen schwarz von Menschen, jubelnden, singenden, rufenden Menschen! Es regnete förmlich Blumen auf die Straßen über die Soldaten hin. Der Jubel war grenzenlos, weil nun das deutsche Land am Rhein endlich, endlich wieder geschützt und sicher war unter der guten Hut der deutschen Soldaten. Da – da vorn donnerten die schweren Kanonen über die Rheinbrücke. Und jetzt – jetzt kam der Hauptmann Eckersdorff geritten, hoch zu Roß, seiner Truppe voran. Hinter ihm dröhnten die Marschtritte seiner Truppe. In Köln marschierten sie über einen Platz, da kam ihnen ein anderes Regiment entgegen und die beiden Regimenter zogen mit klingender Musik aneinander vorbei. Da sah der Hauptmann Eckersdorff vom Pferd herunter und erkannte seinen Werner unter den Soldaten! Und Werner sah seinen Vater der Truppe voranreiten mit einem Gesicht, so jung und froh und voll Begeisterung, wie er es nie vorher gesehen hatte. So sahen die beiden einander wieder in der Stadt Köln am Rhein, in der sie in langen, schweren Jahren hatten erleben müssen, wie Deutschland erniedrigt worden war. Denkt nur, wie den beiden zumute gewesen sein mag und allen andern Soldaten mit ihnen!

Das ganze Rheinland feierte ein solches Freudenfest, wie nie zuvor eines gewesen war. Wie sollten sie Adolf Hitler nur danken, daß er die Schande von Versailles von ihnen genommen hatte, daß sie nicht mehr wehrlos waren und daß er auch diese Seite in dem großen Buch voll Unrecht zerrissen hatte! Nun, unser Führer gab ihnen bald Gelegenheit ihre Dankbarkeit zu zeigen. Er forderte uns alle abermals auf, der Welt zu beweisen, daß wir einverstanden waren mit dem, was er getan hatte. Es gab wieder eine große Wahl. Wieder fuhr Adolf Hitler durchs ganze Land und erklärte den Menschen, warum er die deutschen Soldaten ins Rheinland geschickt hatte und warum das alles so sein mußte. Überall, wo er sich zeigte, war der Jubel grenzenlos und für jeden Deutschen gab

es nur eines: Ja zu sagen aus vollem Herzen zu allem, was der Führer tat.

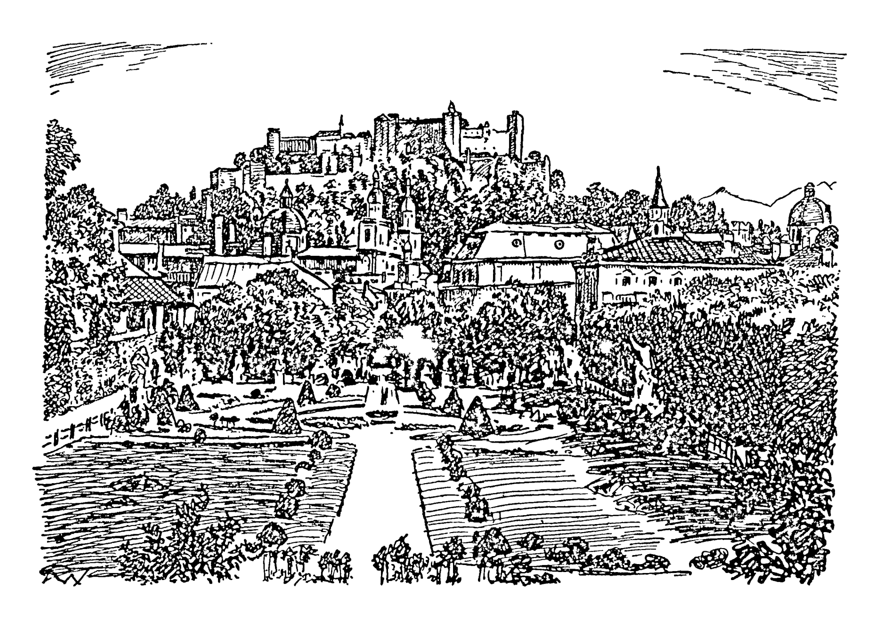
Am allergrößten war der Jubel wohl in Köln. Alle Glocken läuteten, als der Führer nach Köln hereinfuhr. Die Kölner Jungen und Mädel saßen wie Spatzen auf den Dächern und sangen sich die Kehlen heiser an dem alten, schönen Lied vom Deutschen Rhein. Darin heißt es dann:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Seht ihr, so hat Adolf Hitler Schritt für Schritt das wahr gemacht, was er von Anfang an versprochen hatte. Erst hat er wieder für Arbeit gesorgt. Dann hat er darum gekämpft, daß niemand mehr in Deutschland bittere Not leiden muß. Dann nahm er von uns allen die schlimmste Schmach und das größte Unrecht von Versailles und gab uns unsere Soldaten wieder. Dann aber sprach er offenherzig und voll Großmut zur ganzen Welt. Er erklärte: Nun wollen wir Deutschen alles Unrecht, das man uns angetan hat, vergessen! Aller alte Haß und alle Feindschaft sollen zu Ende sein! Nun waren wir wieder stolz und frei wie die andern Völker auch und nun wollten wir nichts als Frieden und Freundschaft mit den anderen. So sprach er zur Welt. Wir wollen von Herzen hoffen, daß sie ihn verstanden hat.

# Adolf Hitler holt die Ostmark heim ins Reich

„Erzähl von Adolf Hitler, Mutter! Was hat er noch alles getan?" Es war den Kindern nun schon zur lieben Gewohnheit geworden, aus dem Munde der Mutter vom Führer zu hören und von allem, was er vollbracht hat. – Wißt ihr, Kinder, ich denke mir: Als unser Führer uns unsere Soldaten wieder gegeben hatte und auch diese große Arbeit glücklich beendet war, da ist er wohl wieder einmal in die bayerischen



Berge gefahren, um ein wenig auszuruhen. Ihr wißt ja, daß er tief drunten im Süden von Deutschland auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden sein Haus stehen hat. Von dem Platz vor diesem Haus sieht man weit ins herrliche deutsche Land hinein. Man sieht vor sich auch die Festung Hohensalzburg, die auf einem Berg hoch über der wunderschönen Stadt Salzburg liegt. Salzburg ist eine deutsche Stadt und liegt im deutschen Land. Aber es gehörte damals mitsamt den deutschen Menschen, die dort wohnen, nicht zu unserem Deutschen Reich, sondern zum Lande Österreich. Und in dem Land Österreich sah es seit dem Krieg schlimm und traurig aus für die guten Deutschen, die dort wohnen. Davon will ich euch jetzt erzählen.

„Wir wissen schon vom Lande Österreich!" meldeten sich stolz und eifrig Fritz und Gertrud. „Du hast uns schon erzählt von der Stadt Wien und von den Türken, die dorthin kamen, und vom Prinz Eugen, dem edlen Ritter!" Ganz richtig, ja. So wißt ihr denn auch, daß im Lande Österreich viele Millionen gute deutsche Menschen wohnen. Sie

haben alle ein treues deutsches Herz in ihrer Brust. Wie ein Kind zu seiner Mutter heim will, so wollten diese Deutschen immer heim ins große Deutsche Reich zu den andern Deutschen allen. Das war ihre größte Sehnsucht und ihre Hoffnung schon von altersher. Es war ein großer Schmerz für sie, daß vor langen Jahren nicht einmal der mächtige und stolze Fürst Bismarck ihnen dazu verhelfen konnte. – Die deutschen Soldaten aus Österreich haben im großen Krieg zusammen mit unseren Soldaten gekämpft. Als der Krieg solch ein böses Ende nahm, war dies für sie ebenso schlimm wie für uns. Aber sie hatten eine große Hoffnung: Die Feinde hatten uns ja versprochen, daß jedes Volk sollte selbst sagen dürfen, zu wem es gehören und mit wem es beisammenleben wollte. Jetzt, so dachten die Deutschen in Österreich, können wir endlich heim zu unseren Brüdern ins Deutsche Reich! Sie taten sich alle zusammen und sagten dies laut und deutlich vor aller Welt. Und wir im Reich sagten Ja dazu. Kommt nur zu uns, so taten wir damals kund, wir gehören doch alle zusammen! Dann war der große Krieg doch wenigstens nicht ganz umsonst, dann haben die vielen tapferen Soldaten nicht vergeblich gekämpft. Wenn es uns jetzt auch schlecht geht, wenn wir auch arm und elend sind und die Feinde Gewalt über uns haben – wir wollen beieinander wohnen in einem großen Deutschen Reich, dann läßt sich das alles besser ertragen!

Aber sehr rasch mußten damals wir Deutschen erkennen, daß die Feinde uns auch in dieser Sache betrogen hatten. Es waren nur schöne Worte gewesen, daß jedes Volk sollte selbst bestimmen können, zu wem es gehören wollte. In Wirklichkeit dachten sie gar nicht daran, es zuzulassen, daß alle Deutschen zusammenkämen. Sie hatten Angst, daß wir dadurch wieder stark und mächtig werden könnten, so arm und wehrlos wir damals auch waren. Und so zwangen sie unsere deutschen Brüder, getrennt von uns zu leben, allein für sich in dem kleinen Lande Österreich. Es war nicht mehr das große und mächtige Österreich von früher. Nein, auch der österreichische Kaiser war am Ende des Krieges geflohen. Die anderen Völker, über die er geherrscht hatte, wollten für sich sein und hatten sich von ihm losgesagt. So blieben die Deutschen in Österreich allein übrig. Aber nicht einmal die ließen die Feinde alle beisammen.

Nein, die Deutschen in den Ländern Böhmen und Mähren traf ein noch härteres Los. Sie kamen unter fremde Herrschaft, unter die Herrschaft der Tschechen. Von diesen Deutschen erzähle ich euch später.

Es zeigte sich bald, daß das Land Österreich für sich allein nicht leben konnte. Es war zu klein. Uns Deutschen geht es eben nur gut, wenn wir alle zusammengehören in ein großes Reich und fest zusammenhalten können. Sie hatten nicht genug Getreide in Österreich, um Brot daraus zu backen. Es fehlte ihnen die Kohle, die mußten sie bei den Tschechen kaufen. Der Zucker und die Kartoffeln waren knapp und so standen die Mütter im Lande Österreich bald bekümmert vor dem Herd, sahen traurig in die leeren Töpfe und wußten nicht, wie sie ihre Kinder satt machen sollten! Könnt ihr euch noch erinnern an die Geschichte vom Arbeiter Wieland und seinen Kindern und wie schlecht es denen erging? Seht ihr, genau so und noch viel, viel schlechter ging es den Leuten in Österreich. Viele von ihnen lebten schließlich mehr wie Tiere als wie Menschen. Sie sammelten Abfälle und bettelten. Wohnungen hatten sie nicht mehr, sie hausten in Buden und Löchern und viele, viele von ihnen starben vor Hunger. Es war eine solche Not und solch ein Elend unter den Deutschen in Österreich, daß es sich gar nicht sagen läßt.

Je größer aber die Not wurde, desto größer wurde auch die Sehnsucht all dieser Ärmsten nach dem großen Reich der Deutschen. Heim, heim ins Reich, so hieß es immer wieder, so verlangte es das deutsche Herz, das sie alle in der Brust trugen. Wozu sollte eine Grenze sein zwischen Deutschland und Österreich, wenn doch in beiden Ländern Menschen wohnten, die zusammengehörten? Was sollten die buntbemalten Pfähle an den Grenzen und die Wachen dabei, die uns trennten? Und die Gedanken und Wünsche all der deutschen Menschen rüttelten an diesen Pfählen und wollten sie herausreißen aus der deutschen Erde.

Oft, oft war es so in den langen Jahren, in denen die Deutschen im kleinen Lande Österreich so schwere Not erdulden mußten. Dann wurde unseren Feinden jedesmal Angst. Was sollte werden, wenn die Deutschen doch alle zusammenkamen, trotzdem man es ihnen verboten hatte? Was sollte werden, wenn sie alle zusammenhielten? Groß und mächtig wür-

den sie dann sein, das war sicher. Nein, nein, das durfte niemals kommen! Und die Feinde zerbrachen sich den Kopf darüber, wie sie dies verhindern könnten und wie sie die Pfähle an den Grenzen immer noch tiefer hineintreiben könnten in die deutsche Erde. Sie dachten nach: Gibt es nicht etwas auf der Welt, das mächtiger ist als alles andere und das alle Menschen fürs Leben gern haben wollen? Worüber sie alles andere vergessen, auch die Sehnsucht nach einem großen einigen Reich? Und da fiel ihnen ein: Gold – Gold, aus dem man Geld macht, für das man sich alles kaufen kann! Gold ist mächtig auf dieser Welt. Wenn die armen Leute in Österreich Gold zu sehen bekommen, dann werden sie nicht mehr hören auf das, was ihnen ihr deutsches Herz sagt! – Mitten in der französischen Stadt Paris steht ein riesengroßes Haus, das ist die Bank von Frankreich. In ihren Kellern heben die Franzosen das Gold auf, das sie zusammengescharrt haben, und sie hüten es ängstlich. Denn sie halten es für ihren größten Schatz! Von diesem Gold schickten sie jedesmal ein Stück nach Österreich, wenn es so aussah, als ob die Pfähle an der Grenze nach Deutschland umgerannt werden sollten. Nicht weil die Menschen in Österreich sie in ihrer großen Not dauerten, sorgten die Feinde dafür, daß Gold und Geld nach Österreich kamen. O nein, nur damit die Deutschen nicht alle zusammenkämen, taten sie das.

Die Kinder hatten von Gold und Schätzen in ihren Märchen schon vielerlei gehört. So etwas gab es also wirklich! „Und was war dann, als das Gold ins Land Österreich kam, Mutter?" so wollten sie wissen. Es fing ein großer Kampf an unter den Menschen in Österreich. Nun zeigte es sich, wer wirklich deutsch war und ein echtes deutsches Herz in seiner Brust hatte und wer fremd war dort und nicht zu den deutschen Menschen gehörte. Die ersten, die hinter dem fremden Gold einherliefen, waren die Juden. Sie sind ja keine Deutschen, das wißt ihr schon selbst. Gold und Geld ist für sie das Höchste auf der Welt! Dafür tun sie alles, dafür ist ihnen keine Tat zu schlecht. Und so redete[illegible] deutschen Menschen in Österreich vor: Was soll euch da[illegible] Reich! Ihr seid ja keine richtigen Deutschen, ihr gehört ja gar nicht dazu! Bleibt für euch im Lande Österreich, dann wird es euch gut gehen. –

Genau wie früher in Deutschland, so hetzten sie auch im Lande Österreich die Menschen gegeneinander und säten Haß und Zwietracht, wo sie nur konnten. – Ich habe euch erzählt, wie früher in alten Zeiten die wilden Völker aus dem fernen Erdteil Asien heranstürmten gegen Österreich und hineinwollten ins deutsche Land und wie die wackeren Deutschen dort tapfer kämpften, sie zurückschlugen und so das Deutsche Reich vor ihnen schützten. Zum letztenmal waren es die Türken, die bis vor die Stadt Wien kamen. Nun, wilde Völker stürmten jetzt nicht mehr heran, aber ein fremder Sinn und fremde Gedanken wollten sich breit machen in diesem alten deutschen Land. Man konnte nicht mit dem Schwert in der Hand gegen sie kämpfen wie gegen wilde Reiter. Man konnte nicht mit Kanonen auf sie schießen, wie Prinz Eugen auf die Türken hatte schießen lassen. Aber darum waren sie um so gefährlicher!

Es gab aber doch etwas, womit man gegen sie kämpfen konnte. „Und was war das, Mutter?" fragten die Kinder, die sich zunächst nicht recht denken konnten, worauf die Mutter hinaus wollte. Es war Adolf Hitlers Fahne mit dem Hakenkreuz darauf, liebe Kinder. Es dauerte auch gar nicht lange, da schauten alle, die wirklich deutsch waren im Lande Österreich, voll Hoffnung auf diese Fahne und glaubten an Adolf Hitler. War er doch selbst ein Sohn ihres Landes! Besonders als er dann des Deutschen Reiches Kanzler und unser aller Führer wurde, wuchsen die Hoffnung und der Glaube an ihn riesengroß. Wieder einmal schien es, als würden alle Deutschen zueinander finden und miteinander die Pfähle an der Grenze herausreißen, die sie trennten.

Da besannen sich die Feinde wieder auf ihr altes Mittel und holten wieder ein Stück Gold aus der Bank von Frankreich. Helf was helfen mag, so dachten sie, wenn nur die Deutschen nicht zusammenkommen! Was soll werden, wenn dann gar Adolf Hitler sie alle führt? Nein, nein, das darf nicht sein! Und es fanden sich schlechte Menschen im Lande Österreich, die ließen sich kaufen für fremdes Gold. Sie nahmen sich vor, alle zu verfolgen, die an Adolf Hitler glaubten, und ihnen das Leben so unbeschreiblich schwer zu machen, daß sie von ihm und seiner Fahne mit dem Hakenkreuz wohl lassen sollten.

Könnt ihr euch noch erinnern, was ich euch erzählt habe von Horst Wessel und Herbert Norkus, von Doktor Goebbels' schwerem Kampf um Berlin und wie man dort und überall im Lande die Freunde von Adolf Hitler, die Nationalsozialisten, verfolgte? Das alles wiederholte sich jetzt im Lande Österreich, nur war es dort noch viel, viel schlimmer. Verfolgt, verspottet, gefangen und gequält hat man die Menschen, die ein Hakenkreuz trugen und an unseren Führer glaubten. Viele, viele von ihnen mußten eines elenden und grausamen Todes sterben. Aber mit dem letzten Atemzug riefen sie noch ihren Verfolgern Heil Hitler! zu. – Wer zu Adolf Hitler gehörte, verlor seine Arbeit. Er verdiente kein Geld mehr, er mußte Hunger leiden mit seinen Kindern. Viele Menschen mußten fliehen über hohe Berge bei Nacht und Nebel, nur um ihr Leben zu retten. Fahnen und Standarten, Abzeichen mit dem Hakenkreuz waren verboten und schwer wurden alle bestraft, bei denen sie etwa gefunden wurden. Unbeschreibliches Leid haben die deutschen Menschen in Österreich erdulden müssen, nur weil sie treue Deutsche waren und an unsern Führer glaubten! Die Not im Lande Österreich wurde immer größer und immer grausamer der Kampf gegen alle Nationalsozialisten.

„Und warum hat der Führer ihnen nicht geholfen, Mutter?" fragte Hermann. Er hat es mehrmals in seiner grenzenlosen Güte versucht, mein Junge. Denn denke nur, wie mag es ihn geschmerzt haben, wenn er auf seinem schönen Obersalzberg stand und hinübersah nach Salzburg und denken mußte: Dort drüben in der Feste Hohensalzburg liegen Menschen im Kerker gefangen, nur weil sie zu uns wollen und an mich glauben! Er wollte nicht, daß es einen Kampf gebe im Lande Österreich, daß Deutsche aufeinander schießen und deutsches Blut vergossen würde. Nein, er wollte seinen Freunden im guten helfen. So ließ er sich den Mann auf den Obersalzberg kommen, der damals im Lande Österreich zu befehlen hatte. Er sprach mit ihm gut deutsch und offen, wie es bei uns eben üblich ist. Dieser Mann schien auch endlich ein Einsehen zu haben und versprach Adolf Hitler, daß seine treuen Freunde nicht mehr verfolgt und gequält werden sollten und daß alles besser werden sollte im Lande Österreich. Aber ach, dieser Mann hatte kein deutsches Herz in seiner Brust. Er war einer von denen, die hinter dem fremden Gold



einherliefen. Er hatte Adolf Hitler nur angelogen auf dem Obersalzberg und dachte nicht daran, sein Wort zu halten. „So ein elender Kerl, wie kann er sich das trauen!" riefen die Jungen empört, „den Führer anlügen! Er soll sich schämen!"

Tröstet euch nur, Hermann und Fritz, es ist ihm auch schlecht bekommen. Denn kaum hatten die Deutschen im Lande Österreich die Falschheit und den Verrat dieses Mannes begriffen, da zeigte es sich, daß die deutschen Herzen doch stärker sind als alles fremde Gold der Welt! Es war kein Halten mehr – sie wollten nun wirklich heim zu uns ins Deutsche Reich. Und es sah so aus, als sollte es nun einen blutigen und schweren Kampf geben darum, wer Sieger bleiben würde im Lande –

das fremde Gold und der fremde Sinn oder alles, was deutsch war. Da rief in höchster Not ein tapferer Mann in Wien (der hieß Seyß-Inquart), der großes Unheil kommen sah und es verhüten wollte, Adolf Hitler zur Hilfe und bat: Schicke uns deine deutschen Soldaten, damit wir Ruhe und Ordnung bekommen in unserem Land und damit wir verhüten, daß geschossen und gekämpft wird, als wäre ein Krieg!

Was war es jetzt für ein großes Glück, daß wir wieder Soldaten hatten in Deutschland und daß wir nicht länger ohne Waffen wehrlos waren, wie die Feinde es gewollt hatten in dem großen Buch von Versailles! Adolf Hitler zögerte nicht lange, das könnt ihr glauben. Er befahl und von allen Seiten her machten sich die deutschen Soldaten auf den Weg nach Österreich. Zu Fuß, mit der Bahn, auf Autos und Motorrädern setzten sich unsere Truppen in Marsch und waren aufs beste ausgerüstet mit allem, was Soldaten brauchen. „Hatten sie auch die Küchen mit, die man fahren kann, Mutter?" fragte Gertrud, die immer einen guten Hunger hatte. Ja, natürlich, ohne die rückten sie nicht aus ihren Kasernen aus. Ihr werdet gleich hören, wie gut sie die Küchen brauchen konnten. – Ein Mann aus Österreich hat mir damals erzählt, wie es war, als die deutschen Soldaten bei den Pfählen an der Grenze zwischen den beiden Ländern ankamen. Es war ganz früh am Morgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Offi iere befahlen den Soldaten, sich fertigzumachen wie zu einem Kampf, den Helm festzubinden, das Gewehr zur Hand zu nehmen. Denn sie wußten ja nicht, ob wirklich alle Leute zum Deutschen Reich gehören wollten und in Adolf Hitler ihren Führer erkannten! Vielleicht gab es doch noch einen Kampf? Und die Offiziere stellten sich an die Spitze und marschierten ernst und entschlossen ihrer Truppe voran. „War der Hauptmann Eckersdorff und sein Werner auch dabei?" wollten die Kinder wissen. Ganz sicher, vielleicht waren sie sogar mit die ersten.

Wie haben sich aber Offiziere und Soldaten gewundert, als sie ins erste Städtchen im Lande Österreich einmarschierten! Alle Türen und Fenster wurden aufgerissen und die Leute wußten sich vor Freude nicht zu fassen! Ein Jubel ohne Ende begleitete das deutsche Heer. B ld sah man nicht mehr, daß die Soldaten Gewehre trugen, so über und üb r

bedeckt waren sie vor lauter Blumen, die man ihnen zuwarf oder ansteckte. Machten sie irgendwo Rast, so schüttelte ihnen jedermann die Hände, ja die jungen Mädchen gaben ihnen einen herzhaften Kuß. End-



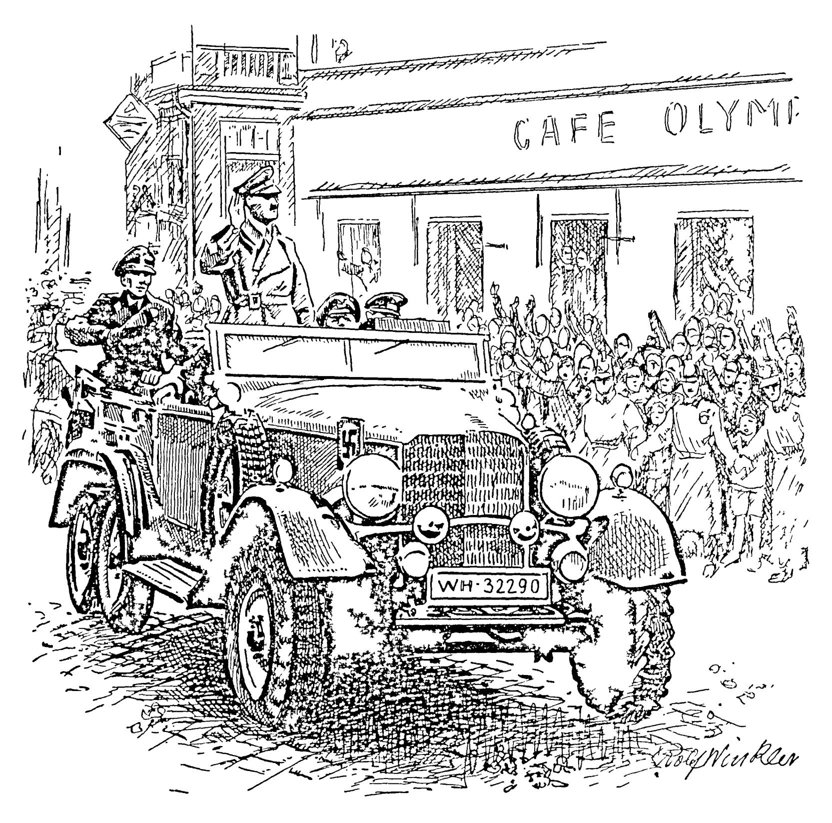
lich, endlich seid ihr da, so hieß es nur immer wieder und von Schießen und Kämpfen war weit und breit keine Rede. „Was taten da die Soldaten?" fragten die Kinder. Siehst du, Gertrud, nun stellten sie ihre Küchen auf. Ihre Kanonen brauchten sie nicht, aber die Küchen! Die Köche hatten schon unterwegs auf der Fahrt gekocht, daß die Kessel dampften und der Geruch des guten Essens den marschierenden Sol-

daten lieblich in die Nasen zog. Jetzt ließ der Offizier bei der Rast im Städtchen oder im Dorf verkünden: Wer arm ist und Hunger hat, soll herkommen zu uns, er bekommt ein gutes Essen. Bald saßen die deutschen Soldaten beisamen mit den Leuten von Österreich an den dampfenden Kesseln und es war eine Freude ohne Ende. So, glaube ich, sind noch niemals Soldaten in ein Land eingerückt! Gott sei Dank, hieß es nur immer wieder, daß ihr da seid, Gott sei Dank, daß wir frei werden und heim dürfen zum Führer und ins Deutsche Reich!

Da hielt es unser Führer auch nicht mehr aus droben in der Reichskanzlei in Berlin. Er flog mit dem Flugzeug nach München und fuhr von da mit dem Auto vorbei an den marschierenden Soldaten mitten hinein ins Land Österreich. Es war ja seine liebe Heimat! Dort war er zur Welt gekommen, dort hatten seine Eltern gelebt, dort war er groß geworden! Wo über den Fluß Inn eine Brücke hinüberführt ins Städtchen Braunau, da fuhr der Wagen des Führers über die Grenze. „Und in Braunau ist der Führer geboren, Mutter“, meldete sich Hermann. Siehst du und Braunau war die erste Stadt im Lande Österreich, die ihn empfangen durfte. Dort fing seine Fahrt an durch das deutsche Land von Österreich, zu den deutschen Menschen dort. Ich kann euch nicht beschreiben, welch ein Jubel Adolf Hitler umbrauste. Da kamen sie hervor – alle seine treuen Freunde! Die Männer von der SA und von der SS, die so verfolgt und gequält worden waren, die Hitlerjungen und die Mädel vom BDM, die noch keine Uniform hatten, weil sie ja keine hatten tragen dürfen. Sie holten ihre Fahnen heraus aus den Verstecken, sie hefteten sich die Nadeln mit dem Hakenkreuz an, die so lang verboten gewesen waren. Viele von ihnen waren arm und ausgehungert, jetzt aber leuchteten ihre Augen in grenzenloser Freude. Nun war es wahr geworden, woran sie immer unerschütterlich und fest geglaubt hatten in aller Verfolgung und aller Not: Adolf Hitler war gekommen und machte sie frei!

Von Braunau fuhr der Führer nach Linz. „Dort ist er zur Schule gegangen, wißt ihr, Gertrud und Fritz!“ berichtete Hermann wieder. Ja, dort lebte er, als sein lieber Vater starb und dann seine Mutter. Nicht weit von Linz, im Dörfchen Leonding, liegen seine Eltern begraben.

Viele, viele Jahre lang hat er nicht einmal ihr Grab besuchen können. Nun aber zog er in Linz ein als der Führer des ganzen deutschen Volkes! Der Jubel der Linzer wollte kein Ende nehmen und ein SA-Mann aus Linz hat mir erzählt: Sie haben sich nicht geschämt, vor Freude zu wei-




nen, als der Führer vom Balkon des Rathauses aus zu ihnen sprach. Die Nationalsozialisten von Linz haben es hart und schwer gehabt in den Jahren des Kampfes. Aber wie überall, so war auch hier alles vergessen in der grenzenlosen Freude darüber, daß der Führer nun bei ihnen war. – In Linz hat der Führer dann bestimmt: Österreich ist von jetzt ab ein Land des Deutschen Reiches. Es gehört zu Deutschland und keine Macht

der Welt soll es mehr von uns trennen. Da rannten die ganze Grenze entlang die Leuten von beiden Seiten her zu den Grenzpfählen und rissen sie aus der deutschen Erde heraus unter Lachen und Freude! – Seht ihr, so hat der Führer wieder ein Blatt zerrissen in dem großen Buch voll Unrecht, dem Buch von Versailles, auf dem uns Deutschen verboten wurde, ein einiges und starkes Reich zu gründen.

Dann fuhr der Führer weiter, seinen Soldaten nach. Er fuhr den herrlichen Donaustrom entlang, vorbei an den wunderbaren Burgen und Schlössern, hin zur großen Stadt Wien. Ein schnelles Auto braucht nicht viel länger als zwei Stunden, um von Linz nach Wien zu kommen. Der Führer aber brauchte an jenem Tag viermal so lang! Jeder kleine Ort hatte Fahnen und Schmuck angelegt, so gut er nur konnte. Jedermann wollte den Führer sehen, ihm danken, daß er gekommen war, ihm die Hand drücken, ihm zujubeln. Da war es nicht so leicht, vorwärts zu kommen! Endlich aber rückte sein Auto doch immer näher an Wien heran und schließlich fuhr er in Wien ein. – Die herrliche alte Stadt Wien hat schon manch prächtiges Schauspiel gesehen. Könige und Kaiser, große Feldherrn und Fürsten sind in großer Pracht in die Stadt hinein- oder aus ihr herausgezogen. So aber kam noch keiner wie unser Führer! Millionen von Menschen standen viele Stunden lang an den Straßen, die Adolf Hitler kommen mußte. Und wie hatten die Wiener ihre Stadt geschmückt, ja wie hatten sie das nur fertig bekommen? Nun, die Wiener Frauen haben Tag und Nacht genäht, um soviele Fahnen fertig zu bekommen, wie nur möglich war. Aus Deutschland wurden ganze Flugzeuge voll Fahnen geschickt, damit Wien den Führer würdig empfangen konnte. – Aus dem ganzen Land Österreich waren die Menschen herbeigeeilt – die Bauern aus ihren Höfen hoch oben im Gebirge oder aus den fernen Tälern; die Bergleute aus der grünen Steiermark; die Kärtner und Tiroler, die Salzburger, die Ober- und Niederösterreicher – alle, alle wollten dies miterleben und den Führer sehen.

Am Tag nach des Führers Einzug feierte dann die Stadt Wien das größte Fest, das sie je erlebt hat. Der Führer begab sich auf den größten Platz der Stadt, den Heldenplatz und hinein in die große Burg. Dort

lagen die Reichskleinodien aufbewahrt, von denen ich euch früher schon erzählte: Die uralte Kaiserkrone, der goldene Reichsapfel, das Zepter und das Kaiserschwert. Die Reichskleinodien hat der Führer später dann nach Nürnberg bringen lassen, damit sie wieder in die Stadt zurückkehrten, für die ein deutscher Kaiser sie einstmals bestimmt hatte. – Wieder wie am Tag vorher wollten die Menschen einander schier erdrücken in den Straßen, nur um mit dabei zu sein und Adolf Hitler zu sehen. Vor der Wiener Burg stehen zwei wunderschöne große Denkmäler. Das eine davon stellt den Prinzen Eugen dar. Auf diese Denkmäler kletterten die Wiener Jungen, um den Führer besser sehen zu können. Als er dann kam, hieß ihn der tapfere Mann, der ihn nach Österreich gerufen hatte, willkommen vor allem Volk. Er dankte ihm aus übervollem Herzen und versprach: Das ganze Land und das ganze deutsche Volk in Österreich wollen für alle Zeiten treu und unerschütterlich zu ihm und zu Deutschland halten. Was die deutschen Menschen in Österreich und ihre Väter schon von jeher heiß ersehnt hatten, war nun Wirklichkeit geworden: Sie kamen heim ins Deutsche Reich. Dann sprach der Führer das erstemal länger zu den Wienern. Der riesige Platz voll Menschen war ganz still und lauschte seinen Worten. Adolf Hitler rief ihnen ins Gedächtnis zurück, welch große und herrliche Taten das deutsche Volk von Österreich immer wieder für Deutschland verrichtet hat und wie tapfer es gekämpft hat, wenn fremde Feinde gegen das Reich anrannten. Dieses Land ist deutsch, so sagte der Führer. Es ist eine Mark gegen Osten, das heißt der Schutz und Schild des Reiches und soll darum auch Ostmark heißen. Dann dankte der Führer allen seinen treuen Freunden in Österreich, die so fest an ihn geglaubt und geholfen haben, das Land heimzuführen ins Deutsche Reich. Tief ergriffen und bewegt meldete er den Eintritt seiner Heimat ins Reich der Deutschen. Da waren die Wiener im tiefsten Herzen ergriffen! Mit ihnen aber fühlte das ganze deutsche Volk, das am Rundfunk die Worte Adolf Hitlers mit anhören konnte.

Für den Nachmittag dieses festlichen Tages hatte der Führer für Wien eine große Militärparade bestimmt und so etwas wie diese deutsche Parade hatten die Wiener auch noch nicht gesehen! Zuerst flogen ganze Scharen von Hermann Görings Fliegern über den Frühlingshimmel

der Stadt Wien. Soviel auf einmal waren den Wienern noch nicht vorgekommen. Wie reckten sie sich die Hälse aus, um sie nur ja alle zu sehen! Dann kamen unsere Soldaten im Paradeschritt marschiert und sie zogen am Führer vorbei, daß es eine Art hatte. Niemand konnte ihnen ansehen, daß sie kurz vorher auf staubigen Straßen lange Märsche hatten zurücklegen müssen. Nein, als kämen sie frisch aus der Kaserne, so blinkte und blitzte alles und so frisch waren sie selbst. Deutsche Soldaten wechselten ab mit österreichischen Soldaten, denn die ließen es sich auch nicht nehmen, am Führer vorbeizumarschieren. Geschütze und Panzerautos dröhnten über das Wiener Pflaster, wie die Wiener sie noch nie gesehen hatten. Dann wieder kamen österreichische Soldaten zu Pferde in schmucker Uniform dahergeritten, daß es eine Freude war. Zum Schluß erschien im Paradeschritt wie zu des alten König Friedrichs Zeiten die Leibstandarte Adolf Hitlers in den Felduniformen der ϟϟ.

So schloß dieser wunderbare Tag für die Wiener. Der Führer aber flog im Flugzeug zurück nach München und dann nach Berlin. „Hatte er denn dort schon wieder zu tun, Mutter?" fragten die Kinder. Und ob! Denn denkt nur, die ganze Welt war in Aufruhr geraten, weil die Deutschen aus Österreich nun heimgekehrt waren ins Reich. Unsere früheren Feinde schrien: Das leiden wir nicht, das gibt es nicht, das haben wir euch verboten! Sie riefen ihre Soldaten zu den Waffen und taten ganz gefährlich, so als ob es am nächsten Tag Krieg geben sollte. – Ein Land und ein Volk aber taten dabei nicht mit. Das waren die Italiener. In Italien herrscht ein mächtiger, kluger und tapferer Mann, er heißt Benito Mussolini. Er ist für die Italiener dasselbe, was unser Führer für uns Deutsche ist. Auch er war anfangs nur ein einfacher Arbeiter, auch er war ein unbekannter Mann. Aber er hat sein Vaterland Italien, als es in Not geriet, ebenso geführt und gerettet wie der Führer das Deutsche Reich. Dieser Mann ist ein guter Freund unseres Führers. Er versteht ihn und hat bewiesen, daß er zu ihm hält, wenn es darauf ankommt. Mussolini und das italienische Volk haben nicht mitgetan, als in jenen Tagen die Welt sich gegen uns zusammentun wollte. Da ist den andern die Lust dazu auch vergangen. Unser Führer war Mussolini von ganzem Herzen dankbar für seine Freundschaft und sein Verständnis und

hat ihm gesagt, daß er ihm dies nie vergessen werde. Was der Führer sagt, das hält er. Das wissen wir und das weiß die ganze Welt.

Wie sehr die andern auch schreien mochten darüber, daß wir nun doch ein großes Deutsches Reich gegründet hatten – unser Führer ließ sich auch diesmal nicht aus der Ruhe bringen. Er erklärte den andern Völkern, daß ihnen ja gar nichts zuleide getan worden sei und daß die Heimkehr Österreichs nur die Deutschen allein etwas angehe. Damit nun die ganze Welt sehen konnte, daß das deutsche Volk von Herzen einverstanden war mit dem, was er getan hatte, rief er uns alle auf zu einer Wahl. Wieder einmal, wie schon so oft, scheute Adolf Hitler keine Mühe und keinen noch so weiten Weg. Er fuhr selbst durchs ganze deutsche Land und rief uns alle zur Wahl auf. In herrlichen, wunderbaren Reden erklärte er uns immer wieder, wie alles gekommen war mit dem Lande Österreich und warum es hat so kommen müssen. „Ja, Mutter, ich weiß, da seid ihr jeden Abend beim Radio gesessen und wir waren traurig, daß wir zu Bett mußten!" riefen die Kinder. Wir konnten uns gar nicht satt hören damals an dem, was der Führer uns sagte. Er ist nun durch seine eigene Kraft ein mächtiger Mann geworden auf dieser Erde. Die ganze Welt hört gespannt zu, wenn er spricht und etwas verkündet. Aber genau so wie früher, als er noch nicht der Kanzler des Deutschen Reiches war, geht er mitten unter die einfachen Volksgenossen und bemüht sich, ihnen alles zu erklären. Daraus könnt ihr sehen, daß Stolz und Hochmut ihm gänzlich fremd sind. Er ist im Glück und in der Macht genau das gleiche geblieben, was er immer war: Ein aufrechter, mutiger und schlichter deutscher Mann.

Was war es aber auch für eine Fahrt, die ihn damals durch alle Gaue von Deutschland führte! Von der alten Stadt Königsberg hoch oben in Ostpreußen fuhr er hinunter nach Leipzig, von da nach Berlin und Hamburg, dann an den deutschen freien Rhein, dann in die alte Kaiserstadt Frankfurt, danach zu den Schwaben nach Stuttgart und schließlich nach seinem München, das er so liebt. Weiter ging es in seine Heimat, die neugewonnene Ostmark, hinüber nach der wunderschönen Stadt Graz in der grünen Steiermark, weit hinunter in den Süden nach dem deutschen Klagenfurt in Kärnten, dann nach Innsbruck, wieder in seine

Heimatstadt Linz und schließlich zuletzt nach Wien. Alle Menschen strömten herbei, um ihn zu sehen und zu hören. Überall herrschte ein grenzenloser Jubel. Die SA- und SS-Männer hatten nicht wenig zu tun! Sie mußten dafür sorgen, daß die Menschen den Führer durchließen und ihn nicht einfach erdrückten in all ihrer Freude.

Das Glück der Österreicher war unbeschreiblich. In den wenigen Wochen, die sie nun zum großen Deutschen Reich gehörten, hatten sie schon verspürt, was das heißt. Alle Not und alles Elend fanden nun ihr Ende. Ihr wißt ja schon, was Adolf Hitler für ein Land alles tun kann: Er sorgt für Arbeit; er läßt Straßen und Häuser bauen. Die Fabriken, die tot und öd dagelegen waren, fingen wieder zu arbeiten an. Aus dem Altreich kamen riesige Züge voll Kleidern und Lebensmitteln, um den Ärmsten in der Ostmark schnell zu helfen. Den Bauern auf ihren Höfen wurde geholfen und ebenso den Arbeitern in der Stadt. Vor allem aber lehrte Adolf Hitler die Menschen eines: Keine Feindschaft und kein Haß mehr! Vergeßt alles Böse, was gewesen ist! Fangt miteinander von neuem an als deutsche Brüder und Schwestern! Wer früher nicht zu uns gehalten hat, der soll es nun lernen an unseren guten Taten. – War es ein Wunder, wenn die Menschen ihn begrüßten als ihren Retter und Befreier? Als der Tag der Wahl gekommen war, sagten alle Deutschen von Königsberg bis nach Klagenfurt, von Wien bis an den deutschen Rhein aus vollem Herzen Ja! Ja, mein Führer, so sagte ein jeder, du hast getan, was wir wollten und wir folgen dir, jetzt und immerdar. Und wer uns feind war draußen in der Welt, der mußte nun auch endlich stille sein.

Seht ihr, so hat der Führer wieder einmal ein Blatt herausgerissen aus dem großen Buch voll Unrecht, dem Buch von Versailles. Es war das Blatt, auf dem geschrieben steht, daß wir Deutschen nicht zusammenkommen und nicht in einem großen Reich als Brüder und Schwestern leben dürfen. Alle Deutschen waren darüber überglücklich und wir dachten im stillen: Das ist das Größte und Schönste, was der Führer jemal zustande bekommen hat. Etwas Größeres und Schöneres kann er uns jetzt nicht mehr bescheren.

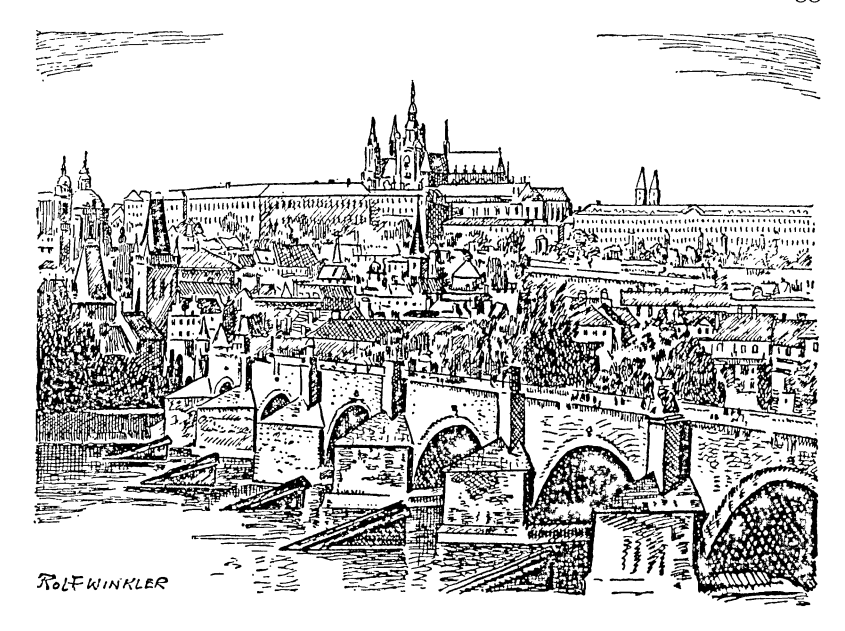
Es scheint aber, daß, während sich das ganze Volk über eine seiner Taten freut, der Führer offenbar schon wieder an das denkt was er

darnach vollbringen wird. Ich glaube, daß er niemals ausruht. Denn hört nur zu, was sich nach der Befreiung von Österreich und der Heimkehr so vieler Deutscher ins Reich weiter zugetragen hat.

## Adolf Hitler baut weiter am Dritten Reich

„Das mußt du aber jetzt gleich erzählen, darauf können wir unmöglich bis morgen warten, Mutter!" Die Kinder rückten so dicht an die Mutter heran, daß sie förmlich gefangen war und nicht entkommen konnte. Es war wirklich wie im Märchen – erst mußte sie erzählen und sich dadurch wieder frei machen.

So hört also zu, ihr Kinder. In all unserer Freude und unserem Glück darüber, daß das Land Österreich nun wieder unsere Ostmark geworden war und die Deutschen dort fest zu uns gehörten, hatten wir doch noch eine schwere Sorge und einen großen Kummer: Es gab ja immer noch Millionen deutscher Männer und Frauen, die durch Pfähle an der Grenze von uns getrennt waren und die auch heim wollten ins Reich, genau wie die Deutschen aus der Ostmark! Das waren die Deutschen in Böhmen und Mähren. Tief in unsere Ostmark und in die deutschen Länder Bayern, Sachsen und Schlesien hinein reicht das Land Böhmen. Es ist fast ganz von diesen Ländern des Deutschen Reiches umschlossen. An der andern Seite grenzt es an Mähren. Wenn man von Mähren nach Osten geht, trifft man wohl auch noch hie und da Deutsche an, meist aber wohnen dort andere Völker: die Slowaken, die Ungarn und die Ukrainer. Das sind keine Deutschen mehr. – In den Ländern Böhmen und Mähren wohnen die Deutschen von jeher zusammen mit einem andern Volk, den Tschechen. Die Tschechen sprechen eine andere Sprache, die sprechen tschechisch. Sie wohnen mehr in der Mitte der Länder. Die Deutschen wohnen hauptsächlich an den Rändern gegen das Deutsche Reich hin. Dort finden sich mancherlei schöne Berge




und Gebirge. Sie heißen die Sudeten und deshalb nennt man die Deutschen in den Ländern Böhmen und Mähren auch Sudetendeutsche.

„Diese Geschichte ist nicht so schön, Mutter", meldete sich Fritz, „ich mag nicht immer von so viel Ländern und Gebirgen und Völkern hören! Kommt denn nicht bald wieder etwas von Adolf Hitler?" „Hab doch Geduld, du Unruhgeist!" sagte die Mutter. „Wie willst du denn verstehen, was unser Führer alles getan hat, wenn du vorher gar nichts weißt von dem Land und dem Volk, in dem es sich zuträgt!" Der ungeduldige Fritz gab sich zufrieden.

Seit vielen hundert Jahren leben in den Ländern Böhmen und Mähren die Tschechen und die Deutschen nah beieinander. Solang sie in Frieden miteinander arbeiteten, ging es beiden Völkern gut. Die Deutschen lehrten die Tschechen viele nützliche und schöne Fertigkeiten und Handwerke. Die Tschechen waren fleißige Bauern und gute Arbeiter und hatten nur Nutzen davon. Mitten im Lande Böhmen liegt eine uralte, herrliche Stadt, sie heißt Prag. „Schon wieder weißt du etwa von einer

schönen Stadt!" riefen die Kinder, „erzähl auch etwas von Prag! Warst du einmal dort?" riefen die Kinder. Der Vater ist als junger Mann auf seinen Wanderungen und Fahrten auch nach Prag gekommen und hat mir einmal davon erzählt. Er kam ganz früh am Morgen am Bahnhof an und ging durch viele Straßen und Gassen. Die fleißigen Leute von Prag gingen gerade an ihre Arbeit. Viele sprachen deutsch, andere wieder tschechisch. Er sah die böhmischen Bäuerinnen in ihren Kopftüchern zum Markt gehen. Auf dem Rücken trugen sie schwere Tragkörbe mit lauter guten Sachen darin, mit Butter, Eiern, Obst und anderem mehr. Der Vater bog in einem kleinen Gäßchen ums Eck und plötzlich stand er an einem Fluß, das war die Moldau. Die Sonne ging gerade auf. Sie schien auf den leichten Nebel, der aus der Moldau aufstieg. Als die Sonne den Nebel vertrieb, sah er vor sich eine wunderschöne Brücke, auf der vierzehn schöne Standbilder aus Stein standen. Sie führte hinüber ans andere Ufer der Moldau und drüben lag im Morgensonnenschein auf einem Hügel die riesige Burg von Prag! Der Vater sagt immer, das sei etwas vom Schönsten, was er je gesehen habe. Die Prager Burg hat viele hundert Zimmer. Stolz und gebieterisch schaut sie herunter auf die uralte Stadt. Noch schöner und stolzer aber steigt hinter ihr der herrliche Turm vom Sankt-Veits-Dom zum Himmel hinan. Der Sankt-Veits-Dom ist eine wunderbare, große Kirche. Ein deutscher Baumeister hat sie erbaut. Vieles, vieles von all dem schönen, was in Prag zu sehen ist, haben deutsche Männer geschaffen.

In der herrlichen Burg von Prag haben in früheren Zeiten die böhmischen Könige, ja sogar die deutschen Kaiser gewohnt. Denn die Länder Böhmen und Mähren haben früher tausend Jahre lang zum Deutschen Reich gehört, müßt ihr wissen! Schon König Heinrich, von dem ich euch anfangs erzählte, war in alten Zeiten in Prag und wurde dort als deutscher Kaiser empfangen und gefeiert. Es gab Zeiten, da die deutschen Kaiser von der Prager Burg aus das große Deutsche Reich regierten. Sie riefen deutsche Bauern, deutsche Handwerker und Kaufleute ins Land. Die Dörfer in den Ländern Böhmen und Mähren wurden so erbaut, wie die Dörfer in Deutschland. – Nicht weit von Prag steht eine alte Festung, in der eine Zeitlang die Reichskleinodien aufbewahrt wur-

den, von denen ihr schon wißt: Die herrliche Kaiserkrone, der goldene Reichsapfel, das Zepter und das große Kaiserschwert. Einmal im Jahr wurden die Reichskleinodien nach Prag gebracht. Deutsche und Tschechen mögen sie voll Ehrfurcht betrachtet und ihren Glanz bestaunt haben. – Ein deutscher Kaiser hat dann aus Prag die herrliche Stadt gemacht, die es heute noch ist. Er gründete dort die erste deutsche Hohe Schule. Das ist eine Schule, in die große Leute gehen. „Was tun denn große Leute in der Schule? Sie können doch schon lesen und rechnen und schreiben?" so fragten die Kinder erstaunt. Freilich, aber sie lernen dort eben noch anderes. Sie studieren fleißig und werden Ärzte wie unser Onkel Doktor; oder sie werden Priester und predigen dann in der Kirche; oder sie werden Richter und urteilen über Recht und Unrecht vor Gericht; oder sie lernen die Sprachen und Schriften fremder Völker verstehen und werden Lehrer. Solch eine Schule nennt man Universität und die erste deutsche Universität gründete ein deutscher Kaiser in Prag.

So gehörten die Länder Böhmen und Mähren viele hundert Jahre zum Deutschen Reich und allen, die dort wohnten, ging es wohl dabei, den Deutschen wie den Tschechen. Dann aber kam eine Unruhe über die Tschechen. Sie wollten nicht mehr mit den Deutschen zusammenleben, sie wollten allein für sich sein und ein eigenes, tschechisches Reich gründen. Es gab viel Haß und blutige Feindschaft zwischen beiden Völkern hin und her und als vor Jahren der große Krieg zu Ende ging, da dachten die Tschechen, jetzt sei die rechte Zeit gekommen, jetzt wollten sie selbst einmal herrschen und ein eigenes Reich gründen.

Es war die Zeit, da unsere Feinde in Versailles bei Paris beisammensaßen und nachdachten: Wie fangen wir es an, daß wir die Deutschen und ihr Deutsches Reich recht arm und elend machen und sie zu Boden werfen für alle Zeiten? „Als sie das große Buch voll Unrecht aufschrieben, nicht wahr, Mutter?" fragten die Kinder. Ja, ganz richtig. Da kamen ihnen denn die Wünsche der Tschechen wie gerufen. Die Länder Böhmen und Mähren reichen ja weit hinein in andere deutsche Länder, das sagte ich euch schon. Laßt uns diese Länder den Tschechen geben, so sagten die Feinde in Versailles. Laßt sie dort ein eigenes Reich gründen.

Wir wollen sie lehren, die Deutschen zu hassen und gegen alles Deutsche zu kämpfen. Dann bekommen die Deutschen dort und im Reich niemals Ruhe. – So geschah es auch. Nun wohnen aber in den Ländern Böhmen und Mähren viele, viele Deutsche. Die wollten genau wie die Deutschen im Lande Österreich von jeher mit uns zusammen im Deutschen Reich leben. Das taten sie damals auch laut und vernehmlich vor aller Welt kund. Ihr habt uns versprochen, so sagten sie zu den Feinden aus dem großen Krieg, daß wir selbst sagen dürfen, wohin wir gehören wollen. Zu den Tschechen wollen wir nicht gehören, sie sind uns fremd und wollen uns nicht wohl. Wir wollen heim ins Deutsche Reich! Aber ach, niemand hörte auf sie. Die Tschechen kamen mit ihren Soldaten und zwangen die Deutschen, unter ihrer Herrschaft zu leben. Ja, sie wollten sie am liebsten ganz zugrunde richten, damit sie allein Herren über das schöne und reiche Land sein könnten. Denn dort gibt es viel zu holen! Die Sudetendeutschen waren von jeher fleißige und tüchtige Leute. Sie haben große Fabriken und riesige Kohlenbergwerke in ihrem Land. Fleißig bebauen die sudetendeutschen Bauern ihre Felder. Dort wächst Obst, Wein und Hopfen zum Bierbrauen in Hülle und Fülle. An vielen Orten sprudeln große Quellen aus der Erde, die gar ein besonderes Wasser haben! Denkt euch nur, diese Wässer in Böhmen machen kranke Leute wieder gesund. In der Stadt Karlsbad strömt solch eine Quelle fast kochend heiß aus der Erde und schickt ihren starken Strahl viele Meter hoch in die Luft. Viele Kranke aus aller Welt sind durch sie wieder gesund geworden.

Nach all diesen Schätzen streckten die Tschechen die Finger aus. Zwanzig Jahre hindurch scheuten sie kein Unrecht und keine Gewalttat, um nur die Sudetendeutschen zu vertreiben aus ihrer alten deutschen Heimat. Aber die Sudetendeutschen sind aus hartem Holz geschnitzt und die Tschechen wurden nicht so leicht mit ihnen fertig, wie sie gedacht hatten. Seit vielen hundert Jahren schon hatten die Vorväter der Sudetendeutschen in diesem alten deutschen Land gelebt. Sie erst hatten den Tschechen gezeigt, wie reich das Land ist, in dem sie alle leben. Denn der Boden in den Ländern Böhmen und Mähren birgt gar viele kostbare Schätze, ihr Kinder! Da gibt es Flüsse und Bäche, in deren Sand sich

reines Gold findet; das Silber liegt tief in der Erde drin, das Blei und noch andere nützliche Metalle; Kohle gibt es in der böhmischen Erde im Überfluß. – Auf die schöne deutsche Stadt Prag waren die Sudetendeutschen von jeher besonders stolz. Damals aber, als wir Deutsche den Krieg verloren hatten, sollte auf einmal nichts mehr deutsch sein in diesen Ländern und auch in Prag nicht. Die Tschechen wollten alles für sich allein haben und machten den Deutschen das Leben so schwer, wie sie nur konnten. Denkt euch, sie sollten nicht einmal mehr deutsch sprechen, keine deutschen Bücher mehr lesen und keine deutschen Lieder mehr singen!

„Wir lassen uns doch wohl nicht verbieten, unsere Lieder zu singen!" rief Fritz empört, „und die Jungen dort, sangen sie denn gar nicht Deutschland, Deutschland über alles oder Die Fahne hoch . . . wie hier die Hitlerjungen?" O nein, liebe Kinder, das durften sie nicht wagen! Wer deutsche Lieder sang, wurde von der Polizei oder von den tschechischen Soldaten gefangengenommen und eingesperrt. Den Gefangenen ging es oft sehr schlecht, sie wurden geschlagen und bekamen kaum etwas zu essen. Ja, viele gute Deutsche wurden sogar erschossen.

Da schlossen sich die Sudetendeutschen zusammen, wie es die Deutschen im Land Österreich getan hatten und sagte vor der ganzen Welt: Wir wollen nicht länger bei den Tschechen leben, nein, wir wollen uns zusammenschließen mit dem großen Deutschen Reich! Dort sollen alle Deutschen daheim sein! Ihr habt uns ja versprochen, daß wir das selbst bestimmen dürfen. Abermals jedoch hörte niemand auf die Deutschen und was versprochen worden war, wurde wieder nicht gehalten. Immer härter und härter wurden die Sudetendeutschen in den Ländern Böhmen und Mähren bedrückt. Wenn so ein deutscher Arbeiter morgens in die Fabrik kam und am Schraubstock mit seiner Arbeit anfangen wollte, sagte man ihm: Geh weg, du hast hier nichts mehr zu suchen, deine Arbeit tut von jetzt ab ein Tscheche! Oder wenn ein deutscher Lehrer morgens in die Schule kam und seinen Kindern Unterricht geben wollte, dann stand da auf einmal ein tschechischer Lehrer, der zu den deutschen Kindern tschechisch sprach. So verloren immer mehr deutsche Männer ihre Arbeit, sie verdienten kein Geld mehr. Sie konnten ihren Frauen keines mehr zum Einkaufen geben und die Mütter konnten ihren Kindern

nichts Ordentliches mehr zu essen kochen und ihnen keine richtigen Kleider mehr schaffen. Die Deutschen in Böhmen und Mähren hungerten und litten bittere Not.

Anfangs in den Jahren nach dem großen Krieg waren sie verlassen von aller Welt und niemand fragte danach, wie groß ihr Elend war und wieviele ihrer Kinder vor Hunger starben. Die Sudetendeutschen hatten leider den gleichen Fehler wie wir Deutschen alle: Sie stritten miteinander und waren zu all ihrer Not noch uneinig. Da konnten die Tschechen freilich mit ihnen tun, was sie wollten. Allmählich aber wurde das anders. Auch im Sudetenland fingen die Menschen an, an die Hakenkreuzfahne zu glauben und auf Adolf Hitler zu hoffen, daß er sie retten möchte aus der Gewalt der Tschechen und aus aller Not. Ihr könnt euch gar nicht denken, was die Tschechen alles versuchten, um den Sudetendeutschen den Glauben an Adolf Hitler auszutreiben. Mit den härtesten Strafen, im Gefängnis, ja mit dem Tode straften sie die tapferen Leute, die das Hakenkreuz durchs ganze Land tragen wollten. Aber das nützte ihnen alles nichts. Als Adolf Hitler des Deutschen Reiches Kanzler und Führer wurde, da wurde auch drüben im Sudetenland die Hoffnung immer stärker. Als Adolf Hitler gar die Ostmark heimholte, kannte der Jubel der Sudetendeutschen keine Grenzen mehr.

Da versuchten die Tschechen ein letztes Mittel. Sie wollten uns Deutsche so lange reizen, bis wir einen Krieg mit ihnen anfingen. Dann, so hofften sie, würden alle, die unser neues Deutschland nicht liebten, ihnen zur Hilfe eilen und wieder würde die ganze Welt über uns herfallen wie damals im großen Krieg. In Prag regierte damals ein Mann, der war nichts als lauter Lug und Trug. Als wenn die Lüge selber Beine bekommen hätte und nun auf Erden wandelte, so war er. Der versuchte nun, mit unserm Führer fertig zu werden, der elende, jämmerliche Wicht. Er ließ die tschechischen Soldaten ins deutsche Sudetenland einmarschieren und ließ die wehrlosen Sudetendeutschen so quälen, wie es nur möglich war. Viele Tausende von ihnen ließen ihr bißchen Hab und Gut im Stich und flohen herüber zu uns ins Reich, nur um vor den tschechischen Soldaten sicher zu sein. Die jämmerlichen Kerle, die damals in Prag zu befehlen hatten, versuchten eine Frech-

heit nach der andern. Sie ließen auf deutsches Gebiet schießen oder sie schickten einen tschechischen Flieger herüber. Ganz Deutschland war empört! Wie lange sollten wir uns das noch gefallen lassen, daß diese Wichte uns so verhöhnten und unsere sudetendeutschen Brüder und Schwestern so verfolgten? Gespannt sahen wir alle auf den Führer. Der schwieg eine Zeitlang und sorgte dafür, daß alles ruhig blieb in unserm Land. Er wollte den Männern in Prag nicht den Gefallen tun, einen Krieg anzufangen.

Die Sudetendeutschen selbst hatten inzwischen allen Streit und alle Uneinigkeit aufgegeben. Es fand sich unter ihnen ein besonders mutiger und entschlossener Mann, Konrad Henlein. Er lehrte sie, fest zusammenzuhalten und forderte entschlossen von den Tschechen Recht für seine Heimat und sein Volk. Aber die Sudetendeutschen erhielten nichts anderes als Versprechen, die nicht gehalten wurden. Auf der Prager Burg schien nur Lug und Trug zu Hause zu sein, und sie hatten immer mehr zu leiden unter der Gewalt der tschechischen Soldaten. Eines Tages aber sagte unser Führer auf dem großen Parteitag in Nürnberg laut und deutlich vor aller Welt, daß er nun nicht länger mehr zusehen werde, wie den armen Sudetendeutschen Unrecht über Unrecht geschah. Wie damals als die Ostmark heimkehrte ins Reich erhob sich in der ganzen Welt ein großes Geschrei: Adolf Hitler will Krieg! Seht Deutschland an, es will immer größer und mächtiger werden! Das können wir nicht dulden! Auf, laßt uns in den Krieg gegen Deutschland ziehen! – Und wieder einmal sah die Sache ganz gefährlich aus.

Auch bei uns im Lande war damals manch einer voll Sorge. Würde wirklich ein neuer Krieg kommen? Ich sprach in jenen Tagen mit einem Arbeiter, der auf der Straße pflasterte und gerade sein Versperbrot essen wollte. Der sagte in aller Seelenruhe: Ich bin ganz außer Sorge. Ich weiß, der Führer wird es recht machen, und daß es einen Krieg gibt, das glaube ich nicht! – Dieser Mann hat recht, so dachte ich mir im stillen. An dem sollten wir alle uns ein Beispiel nehmen. Nur ruhig weiter arbeiten und auf den Führer vertrauen, dann kann's nicht fehlen.

Aber auch die andern Länder hüteten sich, mit uns einen Krieg anzufangen. Da war Hermann Göring mit seinen unzählig vielen, tapfe-

ren und kühnen Fliegern – wer wollte die zum Feinde haben? Da waren unsere tausend und abertausend jungen, frischen Soldaten mit ihren wunderbaren Kanonen und Panzerautos – wer wollte anfangen auf sie zu schießen? Da waren unsere stolzen Kriegsschiffe auf hoher See – war vielleicht mit denen gut Kirschen essen? Niemand glaubte das. Einfach nach Deutschland hereinmarschieren, so wie die wilden Hetzer draußen es gern wollten, das war nicht mehr so leicht wie einstmals an der Ruhr und am Rhein kurz nach dem großen Krieg. Dort drüben im Westen des Reiches hatte Adolf Hitler einen riesenhaften festen Wall bauen lassen aus Beton und Eisen. Dahinter standen die deutschen Soldaten und hinter ihnen das ganze deutsche Volk. Hast du Lust, dort hineinzuspazieren? so fragte draußen im Ausland wohl einer den andern. Nein, das wollte keiner. Und wieder einmal zeigte sich, was es wert war, daß wir nicht mehr wehrlos waren wie damals nach dem großen Krieg.

Da kam ein Staatsmann drüben aus England, um im guten mit unserem Führer zu beraten, wie den Sudetendeutschen zu helfen sei und wie sie heimkommen könnten ins Reich, ohne daß ein Krieg entstünde. Der Führer nahm ihn freundlich auf, aber es sah nicht so aus, als ob er sich mit ihm würde einigen können. Der Engländer war ein alter Mann. Er machte die lange Reise zum Führer einmal, er machte sie zum zweitenmal und die ganze Welt hielt den Atem an und war voll banger Sorge, als er wieder abfuhr, ohne daß etwas geschehen war. Schließlich kam er ein letztes Mal nach München und mit ihm zusammen ein Staatsmann aus Frankreich, vor allem aber des Führers treuer Freund aus Italien, Benito Mussolini. Und dann wurde endlich nach langer Beratung bestimmt, daß in kurzer Zeit die deutschen Truppen ins Sudetenland einmarschieren sollten und die treuen Sudetendeutschen heimholen sollten ins Reich.

So geschah es. Die tschechischen Soldaten zogen ab. Genau wie in die Ostmark marschierten unsere Soldaten ins Sudetenland ein und genau wie dort waren der Jubel und die Freude grenzenlos. Auch diesmal fuhr der Führer hinein ins befreite Land und holte die deutschen Menschen dort heim ins große Deutsche Reich. Vorbei waren auch hier alle Not und alles Elend, vorbei die Gewalt und Unterdrückung durch ein anderes Volk.

„Und was taten dann die Tschechen? Waren das lauter böse und schlechte Menschen?" wollten die Kinder wissen. O nein, das müßt ihr nicht glauben! Aber sie hatten immer nur Lügen gehört über Adolf Hitler und über unser Deutsches Reich und wurden unaufhörlich aufgehetzt von den Kommunisten und den Juden. Deshalb gab es bei ihnen im Lande keine Ruhe mehr, auch nachdem Adolf Hitler die Sudetendeutschen heimgeholt hatte ins Deutsche Reich. Unsere früheren Feinde aus Versailles gingen in der alten deutschen Burg in Prag aus und ein und hetzten die Tschechen unaufhörlich gegen uns Deutsche. Aber glaubt nur ja nicht, daß es den Tschechen dabei gut ging, o nein. Sie wurden auch immer ärmer dabei, sie wurden arbeitslos und fühlten sich nicht mehr sicher in ihrem Lande. In den Ländern Böhmen und Mähren wurde die Unordnung immer größer. Bald wagten sich auch dort die Kommunisten hervor, wie bei uns in den Jahren nach dem Krieg. (Wißt ihr noch, wie sie es in Frau Schmitthammers Laden getrieben haben?) Sie fingen an zu stehlen, ja gar zu schießen. Nun wohnen in den Ländern Böhmen und Mähren immer noch Deutsche genug. Ganze große Städte dort sind fast rein deutsch, wie z. B. Brünn und Iglau. Auf die hatten es die Bösewichter besonders abgesehen. So waren wir um diese guten deutschen Menschen wieder einmal in großer Sorge, denn sie litten große Not und waren ihres Lebens nicht mehr sicher.

Da, als die Sache schon ganz gefährlich aussah, fand sich unter den Tschechen ein ehrlicher, mutiger Mann. Der nahm sein Herz in beide Hände und fuhr zu unserem Führer nach Berlin, trotz aller Lügen, die den Tschechen über Adolf Hitler immer waren aufgetischt worden. Er bat den Führer um Hilfe und Schutz für sein Land und für alle Menschen darinnen, Deutsche wie Tschechen.

Und nun, ihr Kinder, könnt ihr wieder einmal sehen, wie wunderbar gütig und großmütig unser Führer ist! Er hätte ja nun sagen können: Wartet nur, ihr Tschechen, jetzt werde ich's euch zeigen! Ihr habt meinen Deutschen viele Jahre lang das Leben so schwer gemacht, habt sie unterdrückt und verfolgt. Jetzt tue ich euch das gleiche! „Jawohl", erklärte kriegerisch der große Hermann, „ich wäre losgezogen mit Soldaten und Kanonen und hätte geschossen auf die Tschechen und hätte es

ihnen genau so schwer gemacht wie sie es früher den Deutschen gemacht haben!" Sogar die beiden kleineren Geschwister nickten eifrig dazu. – Nein, Kinder, das tat unser Führer nicht! Er versprach den tschechischen Männern, die ihn in Berlin um Hilfe baten, seinen Beistand und seinen Schutz. Blitzschnell schickte er über Nacht unsere deutschen Soldaten in das unruhige, hilflose Land. Das Land und die Menschen dort mögen ihm leid getan haben, denke ich mir. Wußte er doch in seinem klugen und gerechten Sinn, wie reich sie Gott erschaffen hatte und wie glücklich jedermann dort leben könnte unter dem starken Schutz des Deutschen Reiches. Mit ernsten Worten ermahnte unser Führer seine Soldaten. Nicht als Feinde oder gar als Unterdrücker sollten sie einziehen in Böhmen und Mähren, nein! Als Vertreter unseres herrlichen Deutschen Reiches sollte jeder einzelne Mann sich fühlen und sollte sich tadellos benehmen. So wie ich euch sage: Macht mir keine Schande, Kinder! – wenn ihr einmal von Haus fortgeht, so sagte auch Adolf Hitler zu seinen Soldaten, daß sie ihm keine Schande machen sollten. Ob ich mich auf euch wohl auch immer so verlassen kann, wie unser Führer sich auf seine Soldaten! Denn jeder einzelne, Mann für Mann, setzte nun seine Ehre darein, den Leuten in Böhmen und Mähren zu zeigen, wie deutsche Soldaten sind. Tadellos ordentlich, friedlich und freundlich, ohne einen Schuß Pulver abzufeuern, so rückten sie in das Land ein. Pünktlich auf die Minute erreichten sie das Ziel, das ihre Offiziere ihnen vorschrieben. Und das war keine leichte Sache damals! Denn in jenen Tagen herrschte ein wüstes Wetter und die Soldaten mußten im schweren Regen, ja im Schneesturm vorwärts marschieren. Die Tschechen staunten nicht wenig – so etwas hatten sie nicht für möglich gehalten. Anfangs mögen sie gefürchtet haben, daß es ihnen jetzt genau so schlecht gehen würde wie früher den Deutschen. Aber davon war keine Rede. Da kamen keine Feinde, nein, Leute voll guten Willens waren es, mit denen es sich gut würde zusammenleben lassen, das erkannten die Tschechen bald. Und schnell waren diese deutschen Soldaten – ehe man sich's versah, waren sie da. Und die Flieger von Hermann Göring waren wieder einmal ganz vorne dran.

Wie staunte aber das ganze Land und allen voran die Leute von Prag, als im Handumdrehen der Führer selbst durchs Land fuhr und plötzlich



in Prag war; als von der alten deutschen Burg in Prag der Geist der Lüge entwich und die Hakenkreuzfahne und die Standarte des Führers über der Stadt wehte! Denn da, wo der Führer ist, da wird die Führerstandarte aufgepflanzt, müßt ihr wissen. Das ist eine besonders schöne Hakenkreuzfahne. Sie zeigt allen Leuten an: Hier weilt der Führer! Und diese Führerstandarte wehte also über der Prager Burg. – Von dort verkündete der Führer den Deutschen, den Tschechen und der ganzen Welt, daß die Länder Böhmen und Mähren nun wieder zum Deutschen Reich gehören wie früher tausend Jahre lang. Zugleich verkündete er weise und gerechte Gesetze, nach denen jedes Volk frei und zufrieden leben und unter seiner Führung glücklich werden konnte.

Die Deutschen in Prag wußten sich vor Freude nicht zu fassen. Sie zogen hinauf auf die Burg und riefen nach dem Führer. Soviel er auch zu tun hatte, er nahm sich doch die Zeit, zu ihnen herunterzukommen und ihnen die Hände zu schütteln. Viele Tschechen waren mit hinaufgezogen, denn sie wollten auch gern sehen, was da vor sich ging. Sie standen erst ein wenig hilflos dabei, als die Deutschen so nach ihrem Führer riefen; sie zogen die Hüte, als er sich am Fenster zeigte. Dann aber merkten sie bald: Es war ja alles Lüge, was sie bisher über Adolf Hitler gehört hatten! Der Mann, der da zu ihnen gekommen war, der war vieltausendmal mehr wert als all die kleinen Wichte, die vor ihm versucht hatten, von der Prager Burg aus ihr Land zu regieren. Voll Vertrauen begaben sie sich unter seinen Schutz und merkten bald, daß sie sich nicht in ihm getäuscht hatten. Die Tschechen sahen, daß es auch ihnen gut gehen würde in dem mächtigen, großen Deutschen Reich, so wie in früheren Zeiten, als sie friedlich und ohne Haß mit den Deutschen gelebt und gearbeitet hatten. – Dann fuhr der Führer von Prag aus weiter durch die Länder Böhmen und Mähren und wieder, wie in der Ostmark und im Sudetenland, war der Jubel der Deutschen grenzenlos.

Jetzt wißt ihr es, ihr Kinder: So hat unser Führer in einem einzigen Jahr zehn Millionen deutsche Menschen, die vorher nicht zu uns gehören durften, heimgeholt ins Deutsche Reich, Zehn Millionen – ihr könnt noch nicht verstehen, wie groß diese Zahl ist. Er hat das Deutsche Reich gegründet, größer als das alte Reich unter König Heinrich und größer als das Reich, das Fürst Bismark schaffen konnte. Es ist das Dritte Reich der Deutschen – merkt euch das, denn ihr hört das Wort oft. Adolf Hitler ist der große Sohn unseres Deutschen Vaterlandes, der es geschaffen hat. Aus tiefster Not und Schmach hat er unser Volk und unser Land in wenigen Jahren geführt zu einer Größe und Herrlichkeit wie nie zuvor.

Nicht lange Zeit verging seit jenem Tage, an dem die Mutter ihre Erzählung von Adolf Hitler beendet hatte, da gewahrten die Kinder, daß die Großen von einer allgemeinen Unruhe ergriffen wurden. Eif-

riger als sonst wartete der Vater morgens auf die Zeitung und alle hörten besonders aufmerksam auf das, was der Rundfunk ihnen zu sagen hatte. Wie immer, wenn die Kinder etwas nicht verstehen konnten, wendeten sie sich an die Mutter. Von ihr erfuhren sie: Noch immer gab es ein Blatt im großen Buch voll Unrecht, im Buch von Versailles, das uns Deutschen in der Seele brannte – das Blatt vom deutschen Osten! Dort hatten die Feinde nach dem großen Kriege große Stücke deutschen Landes mit Millionen deutschen Menschen vom Deutschen Reich weggerissen und losgetrennt. Mitten in unser Reich hatten sie Grenzpfähle geschlagen und hatten das Land Ostpreußen vom übrigen Deutschland getrennt. Eine alte, wunderschöne deutsche Stadt am Meer hatten sie uns genommen – es war die Stadt Danzig. Die wollte nun zurück ins Reich, zurück zu uns! Die deutschen Menschen in Danzig wollten nicht länger ertragen, was damals gegen ihren Willen im Schloß von Versailles über sie bestimmt worden war. Und unser Führer wollte ihnen dabei helfen.

Aber wie immer, wenn unser Führer sich anschickte, wieder ein Blatt herauszureißen aus dem Buch von Versailles, schrien unsere früheren Feinde, besonders England, empört auf: Das dürft ihr nicht! Das erlauben wir nicht! So wie wir es nach dem großen Krieg bestimmt haben, muß es bleiben. Diesmal lassen wir nicht mit uns reden! Wenn Adolf Hitler nicht tut, was wir wollen, dann gibt es Krieg!

Nun wohnt als Nachbar im Osten des Deutschen Reiches das Volk der Polen. Unter ihre Herrschaft war das deutsche Land im Osten gekommen. Die Engländer von drüben überm Meer stachelten die Polen auf und sagten: Die Deutschen haben es auf euer Land abgesehen! (Sie wollten es nicht wahr haben, daß dieses Land deutsch war seit vielen hundert Jahren und logen der Welt vor, es sei polnisch!) Laßt euch von den Deutschen nichts gefallen. Was immer ihr auch tut, wir stehen euch gegen die Deutschen bei! – Da wurden die Polen frech und übermütig. Sie sind ein Volk, das immer gern den Mund voll nimmt – jetzt aber fingen sie an zu prahlen über alle Maßen. Viel schlimmer aber war, daß sie den Deutschen im Osten das Leben unerträglich schwer machten. Sie quälten sie so grausam, daß man es euch Kin-

dern gar nicht recht erzählen kann. Und seht ihr: Wenn deutsche Menschen gequält und verfolgt werden, dann kann unser Führer nicht ruhig zusehen. Das leidet er nicht, das erträgt sein Herz nicht, das nur für Deutschland und für uns Deutsche schlägt. Denkt, wie glücklich kann jeder von uns Deutschen in seiner größten Not noch sein, da er doch weiß: wenn es menschenmöglich ist, so wird der Führer ihm helfen.

Eines Tages aber ließ die deutsche Stadt Danzig sich nicht mehr halten und erklärte: Wir gehören jetzt wieder zum Deutschen Reich! Die Danziger taten das, obwohl die Polen ihre Kanonen auf die Stadt richteten, sie mit Soldaten umzingelten und drohten, sie in Trümmer zu schießen. Jeden Augenblick konnten die polnischen Kanonen um Danzig anfangen zu feuern! Dennoch versuchte unser Führer es nochmals, sich im guten mit den Polen und den Engländern zu einigen. Denn die Engländer wollten ja den Polen auch noch beistehen. Aber sie wollten nicht auf ihn hören. Den armen Deutschen im Osten ging es nur noch viel schlechter. Ja die Polen scheuten nicht davor zurück, über die Grenzen weg unser Deutsches Reich anzugreifen und zu uns herüber zu schießen.

Das kann ein großes Land und ein großes Volk sich unmöglich gefallen lassen. Es blieb unserem Führer gar nichts anderes übrig, als die deutschen Männer zu den Waffen zu rufen und unseren Soldaten zu befehlen, diesen Zuständen ein Ende zu machen. Da erklärten uns die Engländer den Krieg! Und die Franzosen meinten, sie müßten mittun, obwohl der Führer ihnen immer wieder versichert hat, daß wir gegen Frankreich keine Feindschaft hegen und von den Franzosen gar nichts wollen.

Das aber konnte an dem festen Entschluß unseres Führers nichts ändern. Die deutschen Soldaten fingen zu marschieren an – aber, liebe Kinder, wie marschierten sie! Wie ein Sturmwind fuhren sie hinein ins Polenland! In der Luft brausten Hermann Görings Flieger, auf den Straßen und über die Felder fuhren die Panzerwagen und Tanks, von der See aus schossen die Kanonen der deutschen Kriegsschiffe, und unentwegt marschierte und kämpfte das deutsche Heer. Ganz vorn am Feind aber stand mitten unter den tapferen deutschen Soldaten unser Führer selbst. Er ist der erste Soldat unseres Volkes, so hat er sich

selbst genannt. Und so folgte denn ein Sieg dem anderen. Eine Stadt nach der anderen wurde erobert und es dauerte kaum drei Wochen, da waren vom ganzen Polenreich und vom ganzen Polenheer nur mehr ein paar Trümmer übrig. Die übrige Welt hielt den Atem an und staunte über die Taten unserer Soldaten.

Die Engländer überm Meer drüben aber versuchen heute wie damals im großen Krieg um uns Deutsche einen Ring von Feinden zu schließen. Wie damals wollen sie uns alle wieder hungern lassen und sie denken: Damit kriegen wir die Deutschen wieder unter. Und wirklich, wie damals im großen Krieg tragen unsere Männer wieder den feldgrauen Soldatenrock. Die Frauen tun wieder Männerarbeit, weil die Männer ja im Feld vorm Feinde sind. Wie damals kann man nicht beliebig viele Sachen zum Essen kaufen – und dennoch ist es heute so ganz anders als damals!

Heute haben wir unseren Führer! Er verlangt von uns kein Opfer, das er nicht selbst jederzeit bringen würde. Wenn unsere Soldaten zu den Waffen greifen und kämpfen müssen, um unser Reich und seine deutschen Menschen zu schützen, dann steht er mitten unter ihnen. Im Westen hat er das Reich schützen lassen durch eine riesige Mauer aus Stahl und Eisen. Das ist der deutsche Westwall, durch den kein Feind hindurch kommt. Unsere Flieger und unsere tapferen Seeleute, besonders die auf den Unterseebooten, haben den Engländern schon gezeigt, was es heißt, mit uns einen Krieg anzufangen. Manch ein englischer Flieger wurde aus der Luft herunter geholt, manch stolzes, englisches Schiff wurde versenkt und mußte hinab auf den Meeresgrund. Aushungern können uns die Engländer nicht mehr. Es gibt immer so viel zu essen in Deutschland, daß keiner Not leiden muß. Und niemand darf uns den Mut und die Zuversicht rauben wie damals im großen Krieg! Nein, wir hören nur auf die Stimme des Führers und auf die Männer, die seit Jahren in Treue zu ihm stehen. Was auch kommen mag, wir wissen: Gott hilft immer dem, der sich selbst hilft und tapfer kämpft. Er hat uns einen Führer geschickt, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Ihm wollen wir glauben, ihm vertrauen, ihm folgen, wohin er uns führt, jetzt und immerdar.

Laßt uns das niemals vergessen. Laßt uns Gott alle Tage danken dafür, daß er uns diesen Mann geschickt hat und daß wir zugleich mit ihm leben, ihn sehen und seine Stimme hören dürfen. Die ganze Welt beneidet uns um ihn, glaubt mir das. Laßt uns darum bitten, daß Gott ihm weiterhin Gesundheit und Kraft schenken möge wie bisher.

Noch eines sollt ihr Kinder lernen aus der langen Geschichte, die ich euch von Adolf Hitler erzählt habe: Ihr, Fritz und Hermann, müßt erst ganze deutsche Jungen werden, die in der HJ ihren Platz ausfüllen und später tüchtige und mutige deutsche Männer, damit ihr es auch wert seid, daß Adolf Hitler euer Führer ist. Du, Gertrud, mußt ein rechtes deutsches Mädel sein, ein richtiges BDM-Mädel und später eine rechte deutsche Frau und Mutter, damit auch du dem Führer jederzeit in die Augen sehen kannst.

„Ja, ja das wollen wir ganz gewiß, Mutter!" so riefen voll Ernst und guten Willens die Kinder.

**Frau Dr. med. Johanna Haarers**
**bewährte Mütterbücher**

und

andere gute Bücher aus

**J. F. Lehmanns Verlag**
**München 15**

# Das deutsche Frauenantlitz

Mit 104 Bildnissen aus allen Jahrhunderten deutschen Lebens und wundervollen verbindenden Texten

von Lydia Ganzer-Gottschewski

2. Auflage. 12.–16. Tausend. Geh. RM 2.80, Lwd. RM 3.80

„Mit Lydia Ganzer-Gottschewskis Buch ‚Das deutsche Frauenantlitz' ist uns eine schöne Gabe auf den Tisch gelegt worden. Es gehört zu den Büchern, die Erinnerung und Mahnung zugleich sind. Es ist ein Buch, das der Sohn seiner Mutter, der Mann seiner Frau schenken sollte, das aber genau so gut von der Frau einem Manne, der ihr nahesteht, in die Hand gelegt werden mag. Ueberdies liegt hier eine gute umfassende Sammlung vor, die für Unterricht, Schulungsarbeit und Heimabend wertvoll ist."
N.S.-Frauenwarte.

„Ein Buch, das wie kein zweites berufen ist, im wahrsten Sinne von deutschem Frauentum in seiner ganzen Tiefe und Weite zu künden, ein Buch, das an Hand von sorgfältig ausgewählten, oft wenig bekannten wertvollen Bildnissen deutsche Frauenschicksale darstellt, die in ihrem letzten Einsatz und Opfer, in ihrem lebenbejahenden Wirken, in ihrem reinen Muttertum, in den ewig das Leben des Volkes weitertragenden Kräften zu einem symbolischen Denkmal echten deutschen Frauentums werden. Dies Buch ist ein Aufruf an unsere Zeit und will aus großen Vorbildern der Vergangenheit die Frau der Gegenwart zu den ihr durch den Nationalsozialismus wieder zurückgewonnenen natürlichen Lebensordnungen hinführen." Volksgemeinschaft.

---

Ein ganz köstliches Bilderbuch für die Kleinen

# Hatschi-Hatschi

## Eine lustige Geschichte vom Schnupfenbazillus und seinen bösen Spießgesellen

Vom Doktor Schrickel

Mit vielen farbigen Bildern von Edith Frenzel-Grabowski
Großformat 22×30 cm. Preis geb. RM 4.–

Der Doktor Schrickel erzählt in seinen launigen Versen, die unsere Kleinen bald wie den Struwwelpeter nachsprechen werden, von den Bosheiten des Hatschi-Hatschi, dem Schnupfenbazillus, vom Hui-Pfui, dem König der Pfütze, und vom Auweh, dem Schrecken der Zähne. Zum Schluß, „da gibt dir Heinzelmännchen Rat, befolg sein Wort durch deine Tat". Vierzehn gute Ratschläge in kurzen Versen und bildlichen Darstellungen belehren unsere Kinder, wie notwendig Reinlichkeit und Körperpflege zur Erhaltung der Gesundheit sind. Kurz, ein Bilderbuch, das alle entzückt, und das zugleich von großem erzieherischem Wert ist.

---

J. F. Lehmanns Verlag / München 15

# Das Werden des Reiches

21 farbige Karten zur Geschichte der Reichsgestalt

Von Dr. Karl Richard Ganzer

Mit 48 Seiten Text. 2., vermehrte Auflage. 12.–22. Tausend. Kart. RM 2.–

„Ein meisterhaft geglückter Versuch, in farbig ausgeführten Kartenskizzen das Raumschicksal des Deutschen Reiches übersichtlich und einprägsam zusammenzufassen. In knappen Erläuterungen zu den einzelnen Kartenskizzen, in denen auf alles Nebensächliche verzichtet, nur das Wesentliche stark herausgearbeitet wird, hebt G. die entscheidenden Kräfte heraus, die die deutsche Geschichte bestimmt haben, und vermittelt so eine eindrucksvolle Gesamtanschauung der deutschen Reichsgeschichte bis in die unmittelbare Gegenwart hinein." Zeitspiegel.

Von Dr. Karl Richard Ganzer erschien im 23.–30. Tausend

# Das deutsche Führergesicht

200 Bildnisse deutscher Kämpfer und Wegsucher aus zwei Jahrtausenden. Mit einer Einführung in den Geist ihrer Zeit. Steifumschlag RM 3.20, Lwd. RM 4.20.

„Dieses Werk, das 200 Bildnisse deutscher Kämpfer und Wegsucher aus zwei Jahrtausenden umfaßt, ist entstanden aus jener Haltung, die wir immer wieder von jedem verlangen müssen, der heute unsere deutsche Geschichte darstellen will. Wenn wir die ausgezeichnet ausgewählten Bilder betrachten und den beigefügten Text lesen, so wird uns von Seite zu Seite immer mehr die Berechtigung des Treitschkeschen Satzes deutlich: ‚Männer machen die Geschichte'. Besonders hervorzuheben ist, daß es dem Autor gelingt, in ganz wenigen, dafür aber im Hinblick auf das Wesentliche um so schärfer formulierten Sätzen, die meistens nur 12 Zeilen unter dem Bild füllen, das Charakteristische zu sagen und dabei doch die einheitliche, das Ganze beherrschende Linie deutlich zu machen." Der Führer, Karlsruhe.

# Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der großdeutschen Geschichte

Von Dr. Gustav Paul, Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Darmstadt. 537 Seiten mit 113 Abbildungen und Karten. Geh. RM 12.–, Lwd. RM 14.–

„... Man sieht: der Horizont ist so weit wie die Welt. Für den Freund der Heimatgeschichte ist das angeführte Schrifttum eine wahre Fundgrube, besonders weil dadurch zu Unrecht vergessene Schriften aller Art und allen Umfangs gewissermaßen wieder ausgegraben werden. Eine leichte Lektüre ist das Buch nicht; wer sich aber erst einmal hineingelesen hat, der wird an Aufgaben zur Bereicherung seines Wissens und zur Berichtigung seines Weltbildes für den Rest seines Lebens genug haben. Man kann daher das Werk nicht angelegentlich genug empfehlen, auch wenn Einzelheiten sich später einmal anders darstellen sollten. Die Geschichtswissenschaft ist eben in stetem Flusse." Münchener Neueste Nachrichten.

# Die Sprache des menschlichen Antlitzes

Eine wissenschaftliche Physiognomik und ihre praktische Verwertung im Leben und in der Kunst

Von Prof. Dr. Fritz Lange

2., erweiterte Auflage. 6.–8. Tausend. Mit 311 Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln und einer Aufschlagtafel. Geh. RM 8.–, Lwd. RM 9.40

„Der Verfasser, ehemaliger Vorstand der Orthopädischen Klinik in München, hat in 50 Jahren ärztlicher Arbeit reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Physiognomik gesammelt, die er nun mit vielen Bildbelegen veröffentlicht. Er befreit die Physiognomik von den Phantastereien, mit denen sie belastet war, und beschränkt sich auf das was einer strengen wissenschaftlichen Prüfung standhält. Er zeichnet die Entwicklung des Antlitzes von der Geburt bis zum Tode, versucht die Bedeutung der Erbmasse für Ausdruck und Gestaltung der Physiognomie zu erkennen und begründet vor allem durch eine tiefgehende Analyse der Tätigkeit der Gesichtsmuskeln die Entstehung der Gesichtszüge. So gelangt er zu der Feststellung, wieviel von der Persönlichkeit des Menschen aus dem Studium der Gesichtszüge zu erkennen ist. Das Buch ist so geschrieben, daß es auch dem Laien verständlich ist, dem es bei der Beurteilung seiner Mitmenschen, aber auch für das Verständnis von Kunstwerken wertvolle Hilfe leistet."

Volk und Arbeit.

# Du bist dein Schicksal

Von Charlotte Koehn-Behrens

Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. M. H. Göring, Leiter des Deutschen Instituts für Seelenforschung und Psychotherapie. 3., vermehrte Auflage. 7.–9. Tausend. Geh. RM 2.40, Lwd. RM 3.40

„Das Buch gliedert sich in drei Teile, die alle dazu helfen wollen, tapfer zu lel en und zu erkennen, daß unser Selbst es vornehmlich ist, aus dem unser Schicksal fließt. Der erste Teil zeigt, wie junge Menschenkinder in diesem Sinne bis zur Reife zu führen sind. Der zweite Teil lehrt das Fertigwerden mit sich selber, die Einfügung in die Gemeinschaft sowie die rechte Führung der Ehe. Der dritte Teil gibt Hilfen für das Alter. In einer Reihe schlichter, gemeinverständlicher Aufsätze wird über die Dinge gesprochen, die uns im Alltag zu schaffen machen, ohne daß wir es besonders merken, über das Lachen und Weinen z. B., über Schlaf und Schmerz, über Angst, Aerger, Laune und Eitelkeit. Alle diese Aufsätze sind Ergebnisse von Rücksprachen der Verfasserin mit namhaften Psychologen und Psychotherapeuten, deren Auffassungen aber gebrochen werden durch das Temperament einer auch praktisch erfahrenen Frau."

Nachrichten für Lebensreform-Literatur.

---